Emerich Schaffran

Geschichte der Langobarden

Deutsches Ahnenerbe

Reihe C: Volkstümliche Schriften

Geleitwort: Ein Volk lebt so lange glücklich in Gegenwart und Zukunft, als es sich seiner Vergangenheit und der Größe seiner Ahnen bewußt ist.

Heinrich Himmler
Reichsführer-SS

Deutsches Ahnenerbe

Herausgegeben von der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe", Berlin

---

Reihe C:

Volkstümliche Schriften

Sechster Band

Geschichte der Langobarden

von

Emerich Schaffran

Das Ahnenerbe e. V. / Berlin

Deutsches Ahnenerbe

Reihe C: Volkstümliche Schriften

Geschichte der Langobarden

von

Emerich Schaffran

v. Hase & Koehler / Verlag / Leipzig

 Satz und Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Vorwort

Die Frühzeit der germanischen Völker liegt in einem tiefen Dunkel, und kaum mehr wird es gelingen, dieses Dunkel wenigstens in seinen wichtigsten Teilen so zu erhellen, wie wir es heiß wünschten. Denn ein Vorhang hat sich zwischen uns und die Zeit unserer ersten Väter gesenkt; ihn wob die alles langsam, doch unerbittlich zerstörende Zeit, als sie alle Zeugnisse aus jenen fernen germanischen Tagen Schritt für Schritt vernichtete, ihn wob aber auch — und das ist traurig genug — der Unverstand und der Dünkel späterer Zeiten. Denn wie lange ist es her, daß selbst wir von der Urzeit unseres Volkes geringschätzig sprachen, die alten Germanen als wahre „Barbaren" ansahen und sie auf der Bühne in einer so traurig-grotesken Weise darstellten, daß uns heute die Schamröte ins Gesicht steigt? Gewohnt, alles unter dem Gesichtswinkel der südländischen, mittelmeerländischen Machtkunst zu sehen, war uns das Empfinden für die eigene Vergangenheit verlorengegangen, obwohl die Romantiker zu Anfang des 19. Jahrhunderts in der schönsten Weise versuchten, den Sinn auf altgermanische Kultur zu lenken. Aber man verlachte sie, und man ahmte dann lieber griechische, römische und italienische Kunst nach, man malte abhängig von Tizian und Raffael und von Rubens, man malte, meißelte, baute irgendwie, nur nicht deutsch. Erst die Schmach der ersten Jahre nach dem Weltkrieg und die Morgenröte des Dritten Reiches haben uns wieder zu den Wurzeln unserer Kraft zurückgeführt, und jetzt erkennen wir, wie hochkultiviert jene alten Germanen waren, da jeder neue Grabfund die schönsten und vor allem eindeutigsten Belege dafür bietet. Nur reichen auch diese Funde, die im ganzen weiten Raum der deutschen Zunge von heute, besonders jedoch in Norddeutschland gemacht wurden, nicht allzuweit zurück, so daß die eigentliche germanische Frühzeit auch derzeit noch in einem geheimnisvollen Halbdunkel verbleibt. Da es aber doch einigermaßen aufgehellt werden konnte, so fühlten wir späte Enkel, daß das Band zwischen uns und den Vorvätern doch nicht ganz zerrissen ist. Die Großmeister der Erforschung

deutscher Urgeschichte halfen uns wenigstens einige Fäden dieses Bandes wiederfinden, ihnen verdanken wir es, wenn doch mitunter aus jenen fernsten Zeiten ein verhaltener Klang bis in unsere Tage tönt, sei es in Form einer Sage, im Rest eines Brauchtums, in einem Wortstamm, und dann ist es, als reichten über Jahrtausende liebe Hände zu uns, Hände von Menschen aus gleichem Blut. Wer je einmal solche verwehende Töne hörte, dem griffen sie ans Herz und beglückten ihn unsagbar, weil er über unvorstellbar große Zeiträume das Gemeinsame, das Volkhaft-Bindende erkannte.

So ergeht es uns auch bei der Beschäftigung mit dem germanischen Volk der Langobarden. Über seine früheste Geschichte wissen wir nichts, als ein paar höchst unsichere Angaben der römischen Geschichtsschreiber[1]; um alles andere rankt sich in unermüdlicher Erfindung die Sage. Wenn auch in ihr wie zumeist ein Körnchen Wahrheit stecken mag, für eine wirkliche Erkenntnis der langobardischen frühesten Zeit reicht es doch nicht recht. Das Volk der Langobarden ist seit Jahrhunderten ausgestorben oder durch Vermengung mit anderen Völkern bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden, der langobardische Staat besteht nicht mehr, die Sprache ist verhallt. Und dennoch! Es leben die uralten Mythen der Langobarden, es leben von einer bestimmten, schon geschichtlichen Zeit an ihre Kunstwerke[2], Sprachreste sind in Oberitalien mehr als man denkt vorhanden, und auch im dortigen Brauchtum hat sich so manche schöne Erinnerung erhalten[3]. Ja, noch mehr! Wir kennen ihre Geschichte in einer fast einzigartig aufgeschlossenen Weise. Denn ein Langobarde, Paul Warnefrid, später als Mönch Paulus Diakonus genannt, ein aufrechter deutscher Mann, schrieb in seinen Greisenjahren die Geschichte der Langobarden[4]; wenn auch in diesem Werk wiederholt die Tatsachen durch sagenhaftes Beiwerk überwuchert werden, so ergibt sich immer noch ein schön gerundetes geschichtliches Bild, und schließlich erfreuen wir uns auch jener uralten Sagen, da auch sie über die Art des Volkes berichten. Ferner hat uns ein gütiges Schicksal noch Weiteres aus der Zeit des langobardischen Reiches aufbewahrt, darunter als Wichtigstes die Gesetzessammlungen der Könige Rothari und Liutprand, genug Bausteine also, die nur der Zusammenfassung warteten, damit dem ganzen deutschen Volke von einem der edelsten germanischen Stämme berichtet werde. Außer Otto Abel, der 1849 die Historia langobardorum des Paulus Diakonus geschickt in das Deutsche übertrug und sie feinfühlig kommentierte[5], hat sich noch niemand an eine solche Aufgabe gewagt, die das schöne und dankenswert Ziel hätte, germanische Schatten lebendig zu machen, und Längstgeschehenes aus germanischer Frühgeschichte als nachahmenswert oder nichtnachahmenswert bis in die heutige Begriffswelt zu rücken. Warum das bisher nicht er-

folgte, wissen wir. Daß es gerade jetzt erfolgen muß, erfüllt uns ebenso mit Stolz wie mit Demut und auch mit Dank an unsere jüngste Zeit.

So beginne denn, für alle Deutschen geschrieben, eine „Geschichte der Langobarden", die aber erst von dem Augenblick an reicher gestaltet werden kann, als die Langobarden den Donauraum erreichten. Denn ab nun mehren sich die Bodenfunde und die geschichtlichen Erwähnungen.

Die „Geschichte der Langobarden" wird auch zum ersten Mal in solchem Zusammenhang durch eine Schilderung ihrer kulturellen Tätigkeit besonders auf dem Gebiet der bildenden Kunst ergänzt.

Inhalt

Bilderverzeichnis

Die mit * bezeichneten Bilder nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.

1. Abschnitt

Von der Vorzeit über den Aufenthalt an der österreichischen und ungarischen Donau bis zum Einfall in Italien im Jahre 568

In graueſter Vorzeit hebt der Langobarden Geſchichte an. Keine Jahreszahl, noch kein Grabfund, kein Kunſtwerk und kein archivaliſcher Beleg hilft uns jene früheſte Zeit näherbringen. Dunkel herrſcht. Nur die Sage und urälteſte, mündliche Überlieferung berichten, und in ihnen wird da und dort ein Körnchen Wahrheit eingeſchloſſen ſein[6]. —

Der Norden gebiert tüchtige und geſunde Menſchen, und aus dem ſagenhaften Nordland Skandanan, das vermutlich das heutige Südſchweden iſt, kamen die Langobarden. Lange vor der Zeitwende wurden ſie ein Opfer der damaligen Klimaverſchlechterung; „der grauſame König Schnee", dann Übervölkerung und Mißernten, aber auch echt germaniſche Wanderluſt hieß ſie ihre Wohnſitze verlaſſen; die Langobarden ſetzten über die Oſtſee und ſiedelten ſich vorerſt in Litauen und dann am Unterlauf von Oder und Weichſel an, welchen Landſtrich ſie Skoringa nannten. Die Führer waren Ibor und Agio, die Langobarden nannten ſich damals überhaupt noch Winniler, d. i. „Winnen", die Streitbaren. Kaum in den neuen Wohnſitzen angelangt, verlangten nun die benachbarten Wandalen Unterwerfung und Zins. In ihrer Not wandten ſich Ibor und Agio an den Göttervater Wuotan, ihre Mutter Gambara beſonders an Wuotans Gattin Frea und erbaten Sieg. Frea riet nun, die Weiber der Winniler mögen ſich ihr Haar bartartig ins Geſicht hängen laſſen, und als ſie Wuotan dergeſtalt ſah, fragte er erſtaunt, wer denn dieſe Langbärte wären, und verlieh ihnen wegen dieſer Kühnheit den Sieg. Dies iſt die älteſte Sage der Langobarden. Sie und ihre wandaliſchen Gegner wurden von Doppelkönigen regiert, deren Namen auf jene ganz im Dunkel der Vorzeit ſtehenden Alkiszwillinge deuten, die wiederholt auf ſchwediſchen Felszeichnungen vorkommen und den griechiſchen Dioskuren auch in ihren Handlungen ſehr verwandt ſind.

Auch im Lande Skoringa gefiel es den Langobarden nicht auf die Dauer; sie wanderten westwärts, durch das mythische Land Mauringa, und kamen an die untere Elbe, und hier, es mag dies um Christi Geburt gewesen sein, faßt sie zum erstenmal, wenn auch nur kurz und knapp, der Scheinwerfer der Geschichte. Jetzt erst beginnt auch der Boden zu sprechen, denn es wurde vor einigen Jahren in der Lüneburger Heide ein mit reichen Beigaben versehenes langobardisches Fürstengrab aufgedeckt. Die Langobarden kamen mit den nordwärts vorstoßenden Römern unter Tiberius im Jahr 5 n. Ztw. in Kampf, wurden besiegt, retteten sich aber aus Knechtschaft, indem sie auf das östliche Elbufer rückübersiedelten. Tacitus, der diesen Kampf beschreibt, erwähnt die ungewöhnliche Wildheit der Langobarden, und wie sie trotz ihrer geringen Kopfzahl sich nicht unterwarfen, sondern Kampf suchten und, in diesem unterlegen, lieber die neue Heimat aufgaben, als ihre Freiheit zu opfern. So kühn und so trotzig-freiheitsfreudig blieben sie immer.

In den kommenden Kämpfen der Germanen mit den Römern werden die Langobarden wiederholt genannt[7], sie sind auch eine Zeitlang dem mächtigen Bund der Markomannen unter König Marbod eingegliedert, treten jedoch bald auf die Seite der jenen feindlichen Cherusker. Die Langobarden besiedelten damals wieder ein ausgedehntes Gebiet am rechten und linken Ufer der unteren Elbe, und an ihren Namen erinnert noch heute der Name Bardengau; auch hier schenkte der Boden eine Reihe von Grabfunden. Denn in letzter Zeit wurden im Luhetal bei Putensen 38 langobardische Gräber des 3. Jahrhunderts gefunden. Unter den vielen Grabbeigaben ist besonders ein Prunkgefäß mit hohem Fuß und sehr schönen und reichen Verzierungen wertvoll.

Hier blieben sie lange, weil der eiserne Ring römischer Herrschaft vorläufig eine Wanderung nach dem ersehnten Süden verwehrte. Hier im Bardengau festigte sich auch das stammliche Gefüge der Langobarden, und hier erlernten sie auch von den Römern die praktische Auswertung ihrer alten kriegerischen Ordnung und Kampfzucht. Strenge Sippengesetze banden das Volk zusammen, und ihre Könige waren eher Sippenhäupter als Könige im späteren Sinn. In der Reihe der langobardischen Herrscher vor dem Einfall in Italien waren jene völlig sagenhaften Gestalten Ibor und Agio die ersten, Albwin (Alboin), unter welchem die große Wanderung nach Italien erfolgen sollte, der zehnte. Im 4. und dem frühen 5. Jahrhundert schweigen die geschichtlichen Quellen leider wieder ganz über die Langobarden. Was Paulus berichtet, ist Sage; vollständig sagenhaft, auf einer uralten mündlichen Überlieferung beruhend, sind die Namen der Könige Lamissio, Lethu und Hildehoc, ganz ungeklärt auch der

unmittelbare Grund, warum sich das Volk um 450 in eine neue Bewegung setzte, deren Ziel deutlich der lockende Süden war. Die allgemeine Unruhe, die damals alle germanischen Stämme schon lange ergriffen hatte, erfaßte auch die Langobarden, und so verließen sie die untere Elbe und zogen in großen Haufen südwärts. Nun hinderte sie kein Römer mehr, als sie durch die sagenhaften, wahrscheinlich im heutigen Schlesien gelegenen Landschaften Anthaib und Burgundaib wanderten, denn Roms Macht war bereits gebrochen. Germanische Fäuste hatten die Nordfront des Reiches aufgerissen. Während dieser langen Wanderung sammelten die Langobarden ihre Sagen und machten aus ihnen köstliche Erzählungen. Denn sie waren geborene Erzähler, und ihre Heldenlieder, besonders die späteren über die Taten König Albvins, gingen sogar in die Dichtung der Baiern und Niedersachsen über. Die Langobarden kannten eine Liedkunst in Stabreimform, besonders aber liebten sie die phantasiestarke Erzählung in mündlicher Überlieferung und das Epos. Als König Rothari zwei Jahrhunderte später für seine Gesetzessammlung als Vorwort die Urgeschichte der Langobarden, die sogenannte Origo, niederschreiben ließ, war diese eine in lateinischer Sprache übertragene uralte germanische Stabreimdichtung, die noch in der neuen Fassung hindurchschimmert.

Die Wanderung der Langobarden erreichte schließlich um 488 das südliche Mähren, und wieder wird es um sie einigermaßen geschichtlich hell. Dort und im niederösterreichischen Weinviertel lag das Reich der germanischen Rugier; es war soeben durch den kühnen Germanen Odovaker zerstört worden, und in den nunmehr freien, besitzlosen Raum stießen die Langobarden vor. Ihr König war damals Godeoch, der fünfte der Königsreihe. Jetzt werden stärker als bisher die geschichtlichen Nachrichten durch Funde belegt. Denn am rechten Ufer der March in Niederösterreich und weiter westlich davon bis in die Nähe von Hollabrunn wurden zahlreiche langobardische Gräber gefunden; sie enthielten eine Fülle schönster Grabbeigaben, die alle dem Stil der Wende des 5. Jahrhunderts angehören. Es sind also Gräber der Wanderungszeit, denen sich später solche der Seßhaftigkeit anschließen sollten[8]. Auf dem Weg in das Rugiland scheinen die Langobarden auch das Christentum in der Form des Arianismus kennengelernt zu haben, doch dürften sich nur geringe Teile des Volkes mit dem neuen Glauben befreundet haben.

Einige Jahre wohnten die Langobarden unter den Königen Cleffo und Tato im Rugiland, hier lernten sie in Resten wieder römische Kultur kennen. Dann zogen sie weiter, durch den Donaudurchbruch beim heutigen Hainburg, am linken Ufer des riesigen Stroms, hinein in die nordwestungarische Tiefebene. Das Land gehörte den germanischen Herulern. Die Landnahme ging zuerst

friedlich vor sich, doch schon um 510 gab es Krieg. Rodulf, König der Heruler, ließ durch seinen Bruder einen Vertrag mit dem Langobardenfürsten Tato abschließen. Der Heruler kam mit großem Gefolge, prunkend und prahlend, brachte reiche Geschenke und erregte damit Aufsehen, darunter auch bei Rumetrud, einer Tochter Königs Tato. Als sie erfuhr, wer der vornehme Mann sei, lud sie ihn auf einen Becher Wein ein, neckte dabei jedoch den fremden Gast derart unpassend wegen seiner unansehnlichen Gestalt, daß er schließlich vor Scham in begreiflichen Zorn geriet und zu Rumetrud harte Worte sprach. Diese beschloß ihn darob zu töten; sie heuchelte Gelassenheit und Entschuldigung, und als das Gelage weiterging, ließ das verblendete Mädchen den fremden, hohen Gast meuchlings ermorden. Daraus entbrannte natürlich Krieg.

Wiewohl das Heer der Heruler durch Kenntnis römischer Kriegsgewohnheiten als besonders kampftüchtig galt, wollten sie in diesem Krieg ein Besonderes an schreckendem Mut tun, indem sie nackt, nur mit bedeckten Schamteilen in den Kampf zogen. Doch alles dies, wie auch die Siegesgewißheit ihres Königs Rodulf nutzten den Herulern nichts, die Langobarden errangen einen entscheidenden Sieg, und als schließlich der Herulerfürst, aus seiner Zuversicht grausam erwacht, persönlich in den Kampf eingriff, war es längst zu spät, und bald fiel Rodulf selbst unter den Hieben der langobardischen Schwerter. Seine Völker wandten sich nunmehr zur regellosen Flucht, und als diese in Panik überging, verwechselten sie Wasserflächen, die sie durchschwimmen wollten, mit Feldern grünen Flachses, sie verfingen sich in den wuchernden Pflanzen und wurden jämmerlich zusammengehauen[9].

So die Sage und der auf ihr ruhende Bericht bei Paulus Diakonus. Das Motiv der Verwechslung von Wasser mit Flachs scheint überhaupt eine uralte deutsche Volkssage geworden zu sein, denn auch den „Sieben Schwaben" erfuhr gleiches Mißgeschick, nur ohne den traurigen Ausgang. Dieser für die Langobarden siegreiche Kampf gegen die Heruler ist wohl geschichtlich nachzuweisen, doch ist er erst das Ende einer vieljährigen Tributspflichtigkeit der Langobarden an die Heruler. Denn als die Langobarden, von Niederösterreich herkommend, sich in den ungarischen Ebenen niederließen, ging das zuerst friedliche Nebeneinanderwohnen bald in harten Krieg über, und die Langobarden wurden von den Herulern unterworfen und tributpflichtig gemacht. Das aber ist römische Sitte, und der ganze Vorgang zeigt, daß die Langobarden wohl in einen neuen Kulturkreis eingetreten waren, aber auch wie sich ihre gesellschaftliche Form mittlerweile verändert hatte. Denn Tribute — das waren damals regelmäßige Leistungen an Geld und Ware — konnte nur ein Volk mit geregeltem landwirtschaftlichen und handwerklichen Ertrag leisten. Zu einem

Blick auf den ältesten Teil von Verona mit dem Platz der Burg

Spoleto

Foto: E. Schaffran

Ansicht von Pavia. Vorne die mittelalterliche Tessinbrücke

Blick auf Cividale

solchen waren aber die Langobarden bisher nicht fähig. Geschah das nun nach ihrem Eintreffen in Ungarn, so müssen sie zu Grundbesitzern geworden sein. Für diesen gesteigerten Ackerbau verwendeten sie nunmehr die unterworfene Bevölkerung, die sie hörig machten. Sie benannten jetzt den Halbfreien Aldio, während bisher jeder Stammesangehörige in dieser Weise bezeichnet wurde[10]. Dieser neugeschaffene Begriff sollte in Bälde bei der Gestaltung des langobardischen Staates in Oberitalien eine bedeutende Rolle spielen und ist als Vorname Aldo in Oberitalien, wie in der Toscana bis in die Renaissance außerordentlich beliebt gewesen.

In der Zeit der Unterwerfung unter die Heruler gewannen die Langobarden langsam an Kraft und an Kenntnis jener staatlichen Einrichtungen Roms, mit denen sie sich später irgendwie auseinanderzusetzen haben werden. Endlich wurde die Macht und das Ansehen der Langobarden genügend groß, um das Reich der Heruler zu vernichten, ohne hierbei das Eingreifen des mit diesen verbündeten Ostgotenkönigs Theoderich zu fürchten. Ja sogar das gewaltige byzantinische Reich hatte, ahnungslos welch furchtbarer Gegner hier in Ungarn heranwuchs, teilnahmslos dem Untergang der Heruler zugesehen. So groß war schon damals die Achtung vor langobardischer Kampflust und Kriegstüchtigkeit.

Als nun die Heruler besiegt waren, dehnten die Langobarden ihr Reich zuerst auf Ungarn südlich der Schüttinsel und dann auch rasch gegen Westen aus; sie besetzten wieder das ganze niederösterreichische Weinviertel und bald darauf auch Teile des Wiener Beckens und den Ostabfall des Leitha- und Rosaliengebirges. Zahlreich und wertvoll sind hier, wie im westlichen Ungarn die langobardischen Grabfunde aus der Mitte des 6. Jahrhunderts. Von den früheren, auf gleichem Boden gemachten Bodenfunden unterscheiden sie sich jedoch durch das Fehlen der bisher regelmäßig vorkommenden bäuerlichen Keramik und durch das Überwiegen von Waffen und kriegerischem Schmuck[11]. Denn die Langobarden waren nunmehr kein Bauernvolk mehr, sondern Krieger und Großgrundbesitzer. Hatte sich somit ihre gesellschaftliche Zusammensetzung gewandelt, so war ihr volkhaftes Empfinden das alte nordische geblieben, und es zeigt sich einstweilen keine Spur der schon damals bei den anderen germanischen Stämmen üblichen Fremdländerei, also der Nachahmung fremder, römischer Sitten. Die ganzen Ornamente ihrer Gewandspangen, der Waffen und anderer Dinge sind und bleiben noch eine Zeit gut nordgermanisch, und wenn sich Formen zeigen, die nicht stammeseigentümlich im engsten Sinn des Wortes sind, so gelangen sie aus dem ostgotischen Formenschatz zu den Langobarden, oder gehören jener griechisch durchsetzten skythischen Kunst an, die

vorerst von den Ostgoten und später von den Awaren nach Westen und damit in den Bereich der Langobarden getragen wurden[12]. Es stehen in dieser Weise die Bodenfunde in Niederösterreich und im Burgenland als Vermittler zwischen der einstigen Bauernkultur der Langobarden und jener Herrenzeit, die sich unter völlig geänderten politischen Verhältnissen in Italien ausbilden wird. Diese österreichischen Funde sind auch deshalb so wichtig, weil sie uns ähnlich dem Steinkistengrab von Scharzfeld eine hochaltertümliche Bestattungsart zeigen. Denn die Leichen sind nicht vollständig, sondern zerteilt beigesetzt. Diese Zerteilung geschah bewußt, und ist nicht das Ergebnis späterer Eingriffe oder der Tätigkeit der Wühlmäuse. Es lag dieser Zerteilung keineswegs immer die Vorstellung der Furcht vor der Wiederkehr des Toten zugrunde, sondern oft eine heldische Auffassung und eine ganz bestimmte, rein germanische Anschauung vom Weiterleben der Seele. Man nahm an, aus jedem besonders wichtigen Teil des Leichnams können besondere Kräfte auf den Besitzer dieser Teile übergehen, so wie diese auch in symbolischer Form den Übergang zu neuem Leben ermöglichen können. Diese Auffassung ist keineswegs grob materialistisch, sondern in ihrer Art seelenvoll, jedenfalls heldisch; sie findet ihre schönste Erklärung in den wunderbar tiefen Worten der Edda:

Besitz stirbt — Sippen sterben — Du selbst stirbst gleich ihnen. —
Nur eines weiß ich — Das ewig lebt — Des Toten Tatenruhm.

Es verkörpert somit jene Art der Leichenbestattung älteste nordgermanische Sitte, wie sie außer den niederösterreichischen Gräbern und dem vorerwähnten Steinkistengrab von Scharzfeld nur noch in späterer, sinnbildlicher Verdünnung u. a. bei den Funden im Osebergschiff zu sehen ist. Doch erwuchs später aus dieser Sitte, besonders aus deren Ergänzung durch asiatische Gebräuche, den Langobarden schwerstes Leid, als Rosemund, die Gepidin, ihren Gatten, den Langobardenkönig Albwin ermordete. Dieses Ereignis führt wieder zur Geschichte zurück.

Durch die Mörderhand seines Brudersohnes Wacho fiel König Tato, der Sieger über die Heruler. Sein Sohn Ildichis bekämpfte vergeblich den neuen König Wacho und mußte schließlich zu den südlich von Ungarn wohnenden germanischen Gepiden fliehen. Aus diesem Verwandtenzwist entstand neuer Krieg. Wacho jedoch, ein sichtlich politisch kluger Kopf, der sich nach allen Seiten sichern wollte, trat, ein ostgotisches Hilfegesuch mangels jedes Zusammengehörigkeitsgefühles überhörend, zum römischen Reich ebenso in unmittelbare Beziehung, wie er durch eheliche Verbindung seiner Töchter mit fränkischen und bairischen Fürsten sich diese wichtigen germanischen Reiche im Westen ver-

bindlich zu machen wußte. Darüber hinaus war bei Wacho deutlich der Wille zu einer Zusammenfassung der langobardischen und westgermanischen Kraft gegen das byzantinische Reich zu erkennen, und es zeichnete sich in der Tätigkeit jenes langobardischen Herrschers eine noch ganz undeutliche Vorstellung eines großgermanischen Reiches ab, eine Vorstellung, die später in Italien noch ganz andere Kraft finden sollte.

Auf König Wacho folgte sein noch unmündiger Sohn Walthari; für ihn führte Audwin (Audoin), aus dem alten Geschlecht der Gausen, die vormundschaftliche Regierung. Walthari starb nach wenigen Jahren, man munkelte an Gift, und ihm folgte als neunter langobardischer König dann Audwin.

Dieser verstärkte die Beziehungen zum römischen Reich, doch band er sich nie allzusehr, und kein Langobarde hat je im römischen Reich eine Stelle in der Verwaltung oder im Heer eingenommen, sie blieben im Gegensatz zu Goten und Franken selbstbewußt und nackensteif. Das Verhältnis zum Frankenreich wird gebessert, jenes zu den Baiern geradezu freundschaftlich, dazu waren damals wie später Eheschließungen die besten Mittel. Auch wurden große Teile von Inner-Norikum auf friedlichem Wege besetzt, sogar im nördlichen Kärnten, in der Gegend des Neumarkter Sattels scheinen schon langobardische Familien gewohnt zu haben.

Nun brach aus den vorerwähnten Ursachen, also wegen des Streites um das reiche Sirmien, der Krieg mit den Gepiden aus. Das schlaue und hinterlistige Byzanz hoffte daraus Nutzen zu ziehen, es unterstützte die nach seiner Meinung schwächeren Langobarden mit 10000 regulären Reitern, wünschend, daß sich in diesem Kampf die beiden germanischen Völker aufreiben würden. Doch diese ahnten die List und vertrugen sich im letzten Augenblick. Byzanz hatte das Nachsehen. Aber der Friede zwischen Langobarden und Gepiden war von keiner Dauer. Den Langobarden, die schon damals an eine Fortsetzung ihrer nur unterbrochenen Wanderung nach dem Süden dachten, war das gepidische Reich im Wege, und in einem langen, wiederholt von schwersten Enttäuschungen und militärischen Rückschlägen begleiteten Krieg errangen endlich die Langobarden, unterstützt von den mittlerweilen auf dem Plan erschienenen Awaren, den Sieg. Der Gepidenkönig Kunimund fiel von Albwins eigener Hand (Albwin war bereits seinem Vater Audwin in der Königswürde gefolgt), und unter der unermeßlichen Beute befand sich auch des gefallenen Königs Tochter Rosemund. Sie wurde bald danach des Siegers Gattin — und seine Mörderin.

Die Awaren, ein asiatisch-mongolisches Reitervolk[13], verlangten für ihre Waffenhilfe ausgiebige Bezahlung, besonders durch Zuteilung gepidischer Gebiete. Doch scheint das Verhältnis zwischen beiden Bundesgenossen sich bald

wieder beruhigt zu haben, denn die ungarischen Bodenfunde erbrachten gemeinsame Gräberfelder, und es dürfte auch eine teilweise Blutsvermischung eingetreten sein, wenigstens mit jenen gotischen Scharen, die sich im Gefolge der Awaren befanden. Auf jeden Fall verdankten die Langobarden die Kenntnis des pontisch-skythischen Kunststils den besonders im Bronzeguß sehr tüchtigen Awaren, sie schufen daraus in Verbindung mit dem urtümlichen langobardischen Flechtband ein eigenes, neues Tierornament und beeinflußten rückwirkend derart das awarische Kunstgewerbe, daß es vielfach von den langobardischen Erzeugnissen nur schwer zu trennen ist[14].

In den Kämpfen mit den Gepiden zeigten sich leider bereits Unstimmigkeiten zwischen den Sittenhäuptern, den späteren Herzogen, und dem gewählten König. Sie setzten töricht Eigennutz vor Gemeinnutz, hatten immer und wieder Sonderinteressen und hinderten den König am raschen Erreichen seiner Ziele. Diese unselige Eigenbrötelei steigerte sich dann in Italien bis zu öfterem Aufruhr und an ihnen ist endlich das langobardische Reich zugrunde gegangen. Der König selbst scheint damals auch die früheren großgermanischen Pläne aufgegeben zu haben, denn er schickte bald nach Beendigung des Gepidenkrieges den Byzantinern ein Hilfsheer zur Niederwerfung der heldenmütig kämpfenden Ostgoten. Bei diesem Anlaß sahen jene als sehr wild und undiszipliniert geschilderten langobardischen Heerhaufen das gelobte Land Italia, und der alte Wunsch, in ein paradiesisches Südland zu gelangen, wurde mit Macht wieder lebendig. Dazu kam in Ungarn die räumliche Einengung durch die sich rasch ausbreitenden Awaren, und so faßte König Albwin schließlich den Entschluß, sein ganzes Volk nach Italien zu führen. Klug wie er war, sicherte er sich den Rücken und eine vielleicht notwendige Heimkehr — denn er fürchtete gewaltigen kriegerischen Widerstand von seiten Roms — Albwin erneuerte daher das Bündnis mit den Awaren und überließ ihnen die bisherigen Wohnsitze als nur anvertrautes Gut mit der Verpflichtung zur unbedingten Wiedergabe innerhalb der nächsten 200 Jahre; außerdem sollten sie den Langobarden in Italien im Bedarfsfalle militärische Hilfe leisten.

In den Märztagen des Jahres 568 begann Albwin seine Völker zu sammeln[15], verschiedene Scharen anderer germanischer Stämme, wie Sweben, Gepiden, Noriker (Baiern?), stießen ebenso wie 20000 Sachsen, dann Reste der germanischen Bevölkerung Pannoniens und Sarmaten zu ihm, denn alle packte die Sehnsucht nach einem glücklichen Sonnenland, wo das Leben leichter und die Mühen geringer wären, ferner lockte sie auch uralte Abenteuer- und Kampflust. Am Ostersonntag, dem 1. April 568 wurde dann irgendwo in Pannonien der endgültige Beschluß zur Abwanderung gefaßt.

Wie sah das Reich aus, das nun die Langobarden verließen, und wo lag es? Wir wissen es nicht genau. Paulus Diakonus sagt für die Jahre um 488 bis 490: Die Langobarden wanderten aus ihren Sitzen und kamen nach Rugiland, sie blieben da viele Jahre, weil sie einen sehr fruchtbaren Boden vorfanden. Dann zogen sie unter ihrem siebenten König Tato aus Rugiland und wohnten drei Jahre „im Feld" (in campis patentibus, qui sermone barbarico feld appellantur).

Das Rugiland wurde gleich nach dem Zusammenbruch des hunnischen Reichs durch den Germanenstamm der Rugier besetzt und umfaßte das nördliche Niederösterreich zwischen Donau, Hollabrunn und March sowie die angrenzenden Teile von Mähren. Zugleich siedelten sich die Ostgoten zwischen Leithagebirge und Plattensee an, und noch weiter östlich, bis hinein nach Sirmien, wohnten nun nach dieser neuen Landteilung die Gepiden. Die Heruler muß man nördlich der ungarischen Donau, am Unterlauf von Waag, Gran und Eipel annehmen. Die Rugier wurden durch Odoaker, aus dem germanischen Stamm der Skiren, 487 vernichtet; zugleich räumte dieser das schon fast ganz verödete Ufernorikum mit den Städten Carnuntum (Deutsch-Altenburg) und Vindobona (Wien) vollständig[16] und nahm die letzten nicht bodenständigen Ansiedler mit sich nach Italien. In Ufernorikum blieben nur geringe Reste lateinischer Einwanderer, ferner Kelten und später ansässig gewordene Germanen aus verschiedenen Stämmen zurück[17]. Das Land zerfiel in einige Orte, die selbständig nunmehr für ihre Sicherheit sorgen mußten. Die Langobarden stießen jetzt im verödeten Rugiland bis zur Donau zwischen Krems und der Marchmündung vor, wagten sie jedoch nicht zu überschreiten. Als nun hier ihre Zeit, die von Paulus erwähnten „vielen Jahre" um war, bogen sie gegen Osten ab, und kamen durch die Porta hungarica, dem heutigen Hainburg gegenüber, in die Nordungarische Ebene am Unterlauf der Flüsse Waag, Gran und Eipel. Hier spielte sich dann in den nächsten 20 Jahren der blutige Kampf mit den Herulern ab. „Nach Waltharis Tode kam nun als neunter König Audwin, der bald darauf die Langobarden nach Pannonien führte." Pannonien hieß in der provinzialen Einteilung des römischen Reiches das ganze Gebiet südlich der Donau von der Mündung der Traisen bis zur Raab (Pannonia prima) und von hier bis zur Einmündung der Drau (Pannonia secunda). Der in Niederösterreich gelegene Teil von Pannonia prima war jetzt um 545 von Rom, beziehungsweise von Odovaker seit langem geräumt, und aus dem Raum zwischen Leithagebirge und Plattensee waren die Ostgoten gleichfalls schon zur Erfüllung ihres traurigen Schicksales nach Italien abgezogen. Nur ostwärts davon saßen kräftig und anmaßend die Gepiden. Da nun die Lango-

barden mit den Gepiden bald in Grenzkämpfe verwickelt wurden, kann das Pannonien, das Paulus etwas kursorisch angibt, nur die Gegend des Bakonyerwaldes und des Plattensees gewesen sein. Von hier aus griffen die Langobarden ferner noch auf das niederösterreichische Pannonien und Teile der östlichen Ostalpen über, denn ihre Gräber sind im ganzen Wiener Becken, längs des Neusiedlersees und, wenn auch selten, im Gebiet der Seetaleralpen nachweisbar[18]. Als weit später Albwin um 565 die Gepidenmacht endgültig brach, fand eine dauernde Besetzung ihres Reiches doch nicht statt, denn er führte die Gefangenen mit sich fort und das Land kam „in harte Knechtschaft der Awaren".

Es werden also die Langobarden, als sie sich zum großen Volksthing vom Ostersonntag 568 versammelten, aus dem weiten Raum zwischen Wienerwald und Plattensee gekommen sein. Am Auszug nach Italien nahm fast das ganze Volk teil, sogar, wie erwähnt, ergänzt durch andere germanische Scharen, besonders durch über 20000 Sachsen. Doch blieben auch jetzt ebenso sicher Reste zurück wie früher auf der langen Wanderung von der unteren Elbe bis in das Rugiland. Diese Reste wurden im westlichen Ungarn durch die späteren Kriegsstürme, so die Einbrüche der Awaren und der Magyaren, vernichtet oder aufgesogen, und nur im nördlichen Niederösterreich haben sich diese Splitter des langobardischen Volkes noch solange erhalten, um eine Verbindung zur ersten deutschen Kolonisation der Ostmark unter Karl dem Franken herstellen zu können. Spuren haben diese langobardischen Splitter im Aufbau des Nordostteiles der Ostmark nicht hinterlassen. Sie waren an Kopfzahl sichtlich zu schwach. Auch in Ungarn blieben die Langobarden ohne unmittelbaren künstlerischen Einfluß, denn jene mit Flechtbändern und anderen charakteristischen langobardischen Ornamenten geschmückten Kapitelle und Gebälkstücke, wie sie in Ungarn oft gefunden wurden, gehören jener späteren Zeit, als die in Italien ausgereifte langobardische Kunst über Kroatien nach Ungarn zurück wirkte.

Im Frühjahr 568 setzten sich nun die gewaltigen Massen des langobardischen Volkes südwärts in Bewegung; voran die Kämpfer — es werden nach den zeitgenössischen Berichten mehrere Zehntausende gewesen sein — und dann kam der lange, nicht endenwollende Troß der Wagen mit den Weibern, Kindern und den Nichtstreitfähigen. Der Marsch war langsam und vorsichtig, denn es ging durch unbekanntes Land. Jeden Abend baute sich als gewaltige Feldbefestigung die Wagenburg auf, und im Vorfeld schwärmten die berittenen Späher. Wir können die Richtung dieses Marsches nur vermuten. Die Langobarden kamen aus dem westlichen Ungarn und wollten nach Oberitalien. Dafür hat die Natur eine besonders günstige, schon von den römischen Straßen benutzte Reiselinie geschaffen: Vom Plattensee, das niedrige Bilogebirge im

Krapinatal überschreitend, dann die Save aufwärts bis nach Laibach. Aber wie jetzt weiter? Dafür gibt wieder Paulus einen sehr brauchbaren Fingerzeig. „Wie nun König Albwin mit allen seinen Kriegsmannen und einem großen Haufen allerlei Volkes an die Grenze Italiens kam, stieg er auf den Berg, der sich in jener Gegend erhebt, und beschaute sich da, soviel er von Italien übersehen konnte. Darum heißt seit dieser Zeit jener Berg der Königsberg." Nun ragt südwestlich von Laibach der 1200 Meter hohe Nanos auf, den die Italiener heute wieder wie einst die Venezianer Monte rè (Königsberg) nennen; der Berg bricht mit jähen Wänden in das grüne Tal der Wippach ab, und über dieses hinaus sieht man im Westen die Berge immer rascher gegen die weite friulanische Ebene abfallen. Im Süden jedoch erscheint unermeßlich, unendlich die blaue Flut der Adria. Und steht man dort unten, zum Beispiel auf der schönen Terrasse des Doms von Pirano, so ist unter den Höhen nördlich von Triest jener Monte rè der einzige Berg, der durch seine beherrschende Stellung und seine kühne Form auffällt.

Wenn König Albwin nun tatsächlich hier auf diesem Monte rè stand, und nicht vielleicht den Weg Save aufwärts und dann durch das Canaltal nach Friaul genommen hatte, welche Gefühle müssen den kühnen Mann durchdrungen haben, als er zum erstenmal das weite Meer sah und einen Streifen der oberitalienischen Ebene! Diese war für ihn und sein Volk das ersehnte Paradies, hier erhoffte man sich die glücklichsten Lebensbedingungen und — als echte Germanen — Kampf und Sieg zu finden. Großmachtvorstellungen haben sich schon die langobardischen Könige vor Albwin hingegeben. Mußte nicht jetzt, inmitten der uferlosen Fernsicht vom Gipfel des Monte rè, an Albwin geradezu zwangsläufig der Gedanke herantreten, hier, soweit dieses italische Land reicht, ein neues Reich, nunmehr ein germanisches Reich zu errichten? Spätere Könige griffen diesen wahrhaft genialen und heldischen Gedanken wieder auf, er war nahe seiner Verwirklichung, als Papst und Frankenkönig und innere Zwietracht eifersüchtig dazwischentraten und diesen Großmachttraum auf viele Jahrhunderte hinaus vernichteten[19].

2. Abschnitt

Vom Einbruch in Italien bis zur ersten Blüte des Reiches

Mit heißen Wünschen und größten Hoffnungen drängten jetzt, am Westrande des Karstes angelangt, die Langobarden hinab nach Italien. Aufgerissen lag vor ihnen der Westen, und dort verbarg sich alles, was Sehnsucht und Phantasie in köstlichster Mischung wünschten. Ein Land Eden hofften sie zu finden, ein Land, das ihnen alles das mühelos gewähre, was die bisher durchzogenen Gebiete nicht, oder nur kärglich bieten konnten. Sie wußten dort unten, in den uferlosen Ebenen und an den Küsten des ihnen so fremdartig hellen und blauen Meeres den Feind. Er harrte des Angriffes in Städten, Kastellen und hinter Befestigungen jeder Art, die Not und augenblickliche Sorge entstehen ließen, aber fragt ein kriegerisches Volk je nach solchen Beschwernissen? Die Überwindung dieser reizt, und das kampffroh erbeutete Paradies ist ihnen schöner und den kühnen Herzen näher als eine friedliche Besetzung.

Es gab viele Langobarden, welche das oberitalische Land von ihrer kriegerischen Betätigung im oströmischen Heer gegen die stammesverwandten Ostgoten kannten[1]. Sie brachten König Albwin die Kunde von dem starken Forum Julii, dem heutigen Cividale, von den volkreichen und schwer besetzten Städten Treviso, Oderzo, Padua, Verona, und wie die nächsten Ziele alle hießen, sie berichteten auch getreulich über Ausrüstung und Kampfkraft des oströmisch-byzantinischen Heeres, sie wußten jedoch nicht, wie sehr dieses in den letzten Jahren vonseiten der Kaiser vernachlässigt worden war, wie die Mannszucht litt, und wie vielfach große Truppenteile auf Plünderung und eine grausame Selbstversorgung angewiesen war, weil Byzanz den nötigen Sold vorenthielt[2]. Auch waren die Befestigungen nicht instand gehalten, und nur einige der großen Städte schienen auch in dieser Beziehung intakt. Doch fielen auch sie in rascher Folge, sei es, daß die Besatzungen flüchteten oder die Städte überrumpelt wurden.

König Albwin war tapfer und auch klug. Vorsichtig tasteten sich seine Heerhaufen in die friulanische Ebene hinab, Späher gingen vor, jeden Augenblick

gewärtig, in einen Pfeilhagel aus irgendeinem Hinterhalt zu geraten, aber nachdem die schwachen Posten im Birnbaumer Wald überrannt worden waren, erfolgten keine weiteren Zusammenstöße mehr; im Zauber des werdenden Sommers, noch nicht von einer unbarmherzigen Augustsonne verbrannt, lag das schöne Land am Südfuß der stolz aufgetürmten Alpen da. Wo die langobardischen Vorhuten hinkamen, erfaßte Schrecken die Bewohner, sie flohen in die Gebirge oder zu den nahen Küsten des adriatischen Meeres, wo meilenweite Sümpfe und Lagunen trefflichen Schutz gewährten. Furchtbar mag auch tatsächlich den Menschen der Anblick der langobardischen Krieger gewesen sein, und als diese begannen, alle Römer niederzumetzeln und die Leibeigenen einer neuen, anfangs weit härteren Dienstbarkeit zuzuführen (so erzählen es wenigstens die damaligen Chronisten), da war des Schreckens kein Ende; das fast volklos gewordene Land am Tagliamento fiel den Eindringlingen deshalb so mühelos in die Hände, da auch die schwachen byzantinischen Garnisonen kampflos abzogen.

Auf diese Weise erreichte König Albwin früher als er dachte und vor allem leichter zuerst Aquileja und dann die Hauptstadt Friauls, Cividale. Der Monat Juli hatte sich noch nicht vollendet.

Cividale war stark befestigt und ein glänzendes, altberühmtes Bollwerk gegen jede von Osten, vom Karst her, oder aus Norden, durch das Canaltal drohende Gefahr. Da Albwin nicht wußte, was sich in seinem Rücken möglicherweise abspielen konnte, und schließlich auch ein Vormarsch bei Triest gelandeter byzantinischer Abteilungen längs der Küste gegen Cividale keineswegs unmöglich schien, war er bedacht, in Cividale einen besonders fähigen und unbedingt verläßlichen Mann einzusetzen, der diesen Ort vor jeder Gefahr behüte. Einen solchen verläßlichen Mann mußte der König schon deshalb suchen, weil sich gleich nach der Besitznahme des östlichsten Oberitaliens einige Truppführer durch Unbotmäßigkeit und die königlichen Pläne störende Sonderwünsche unangenehm bemerkbar machten[3].

Einen Mann dieser Art fand der König in der eigenen Sippe; es war sein Neffe und Stallmeister (von den Langobarden Marpahis genannt) Gisulf, ein junger und kühner Mann. Diesem übertrug er das Regiment über Cividale. Da nun zur dauernden Bewahrung der Stadt eine klug gewählte Kriegerschar nötig war, verlangte Gisulf vom König freie Wahl jener Sippen, die er dafür geeignet hielt. Sein Wunsch wurde erfüllt. In der Gefolgschaft des jungen Helden befand sich auch ein edler Mann Warnefrid, dessen Urenkel einst berufen sein sollte, die Geschichte der Langobarden zu schreiben. Auch dieser Urenkel hieß wieder Paul Warnefried, doch nennt man ihn heute häufiger Paulus

Diakonus, weil er Mönch geworden war. Da er den Untergang des langobardischen Reiches erlebte, wird durch ihn, den in Cividale Geborenen, jene Stadt zum Sinnbild vom Aufgang und vom Ende des langobardischen Königreiches in Oberitalien[4].

Es ergibt sich daher gerade an diesem Platz die Notwendigkeit und die Verpflichtung, mit einigen Worten dieses Paulus Diakonus zu gedenken, da er uns in seiner großen Geschichte der Langobarden, der Historia langobardorum, wichtigste, oft einzigmalige Materialien über diese ferne Zeit aufbewahrte und darüber hinaus auch seinem ganzen Volke und dessen damals schon vielfach sagenhaft gewordenen Brauchtum ein Denkmal schönster Art der Verbundenheit setzte. Kein anderer germanischer Stamm besitzt einen eigenblütigen Geschichtsschreiber von solcher rührender Treue.

Paul Warnefrid, Sohn des Warnefrid und der edlen Theudelinde, wurde um 730 entweder in Cividale oder in dem zum Dukat gehörigen Küstenort Monfalcone geboren. Er gehörte einem edlen Geschlecht an, dessen Ahnherr mit dem leicht skythisch gefärbten Namen Leupichis oder Leupixis einst mit König Albwin nach Italien gekommen und gleich in Cividale geblieben war. Als der junge Paul sein 12. Lebensjahr erreichte, kam er, dank der Fürsorge des ihm gnädig gesinnten großen Königs Liutprand, an den Hof zu Pavia und genoß dort eine umfangreiche höfische und humanistische Erziehung. Sein Lehrer war ein Lateiner Flavianus, dessen Unterricht er noch im hohen Alter mit rührenden Worten der Dankbarkeit gedenkt. In Pavia, wo eine „Hohe Schule" lehrte und Zeugnis von den edlen Kulturbestrebungen der späteren Langobardenkönige ablegt, genoß Paulus sogar Unterricht im Griechischen, und er wurde auf diese Weise einer der wenigen westeuropäischen Gelehrten von damals, der neben Latein auch die zweite klassische Sprache beherrschte.

Nach dem Tode König Luitprands hüllt sich des Paulus Leben in Dunkel. Noch war er weltlich und hatte das Kleid des Mönches noch nicht genommen, und am meisten glaubwürdig erschienen unter den vielen Berichten über sein damaliges Leben doch jene, die ihn bis zur Zeit des letzten Königs der Langobarden, bis zu Desiderius, also ungefähr um 753, am Hof in Pavia in einer hohen amtlichen Stellung leben lassen. Doch wie er zu den Königen Ratchis und Aistulf stand, wissen wir nicht, und da seine weit später begonnene Geschichte der Langobarden mit dem Tod Liutprands abbrach, geben uns auch keine Aufzeichnungen des Geschichtsschreibers Aufschluß, wie er die oft seltsame Regierung dieser Könige beurteilte. Sicher ist nur seine schon um 763 voll entwickelte Anhänglichkeit an Herzog Arichis von Benevent und dessen edle, den Künsten wohlgeneigte Gattin Adelperga, einer Tochter des letzten Lango-

bardenkönigs Desiderius. Bald nach 763 scheint Paulus, noch immer weltlich, vielleicht der immer trostloser werdenden politischen Lage überdrüssig, nach Benevent übergesiedelt zu sein, da er dort die Studien der Herzogin leitet und ihr für ihre eigenen Zwecke sein erstes Hauptwerk „Die römische Geschichte" schrieb. Dieses umfangreiche Werk, Jahrhunderte hindurch das wichtigste Lehrbuch der spätrömischen Geschichte, wurde um 773 der Herzogin mit einem wundervoll edlen und gehaltvollen Begleitbrief überreicht.

Und noch vieles andere schrieb Paulus für das herzogliche Paar, darunter einen noch heute von der katholischen Kirche verwendeten Lobgesang auf Johannes den Täufer, nach dessen Versanfängen Guido von Arezzo später seine Musiknoten benannte:

Ut queant laxis Resonare fibris
Mira gestorum Famuli tuorum
Solve polluti Labii reatum, Sancte Joannes. (Nach Abel.)

In der Zeit des Zusammenbruches des langobardischen Reiches, also um 774, nahm dann Paulus in reinen, frommen Bestrebungen und von keinem Nützlichkeitsgedanken geleitet die geistlichen Weihen, vorerst als einfacher Kleriker, und ging dann bald danach, Ruhe für sich und Ruhe für seine Studien suchend, in das Mutterkloster des Benediktinerordens, nach Monte Cassino.

Hier schrieb er seine „Geschichte der Langobarden" und noch manche Arbeit in gebundener oder freier Sprache, und von Monte Cassino aus bat Paulus, der nun den Zunamen Diakonus führt, in einer Elegie vom Jahre 782 Kaiser Karl um Gnade für seinen Bruder Arichis. Denn dieser war als Teilnehmer an einem mißglückten Aufstand der Friulaner gegen die neue karlingische Herrschaft in Gefangenschaft geraten, und seine zahlreiche Familie lebte in größter Not. Die dichterische Bittschrift hatte vollen Erfolg, Karl wurde außerdem auf Paulus aufmerksam und berief ihn nach Metz, wo er einige Jahre, auf das höchste geehrt, verbrachte. Man verglich ihn mit Homer, Horaz und Vergil.

Anläßlich dieses Eingreifens Karls zeigt sich deutlich der Unterschied im Charakter der beiden Brüder. Arichis verharrte auch nach seiner Freilassung in starrer Gegnerschaft zu Karl, der für ihn der Unterdrücker des langobardischen Volkes war. Paulus hingegen trat zu Karl in ein fast freundschaftliches Verhältnis, denn der Benediktiner war keine Kampfnatur und durch den Einfluß der Kirche übervölkisch angeglichen worden. In Metz störte ihn nur der Lärm der Hofhaltung, und oft sehnte er sich nach der klösterlichen Stille

von Monte Cassino. So schrieb er einmal am 10. Januar 783 an seinen Abt: „Ich lebe hier unter guten Christen ..., aber im Vergleich mit Eurem Kloster ist mir der Hof ein Kerker; gegen die Ruhe bei Euch ist das Leben hier ein Sturmwind."

Endlich beurlaubt ihn Karl, und im Jahre 787 ist Paulus wieder in Monte Cassino und schreibt an seiner Langobardengeschichte weiter. Bevor er die letzten Kapitel auch nur rahmenartig skizzieren und das bisher Fertige überarbeiten konnte, nahm der Tod den stillen, sanftmütigen und edeldenkenden Gelehrten von dieser Erde. Das Todesjahr steht nicht fest, es dürfte 799 gewesen sein. Nur der Tag ist bekannt, der 13. April. Im leuchtenden campanischen Frühling ist Paulus gestorben. Er wurde im Kapitelsaale seines Klosters beigesetzt, und die schöne, von seinem Schüler Hildric verfaßte Grabschrift war noch im 11. Jahrhundert vorhanden.

Paulus lebte als stiller Gelehrter, und den größten Wert haben daher auch seine geschichtlichen Werke; zum Dichter fehlte ihm der hohe Schwung. Als Mensch war er still und bescheiden, und alle liebten ihn. Im Religiösen war er jedem dogmatisch Überspitzten und allem übertriebenen Wunderglauben abgeneigt und betrachtete auch die kirchlichen Dinge in ruhiger und praktischer Weise. Ungewöhnlich umfassend gebildet und als Mönch seiner Kirche ergeben, blieb er trotz allem und bei aller Bewunderung Karls ein überzeugter Langobarde, denn sonst hätte er seinem Volke nicht ein Denkmal solch schöner lebendiger Verbundenheit setzen können, wie die Historia langobardorum es ist.

Als Paulus einst für die Herzogin Adelperga seine „Römische Geschichte" schrieb, schloß er sie mit dem Fall des ostgotischen Reiches einstweilig ab, denn er wollte das Werk bis in die eigene Zeit fortsetzen. Die Unruhen des Zusammenbruches und eigene Sorgen hinderten ihn daran, und erst spät, in der klösterlichen Stille konnte er wieder den alten Plan aufnehmen. Und nun wurde ein eigenes Werk daraus.

Diese Historia langobardorum beruht auf keiner persönlichen Quellenforschung, das kannte man damals gar nicht, sondern sie ist zusammengetragen aus älteren Schriftstellern und Berichten und durch die damals noch frische langobardische Tradition ergänzt. Überall fühlt man dennoch eine sichtende und kritische Hand und eine unbeeinflußbare Wahrheitsliebe. Diese Langobardengeschichte endet mit König Liutprands Tode (743). Alles weitere fehlt. Ob der Gram ob des Unterganges des langobardischen Reiches den Meister dies nicht mehr zu erzählen gestattete oder ob der Tod hier einen allzufrühen Schlußpunkt setzte, wir wissen es nicht. Da aber die letzten Bücher im Gegensatz zu den ersten vier Büchern eine letzte stilistische Feile vermissen

lassen, so ist vielleicht doch eher ein vorzeitiger, durch den Tod herbeigeführter Abbruch der Arbeit anzunehmen.

In dieser Langobardengeschichte sind viele köstliche Sagen, Märchen und Anekdoten eingestreut. Und gerade diese machen uns das Werk heute so liebenswert und so voll echten volkhaften Lebens. In diesen eingestreuten Stücken sehen wir heute nicht nur Perlen echter Poesie, sondern auch köstliche Berichte über ältestes germanisches Brauchtum in betont nordischen Zügen. Kein anderer germanischer Stamm besitzt eine solche hochwertige, von einem Volksgenossen geschriebene Geschichte, und am wenigsten eine solche Fülle in schönster Form gesammelter eigener Sagen und halbgeschichtlicher Berichte. Dies alles macht es begreiflich, daß bis in das hohe Mittelalter hinauf des Paulus „Langobardengeschichte" wegen ihrer angenehm lesbaren Form und ihres liebenswürdigen Inhaltes fast ein Volksbuch wurde.

Die Neuzeit vergaß es; alle Versuche, das Werk in das Volk zu bringen, unternommen von den Brüdern Grimm, von Gervinus und dem trefflichen Übersetzer Otto Abel scheiterten, das deutsche Volk ging an seiner schönsten Stammesgeschichte achtlos vorbei.

Wenn nun auch in diesem Buche jene wundervollen vaterländischen Sagen und Märchen nicht zu einem eigenen Volksbuch vereinigt sind, so wurden sie doch fast zur Gänze benützt, um sie dem deutschen Volke endlich einmal bekannt zu machen und die strenge Schilderung der geschichtlichen Ereignisse angenehm zu bereichern. Obwohl die Sachlichkeit der modernen Forschung viele dieser Erzählungen als poetische Erfindung bezeichnet hat — z. B. die köstliche Schilderung der Brautwerbung König Autharis, — wer aber wollte dennoch auf diese Gedichte in Prosa verzichten, da sie uns lebendige Menschen von unserem Fleisch und Blut viel glaubhafter darstellen, als dies die genaueste Forschung es je vermag? Und man bedenke noch eines: Jener Volksgenosse, der einst lange vor Paulus diese naiv-dichterischen Erzählungen „erfand", die fast alle in geschichtlicher Zeit sich abspielten, muß doch irgendwelche Tatsachen hineingewoben haben, welche die spätere Forschung nicht mehr auffinden konnte. Auf diese Weise bergen also die in einer materialistischen Zeit so arg geschmähten Kostbarkeiten deutscher Märchen und deutscher Erzählung vielleicht mehr als nur jenes eine berühmte Körnchen Wahrheit, welches wir heute bereits als in jeder Sage vorhanden ansehen.

Die „Geschichte der Langobarden" hat sich aus der Zeit des Mittelalters in fast 120 Abschriften erhalten, die ältesten reichen in das 10. Jahrhundert.

Cividale, die vermutliche Geburtsstadt des Paul Warnefrid, hat das Andenken ihres großen Sohnes auf das schönste geehrt. Mitten auf der Piazza

Paolo diacono mit ihrem echt italienischen Leben erhebt sich das moderne Standbild des Langobarden, und ebendort wird ein altes Haus als die Geburtsstätte des Geschichtsschreibers bezeichnet. Aber es ist dies ein frommer, wenn auch begreiflicher Wunsch, denn dieses Haus mit seinen gotischen Einzelheiten reicht höchstens in das frühe 14. Jahrhundert zurück, und außerdem gibt es keinen einzigen Beleg, Paulus hätte gerade hier das Licht der Welt erblickt.

Als wir soeben das Leben dieses Mannes schilderten, durchliefen wir rasch die ganze Geschichte des Langobardenstaates bis zu seinem Ende. Jetzt aber heißt es wieder in die harte und rauhe Zeit der Landnahme und der weiteren Eroberungen sich hineinversetzen. —

Gisulf verstärkte die Befestigungen der ihm nun anvertrauten Stadt, säuberte die Umgebung von Unzufriedenen und den geringen Resten der byzantinischen Besatzungen und errichtete, bereits Arianer geworden, in Cividale die ersten Kirchen dieses Bekenntnisses. Gegen Norden sicherte Gisulf sein Gebiet durch die Besetzung mehrerer römischer Kastelle, deren nördlichste nahe der Mündung der Fella in den Tagliamento lagen. Als der Patriarch von Aquileja, einem der ältesten Bischoffsitze in jener Landschaft, gegen den vom Herzog Gisulf geförderten Arianismus Stellung nahm, und Gisulf mit dem Bann bedrohte, machte dieser kurzen Prozeß, er nahm Aquileja neuerlich ein, und dieser Patriarch, Paulus hieß er, flüchtete trotz heftiger Winterstürme, die auch die Gewässer der Lagune aufpeitschten, auf die gesicherte Insel Grado; dorthin konnten die Langobarden nicht folgen, weil sie keine Schiffe besaßen und auch später nicht ernstlich versuchten, durch den Bau solcher sich die Herrschaft zur See zu sichern. Der Patriarch von Aquileja jedoch wurde auf seinem erzwungenen Sitz in Grado der Hort der Unzufriedenen, der Römer, der Byzantiner und besonders der Katholiken, und von Grado ging manche Feindseligkeit aus, die namentlich die Verbindungslinien zwischen den besetzten Städten Friauls gefährdete[5]. Erst im frühen 8. Jahrhundert schlug sich der Patriarch von Aquileja auf die Seite der Langobarden.

Albwin marschierte, nachdem er den strengen Winter in Cividale blieb, weiter; der Tagliamento wurde überschritten, dann die Livenza, die Piave, es fiel nach kurzem Kampf das wichtige und blühende Treviso, und nur Oderzo hielt sich. Die oströmischen Söldlinge flohen, und unerbittlich drängten hinterher die Langobarden. Blut, Brand und Verwüstung bezeichneten ihren Weg; überall wurden die Römer verjagt oder ermordet, die nichtrömische Bevölkerung mit harter Hand untertan gemacht, und mit besonderer Schärfe ging der König gegen die katholische Priesterschaft vor, weil sie immer wieder, trotz Verwar-

nung, den Haß gegen die Eindringlinge schürte. Sie mußten über die Klinge springen; viele katholische Kirchen wurden zerstört oder dem arianischen Kult zugeführt. Die Zeit war furchtbar hart, das Vorgehen der Langobarden auch für damalige Begriffe von besonderer Schärfe[6]. Aber es war notwendig. Albwin wußte nur zu genau, wohin die späten Ostgotenkönige mit ihrer Kompromißpolitik gekommen waren. Lateinertum und Rom, im Besitz von Spitzfindigkeiten, die der Germane weder verstand, noch denen er gewachsen war, hatten die Goten schließlich entnervt, zermürbt, veruneinigt und dann in unbarmherziger Folgerichtigkeit vernichtet. Einem solchen Schicksal wollte Albwin sein Volk nicht aussetzen. Deshalb mußte alles fallen, was gegen dieses Volk und gegen die Interessen des aufzurichtenden Staates war. Wer ihn anerkannte, der konnte bleiben, nur der Römer war in den ersten Jahrzehnten des staatlichen Aufbaues von dieser Duldung ausgenommen, ebenso auch der katholische Klerus, weil man in ihren Treuekundgebungen wenig Verläßlichkeit spürte.

Die Bevölkerung der friulanischen Binnenstädte flüchtete sich an die Mündungen der großen Flüsse und richtete sich in den schon halbverfallenen antikrömischen Städten ein, welche fast über Nacht zu einer kurzen Spätblüte erwachten[7]. Doch in dem Maße, als sich die langobardische Herrschaft festigte, milderte sich der Druck auf die Bevölkerung, die eingetretene Befriedung erfaßte auch die lateinischen und katholischen Kreise, und so entfiel für diese ein weiteres Verbleiben in den Fluchtorten. Sie kehrten in ihre Städte zurück.

Albwin stieß mit seinen Heerscharen immer weiter gegen Westen vor. In Padua, Monselice und Mantua fand er den ersten Widerstand. Hier legte das byzantinische Reich einen furchtbaren Riegel gegen das Vordringen der Langobarden südlich des Po und besonders gegen Ravenna vor. Diese drei Städte sollten für die langobardische Staatsgeschichte schicksalhaft werden[8]. Denn die Langobarden taten bei ihrem Vormarsch gegen Westen unklug, jene wenigen Städte nicht sofort zu erobern oder sie wenigstens von Ravenna abzuschnüren. So konnten diese unausgesetzt vom mächtigen Ravenna aus mit Kampfmitteln und mit Geld unterstützt werden, und dieses Geld diente auch vielfach zur Bestechung der langobardischen Herzöge. Viel Unheil mußte also der junge Staat von Padua, Mantua und Monselice erfahren. Denn sie bildeten eine Schutzmauer für den sich immer wieder neu aufrichtenden römisch-byzantinischen Widerstand. In blutigen Kämpfen wurden diese Städte spät, teilweise erst im 8. Jahrhundert, erobert. Aber dann hatte, trotz seines Glanzes nach außen, das langobardische Königreich seinen Höhepunkt bereits überschritten. Von allen diesen späten Schwierigkeiten konnte natürlich Albwin nichts ahnen.

Ängstlich war er nur auf die Sicherung der Etappenlinie bedacht und sorgte nicht für deren Flankenschutz gegen Süden. In dieser engeren Sicherung und Befriedung bewies er eine glückliche Hand, denn in Treviso z. B. gelangte unter seiner Nachhilfe ein entgegenkommender katholischer Bischof zur Regierung; da nun Albwin im Grunde seines Wesens gütig und freigebig war, beließ er diesem Bischof das ganze kirchliche Vermögen und erließ für die Katholiken manche Begünstigung. Dann eilte er weiter. Vicenza fiel, und bald danach auch Verona. Diese große, berühmte und wohlbewehrte Stadt war ähnlich Cividale für die Langobarden von großer Bedeutung. Denn sie hielt die Verbindungslinie durch das Etschtal und den Brenner in die südgermanischen Länder offen; dort begann sich das Reich der Baiern zu festigen, und da seit jeher zwischen den Langobarden und den Baiern rege, oft durch verwandtschaftliche Bande gestärkte Verbindung herrschte, Albwin, im Besitz von Verona, nun auch nördlich in das Etschtal vorstoßend Trient besetzte, so bekam er dadurch eine für ihn sehr wünschenswerte gemeinsame Grenze mit dem bairischen Reich. Germanische Kräfte schienen sich nun zu gemeinsamem Vorgehen zu einigen[9].

Im Mai 569 bezog Albwin den großen Palast des Ostgotenkönigs Theoderich in Verona. Die Etsch ging hoch mit dem trüben Wasser der Schneeschmelze, und auf den Höhen des Monte Baldo hatte sich der Winterschnee in tiefe Mulden und nordseitige Rinnen zurückgezogen. Vor Albwin erstand die Vergangenheit. Von der Höhe seiner Burg aus sah er Verona in der Tiefe liegen; mächtig erhob sich in seiner damals noch fast unbeschädigten Großartigkeit das römische Amphitheater über die Häuser, es war ein Sinnbild des zu Überwindenden und, zugleich bereits langsam zur Ruine werdend, ein Symbol des schon Überwundenen. In der Burg jedoch lebten noch die Schatten der Ostgoten. Dieterichs von Bern Lieblingsburg! Dieterich jedoch heißt im Munde der Lateiner Theoderich und Bern Verona. Ein Germane grüßte den schon lang abgeschiedenen anderen großen Germanen, zwei Heerkönige grüßten sich.

Einige Wochen rastete Albwin in Verona; eine starke Streifschar ging nordwärts im Etschtal vor und besetzte Trient und noch weiter flußaufwärts Salurn. Doch wurde schon im frühen 7. Jahrhundert vorübergehend die Grenze noch nördlicher gezogen, da das Castell maiense (Schloß Tirol bei Meran) wiederholt langobardisch war. Wieweit das Reich im Vinschgau und im Eisacktal reichte, ist unbekannt. Langobardischartige Kunstwerke befinden sich noch im obersten Vinschgau, sind aber zeitlich nicht bindend, da sie der überreifen Form nach der Zeit der Verstreuung langobardischer Kunstelemente angehören. Viel eher läßt sich aus den paar Funden auf den Hängen des Burg-

Foto: Museum Trient

Langobardische Platten aus Südtirol (Museum Trient)

Foto: E. Schaffran

Verona, Sta. Teuteria u. Tosca, Inneres

Foto: E. Schaffran

Verona, S. Lorenzo, Westtürme

Foto: E. Schaffran

Sesto al Reghena, Atrium, Südfenster.
Um 770

Foto: E. Bront

Cividale, „langobardischer Kerker",
Maskenkopf

Foto: E. Bront

Cividale, „langobardischer Kerker", Zelle mit Sitzen

grafenamtes, auf dem Ritten, auf Säben und in der Brixner Gegend an eine Ausdehnung des Reiches bis nahe zur Mündung der Rienz in die Drau denken. Judikarien und die Täler der zentralen Ortlergruppe waren langobardisch besetzt. Starke Kastelle wurden überall errichtet und Vorsorgen zum Ausbau des staatlichen Gefüges getroffen. Es wurde ein leidliches Verhältnis zur katholischen Kirche erzielt, doch wurden für die neuerbauten Gotteshäuser vorerst nur arianische Priester berufen und einem arianischen Bischof unterstellt.

Mit der kampflosen Besetzung Veronas war das Werk jedoch noch lange nicht beendet. Die Hauptmacht des Gegners stak, vorerst unangreifbar in Ravenna, Forlì und Bologna. Doch auch aus dem Raum zwischen dem Comersee, und den Städten Mailand und Pavia wurden dem König durch Kundschafter und Streifreiter starke oströmische Kräfte gemeldet. Sie zu vernichten und diese Gegenden zu besetzen war das nächste und dringendste militärische Erfordernis. Wer Mailand und Pavia besaß, war Herr des ganzen Landes bis zu den Westalpen und besaß einen vorzüglichen Ausgangspunkt für den Stoß über den Po und über die Apenninen bis nach Genua am ligurischen Meer. Welche Fernen ungeheurer politischer und militärischer Tätigkeit, welcher Riesenraum lag nun west- und südwestwärts vor den Langobarden!

Zur Sicherung des Vormarsches wurden Kastelle am Gardasee erbaut, und in den Städten am Alpenrand Brescia und Bergamo Herzoge eingesetzt[10]. Die Hauptkraft stieß Ende August 569 gegen Mailand, die Hauptstadt des westlichen Oberitaliens vor und nahm sie nach kurzem Kampf ein. Der Erzbischof von Mailand, Honoratus, das Haupt der langobardenfeindlichen Partei, flüchtete jedoch nach Genua und bereitete dort weiteren Widerstand vor. Die Besetzung von Mailand führte dem König ungeheure Geldmittel zu und stärkte sein Ansehen. Noch im September ließ er Pavia, das damals noch Ticinum hieß, einschließen und säuberte die Umgebung von Mailand bis in die Alpentäler hinein von den Resten der feindlichen Truppen. Nur auf der Insel Comácina im südlichen Comersee hielt sich, vorerst noch gar nicht angreifbar, der byzantinische General Francio noch 19 Jahre, bis 587 also, und übergab die Insel endlich nach sechsmonatiger Belagerung unter ehrenvollen Bedingungen. Auch hier erbeuteten die Langobarden gewaltige Schätze, die dem Königshort einverleibt wurden. Da mittlerweile auch Asti und Turin langobardische Herzogstädte geworden waren, erstreckte sich das werdende Reich bis zum Ausgang der großen Flüsse aus den Westalpen. Nur die Talsperren, die Klausen, waren nicht im langobardischen Besitz. Hier hatte Byzanz politisch überaus schlau vorgesorgt. In der Erkenntnis, daß das westliche Oberitalien verloren sei, wollte es dennoch den Langobarden den Besitz

soweit wie möglich stören und übergab im Jahre 570 die Talsperren westlich von Susa und Aosta an die Franken. Denn diese neideten bereits damals den Langobarden ihre Erfolge. Wer jedoch diese Klausen besaß, der hatte jederzeit den Einmarsch in Piemont und die Lombardei in der Hand, und da gegen Ende des 6. Jahrhunderts zwischen Byzanz und den Franken ein Bündnis bestand, so war das Langobardenreich tatsächlich zwischen dem byzantinischen Ravenna und den fränkischen Klausen in der Zange[11]. Diese Lage war besonders bedrohlich, solange Pavia nicht gefallen war, da die Belagerung starke Kräfte band, und die Truppen an der Westgrenze durch einen Ausfall aus Pavia bedroht werden konnten. Endlich fiel im Januar 572 auch diese Stadt nach dreijähriger, tapferster Verteidigung. Albwin war über den Widerstand und den Zeitverlust wütend, und schwor, die ganze Einwohnerschaft Pavias niedermetzeln zu lassen. Die Stadt brannte bereits an mehreren Stellen, an den Stadttoren und besonders am Brückenkopf hatten sich schwerste Kämpfe abgespielt, und der Tessin führte unausgesetzt die Leichen der Erschlagenen hinab in den Po. Da gelang endlich die Erstürmung des St. Johannestores und hier zog auch wenig später der wütende König ein. Da, als er mitten im Torbogen ritt, stürzte sein Roß und weder Zureden noch Schläge brachten es auf die Beine. Es vermeinte die Begleitung des Königs in diesem Zwischenfall einen Wink des Himmels zu erkennen und riet dem König, von seinem Gelübde, alle Bewohner Pavias zu ermorden, abzusehen, da sie doch „auch gute und wahrhafte Christen seien". In dieser Bedrängnis gewährte der König der Stadt die erbetene Gnade, und siehe, im gleichen Augenblick erhob sich das Pferd, der König bestieg es, die bisher verhüllte Sonne brach durch, und unter den Jubelrufen der nun von größter Sorge befreiten Bevölkerung zog Albwin in die Stadt ein[12]. Die Brände wurden rasch gelöscht, und von allen Seiten gelangten Lebensmittel in die nach dreijähriger Belagerung völlig erschöpfte Stadt. Sie wurde nun auf 200 Jahre die Hauptstadt des langobardischen Reiches und erlebte eine wunderbare Blüte, eine Zeit voll Glanz und Ruhm und voll Segnungen des Friedens, sah Bauten und Kunstwerken jedweder Art, und schönste wissenschaftliche Betätigung[13] ehrte sie.

Obwohl Albwin nun militärische Kräfte freibekam, gelang es ihm doch nicht, die fränkischen Talsperren in den Westalpen zu nehmen, denn schon damals zeigte sich die geringe militärische Fähigkeit der Langobarden im Niederkämpfen von Befestigungen, wenn ihnen nicht Zeit und Hunger half. Dagegen baute Albwin sein Reich noch weiter südwärts aus, wo ihm kein Feind gegenüberstand; kampflos überschritt er den Fluß Po und die Gebirge des Apennin und konnte große Teile der ligurischen Küste dem langobardischen Staat ein-

gliedern. Nur Genua, der Sitz des zornmütigen und widerspenstigen Erzbischofs Honoratus von Mailand, hielt sich noch geraume Zeit.

Die Ostgoten waren seinerzeit als Freunde der Römer nach Italien gekommen und bauten daher ihr neues Reich unter Heranziehung der Einheimischen auf. Anders die Langobarden. Sie kamen als Feinde und schalteten deshalb die Römer lange von der Neuorganisation des Landes aus. Doch wurde für diese die bewährte weströmische administrative Einteilung weiter verwendet. Diese Landeinteilung bestand aus einer „Civitas", einem größeren Ort, als Mittelpunkt eines kleinen Verwaltungskörpers und einem dazugehörigen, mehr oder minder großen Landgebiet.

Wenn der König nun an die Besetzung des obersten Postens in einer solchen „Civitas" schritt, so verwendete er dazu in erster Linie die Häupter der Geschlechter, der „farae" oder wenigstens ein ihm besonders befähigt erscheinendes Mitglied dieser und legte auf diese Weise den Grund für einen Lokaladel, aus dem sich bald der Herzog, der „Dux", mit Erbansprüchen entwickelte, der wieder zu sich die Nächsten seiner Sippe heranzog. Schon die Einsetzung und die Tätigkeit Gisulfs, des ersten Herzogs von Cividale, ging in dieser Weise vor sich.

Der „Dux" war innerhalb seines Gebietes der höchste militärische, verwaltungstechnische und richterliche Beamte, seine Stellung war daher von Haus aus für Sonderbestrebungen geeignet. In Oberitalien ging die Einsetzung des Herzogs folgendermaßen vor sich, daß im Zuge der planmäßigen Landbesetzung auf Dauer der Befehlshaber eines Truppenteils zum Herzog ernannt, mit einigen Leuten seiner Wahl zurückblieb, den Ort zur Verstärkung der kaum mehr Angriffen ausgesetzten Etappe ausbaute, während seine Truppe mit dem übrigen Heer weitermarschierte. In Mittel- und Süditalien war es anders. Hier konnte die erobernde Feldarmee keine gänzliche Landnahme durchführen und daher auch nicht die römische Landeinteilung ausnützen, sondern der Anführer, der hier z. B. Spoleto oder Benevent besetzte, war der Befehlshaber eines erheblichen Teiles der Feldarmee und blieb mit diesem in der neuen Garnisonstadt zur Eroberung weiteren Gebietes in deren Nähe zurück. In dieser im Süden weit größeren militärischen Bedeutung der zur Stadtbesetzung schreitenden und vom König auch nicht unmittelbar bestellten und beaufsichtigten Befehlshaber, lag auch der Grund für ihre sich rasch zeigende Selbständigkeit, denn maßgebend war für sie die eigene Kraft, da der König oft weit war. Ist in Oberitalien aus den erwähnten Gründen eine gewisse Beständigkeit in der Verwaltungsform zu sehen, so wurden im übrigen Italien neue Verhältnisse geschaffen.

In jeder besetzten Stadt behielt sich der König bestimmte Besitztümer als Krongut zurück; diese waren der herzoglichen Beaufsichtigung entzogen und der Überwachung eines eigenen königlichen Vertrauensmannes unterstellt, der Gastalde hieß. Dieses Krongut wurde am Ende des 6. Jahrhunderts erheblich vermehrt. Der Gastalde überwachte den Dux und dessen Amtsgebarung, erläuterte die Gesetze, setzte ihre Ausführung durch und kontrollierte das ganze öffentliche Leben im Namen des Königs. Da aber diese Gastalden im Bedarfsfalle Machtmittel nicht sofort bei der Hand hatten, so waren sie praktisch dem Herzog gegenüber machtlos, der dies auch kräftig ausnützte.

In den langobardischen Städten lebten die Langobarden von den Römern scharf getrennt. Den Mittelpunkt der germanischen Stadt bildeten die meistens vereinigten Sitze des Herzogs und des Gastalden. Die mit Albwin nach Italien gekommenen anderen germanischen und sonstigen Scharen wohnten sowohl in der Stadt, wie auch auf dem Lande in eigenen Siedlungen, den „Vici" und lebten, gleich den Römern, nach eigenen Gesetzen, doch standen sie zu den Langobarden in einem durchaus freundschaftlichen Verhältnis. Noch zu Lebzeiten Albwins griff der langobardische Eroberungskrieg wie erwähnt auch auf die Gebiete südlich des Apennin über. Es wurden hier neben wenig bedeutenden Herzogtümern, deren ganze Reihe auf S. 70 aufgezählt wird, die wichtigen Herzogtümer von Lucca, Spoleto und besonders jenes in Benevent errichtet.

Die Besetzung Mittelitaliens hatte als deutliches Marschziel Rom und lag vom Anfang an in den Plänen König Albwins, da er sich dafür durch die Einnahme von Pavia den nötigen Flankenschutz gegen die Franken und durch die Besetzung der oberitalienischen Städte an der Via Aemilia und Flaminia wieder eine ausgezeichnete Basis für den Stoß über den Apennin, Richtung Rom schuf. Das zeigt einen wenigstens im großen Rahmen festgelegten Plan und ist kein sinnloses Herummarschieren, nur um Beute zu machen. Einzig die zögernde und unvollständige Besetzung der ligurischen Küste bis gegen Albenga weist ein gewisses unsicheres Tasten. Oder man sah diese Küste als nicht vom Feind gefährdet an, was nicht richtig gewesen ist.

König Albwins Ruhm war auf dem Gipfel angelangt. In ganz Italien nannte man, wo man ihn nicht kannte, seinen Namen mit Schrecken, mit Ehrfurcht, ja mit Bewunderung überall dort, wo man die Segnungen seiner Regierung erfuhr. Die Kunde von seinen Heldentaten drang jedoch auch bis in das Innere Germaniens und man begann sie dort in Heldenliedern zu besingen. Ein angelsächsischer Sänger hatte anläßlich seines Besuches von Italien von den unsterblichen Taten des Königs gehört und verfaßte über sie

Foto: Alinari

Aquileja, Dom. Spätlangobardische Schrankenplatte

Foto: Kunsthistorisches Museum Wien

Langobardisches Flechtband

Foto: Museum Budapest

Langobardisch-awarische Grabfunde aus Keszthély

nach seiner Heimkehr das Widsidhlied. Das muß jedoch erst um 600 gewesen sein.

Aber schon flog der Totenvogel um das königliche Haupt. Noch in Pannonien hatte er nach dem Tode seiner ersten Gattin, einer fränkischen Prinzessin, Rosemund, die erbeutete Tochter des erschlagenen Gepidenkönigs geehelicht[14]. Im Hornung des Jahres 572 feierte der König mit seiner Gemahlin den Sieg über Pavia in der alten Burg Dieterichs von Bern in Verona. Es ging hoch her, der Wein und die großen Erfolge in ganz Italien hatten schon alle berauscht, und aus dem Festmahl wurde ein Bacchanal. In Ungarn hatte Albwin aus dem Schädel des erschlagenen Königs der Gepiden Kunimund einen Trinkbecher machen lassen, was ältester osteuropäischer und asiatischer Sitte entsprach[15]. Nun ließ er sich diesen Becher kommen und, wie es ebenso alte, doch ungermanische Sitte war, trank er mit dem Wein auch die Kraft des Erschlagenen in sich hinein. Aber, berauscht und in tollem Übermut, zwang er auch Rosemund, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Die Frau mußte es, hart bedrängt, endlich tun, doch es wandelte sich begreiflicherweise ihre Gattenliebe in furchtbarsten Haß, und in ihrem Innern erglühte das unheimliche Feuer nach Rache um jeden Preis. Sie ließ über den Vorfall ein paar Wochen vergehen, damit der König annehme, sie hätte die Unbill vergessen, aber im geheimen verband sie sich mit dem Waffenträger und Milchbruder ihres Gatten, dem Langobarden Helmichis und einem anderen vornehmen Mann Peredeo. Zu diesem faßte sie auch Liebe — oder tat wenigstens so — und pflog mit ihm ehebrecherischen Umgang. Die Ehe jedoch versprach sie nach Gelingen der geplanten Ermordung des ganz ahnungslosen Königs hingegen dem Helmichis. Einige Herzoge wußten von dem Anschlag und billigten ihn, da ihnen die Macht des Königs bereits zu groß geworden war und sie um ihre Sonderinteressen fürchteten.

Am 30. Mai 572 zog sich Albwin nach dem Mittagessen zur gewohnten Ruhe zurück. Im ganzen Palast herrschte frühsommerliche Stille. Da schlich Rosemund an das Lager des schlafenden Königs, entfernte Speer und Schild und band das Schwert an einen Pfosten des Ruhebettes fest. Und rief die Mörder herbei. Nur Helmichis kam, Peredeo begnügte sich mit tückischem Rat. Über dem Lärm erwachte der Heldenkönig, erkannte blitzschnell die furchtbare Gefahr, die ihm drohte, suchte nach Waffen, fand aber nur sein Schwert, dieses jedoch unbrauchbar, und ging in Ermangelung einer anderen Waffe tapfer mit dem Fußschemel gegen Helmichis vor. Doch noch taumelig vom Schlaf und mit seiner unzulänglichen Wehr unterlag er jenem Mann, dem er jahrelang vollstes Vertrauen geschenkt hatte. Albwin fiel von Mörderhand. Der

kühne und streitbare König, der Schrecken seiner Feinde, erlag den Streichen eines feigen Verräters. Jammern und Klagen erfüllte nun den Palast. Ganz Verona trauerte, nicht nur die Langobarden, nein, auch die anderen, die in Albwin einen wohl strengen, aber auch gerechten Herrscher erkannt hatten, schlossen sich der Trauer an. Am zweiten Tag nach der Ermordung wurde der furchtbar entstellte königliche Leichnam unter den Stufen der Palasttreppe feierlich beigesetzt. —

Rosemund, die Anstifterin des Mordes, der sichtlich auch vom radikalen, romfeindlichen Flügel der Langobarden gebilligt, wenn nicht überhaupt angeregt wurde, erntete aber nicht die Früchte ihrer blutigen Tat. Sie ehelichte wohl den Helmichis und wollte mit ihm in Pavia gemeinsam über die Langobarden herrschen, diese aber verjagten das ehebrecherische Weib, die Mörderin ihres Heldenkönigs. Rosemund mußte zum Feind, zum byzantinischen Präfekten von Ravenna fliehen. Sie nahm hierbei nicht nur des Königs Tochter aus erster Ehe, Albswinda, mit, sondern auch den langobardischen Königsschatz. Auf einem byzantinischen Schiff Po abwärts erreichte sie von Pavia aus Ravenna. Hier wollte sie sich von Helmichis befreien, da sie den Longinus, jenen byzantinischen Präfekten zu heiraten gedachte. Sie reichte ihrem Gatten, dem Mörder Albwins, den Gifttrunk; als dieser jedoch merkte, daß er schon den Tod in sich hatte, zwang er noch mit seinen letzten Kräften das fürchterliche Weib, den Rest des Gifttrankes zu sich zu nehmen, und so starben beide zu gleicher Stunde. Arge Schuld hatten sie wider ihren Willen gesühnt.

Albswinda, die Königstochter, brachten die Oströmer von Ravenna zusammen mit dem unseligen Peredeo und dem langobardischen Königsschatz nach Byzanz. Peredeo wurde dort, da man ihn wegen seiner Stärke fürchtete, geblendet, tötete aber noch als Blinder einige Vertraute des Kaisers. Dann starb auch er. Das Los der langobardischen Königstochter Albswinda ist unbekannt. So verging in Dunkelheit des Königs Geschlecht[16].

In Oberitalien erhoben die langobardischen Edlen den Herzog Klef, aus dem Geschlecht des sagenhaften Königs Beleos, zum Herrscher. Er war ein harter und grausamer Mann, er besaß auch nicht den Weitblick Albwins. Klef ließ überall die vornehmen Römer und die Leute aus dem Mittelstand töten oder verjagen. Er wurde darum der einheimischen Bevölkerung besonders verhaßt, fand schließlich aber auch bei den Herzogen wenig Anhang. Nach einundeinhalbjähriger Regierung wurde er von einem Sklaven ermordet.

Nun drohte das Reich König Albwins zu zerfallen. Die bisher der Krone immerhin untertanen Herzogtümer erhoben sich zu territorialer Gewalt und beanspruchten königliche Macht. Denn diese Herzoge, die bisher fast nur mili-

tärische Rechte besaßen, dünkten sich nunmehr, als das Land unter den Langobarden aufgeteilt war, als Herrscher in ihrem Bezirk und hatten nur wenig Lust, sich neuerlich einer königlichen Gewalt zu beugen. Während die Ostgoten sich nach erfolgter Landaufteilung als einen Teil des römischen Reiches fühlten und aus diesem Gefühl heraus römische Sitte und lateinische Staatskunst nur allzu willfährig aufnahmen, betrachteten sich die Langobarden als Sieger, und die Römer als Unterworfene. Sie wollten nunmehr nach germanischer Art, mit germanischem Recht auf dem römischen Boden von einst herrschen. Daher wurde die Schichte der früheren Großgrundbesitzer und der Besitzenden irgendwie beseitigt und fast ihr ganzer Besitz ging einschließlich der Hörigen an die neuen Herren über. Diese neue Organisation fußte auf der germanischen Sippe, von den Langobarden „fara" genannt, und auf dieser beruhte der ganze, sich langsam bildende und bereits schöne Früchte tragende wirtschaftliche, soziale und rechtliche Aufbau[17]. In diesen Sippenaufbau gliederte man ferner die römische Einteilung nach Städten und Präfekturen geschickt ein. Doch blieb dem Ganzen einstweilen ein wirkliches Ergebnis versagt, da eine zentrale Gewalt fehlte. Oberitalien war nach dem Tode König Klefs in 35 Herzogtümer zersplittert; diese hatten, obwohl sich ihre Häupter zu einer Art Direktorium zusammenschlossen, doch nichts Gemeinsames, nicht einmal die Abwehr eines aktiven gemeinsamen Feindes, der damals zum Glück nicht auftauchte. Doch gelang einzelnen Herzogen so mancher auf eigene Faust unternommene geschickte Kriegszug gegen Byzanz; es wurde 576 in der ersten offenen Feldschlacht zwischen Langobarden (ihr Anführer ist unbekannt) und Byzantinern unter Baduarius südlich von Monselice geschlagen; dem Herzog Faroald, der sich mit Macht und Geschick in seinem Herzogtum Spoleto ausgebreitet hatte, glückte ferner sogar ein kühner Einbruch in das ravennatische Gebiet mit Eroberung der Hafenstadt Classis. Überhaupt schien es, als wollte sich die langobardische Macht langsam von Ober- nach Mittelitalien verlagern, denn die Besetzung der Toscana und des umbrischen Landes ging, wie dies schon bei dem Bericht über König Albwin dargelegt wurde, planmäßig vor sich, und schon hatten im Jahre 580 die Langobarden sogar Rom auf drei Seiten eingeschlossen. Aber sie mußten hier ebenso, wie bald darauf vor Neapel, unverrichteter Dinge abziehen. Diese Städte waren militärisch zu stark, und die Langobarden als Belagerer zu schwach[18].

Die Bedrohung von Rom und Ravenna erfüllte den Kaiser von Ostrom mit Sorge und er suchte nach Abhilfe. Ein Versuch, die Uneinigkeit der Langobarden auszunützen und einen Herzog gegen den anderen auszuspielen, scheiterte damals noch, erfolgreicher war die Verbindung mit den Franken, weil

diese nicht nur auf das oberitalienische Reich der Langobarden eifersüchtig, sondern auch durch wiederholte Einfälle der Herzoge von Piemont schwer gereizt waren. Diese Einfälle führten die kühnen Langobarden bis weit in die Provence hinein, und wenn noch heute dort in irgendeiner Kirche eine Schmuckplatte oder eine Gewandspange mit den schönen nordischen Ornamenten angetroffen wird, so mag, wenn an diesen Ornamenten auch die Westgoten schöpferisch beteiligt sind, diese Verstreuung langobardischen Kunstgutes bereits damals erfolgt sein. Aller dieser Einfälle wurden nach wechselvollen Kämpfen die Franken schließlich Herr und eine ernstliche Bedrohung Oberitaliens über Aosta oder den Tonalepaß her, stand unmittelbar bevor.

In dieser Not und in dem Gefühl, daß nur größte Einheit vor dem Untergang erretten könne, wählten die Herzoge den Sohn König Klefs, Authari, zum König. 10 Jahre waren sie ohne Herrscher gewesen, und in diesen 10 Jahren waren fast alle von Albwin erreichten Erfolge verlorengegangen.

Authari nahm den Zunamen Flavius an, welchen ab nun alle langobardischen Könige führten. Damit wollte er sich den Römern als Rechtsnachfolger ihrer früheren Könige bezeichnen, und seine Herrschaft ihnen gegenüber legitimieren[19]. Authari suchte damit zum Frieden mit der lateinischen Bevölkerung zu kommen, da er alle Kraft gegen Byzanz und die Franken aufzuwenden genötigt war. Auch mußte er den abtrünnigen Herzog Droktulf züchtigen; er schlug ihn wohl im Gebiet von Modena entscheidend, doch konnte der Verräter nach Ravenna fliehen, von wo aus er unausgesetzt gegen die Langobarden hochverräterisch kämpfte. Die schönen Erfolge im Südosten wurden aber bald durch die aufrührerischen Herzoge von Parma, Reggio und Piacenza zerstört. Sie waren so töricht auf ihre herzogliche Macht bedacht, daß sie lieber mit Byzanz paktierten, als sich dem König aus gleichem Blut anschlossen. Dieser hatte aber endlich auch sie gemeistert, doch kostete es viel Blut und viel Kraft, die dem Kampfe gegen Byzanz und gegen die Franken entzogen wurde.

Als nun Authari sein Reich gefestigt hatte, wünschte er sich zu vermählen und warb im Frühjahr 588 um Theudelinde, die Tochter des katholischen Baiernherzogs Garibald. Diese war durch ihre Mutter Waldrada ohnehin mit den früheren langobardischen Königen verwandt, so daß sich nunmehr alte Bande in der schönsten Weise festigen ließen. Außerdem erlangte der kluge Authari durch diese Ehe eine sehr wünschenswerte Flankendeckung gegen das fränkische Reich, wozu Baiern gerne bereit war. Denn die Beziehungen zwischen diesen beiden germanischen Staaten waren nicht die besten.

Als Authari gleich nach seiner Wahl seinem Namen, wie erwähnt, die Bezeichnung Flavius voransetzen ließ, wollte er dadurch die Rechtmäßigkeit seiner

italischen Herrschaft den Romanen gegenüber betonen. Zugleich schwebte diesem großen Mann auch die Ausdehnung des langobardischen Reiches auf die ganze apenninische Halbinsel vor, denn er nannte sich in seinen letzten Lebensjahren sogar schon „König von ganz Italien". Ungeheure Machtträume erfüllten ihn und fast schien es, als wären sie nahe der Verwirklichung. Der König hatte ganz Italien durchritten, in allen südlich des Apennin gelegenen Herzogtümern Ordnung gemacht und sie fester an das Reich gekettet. Auf diesem Ritt kam er auch bis in den äußersten Süden zu jenem letzten Vorsprung des italischen Festlandes, den man heute Cap Spartivento nennt. Dort ritt er, so erzählt man, bis ganz an die Brandungswellen des blauen jonischen Meeres heran, stieß seinen Speer in den heißen Sand und rief, überwältigt von der Großartigkeit jener Landschaft und zugleich seine innersten Wünsche aufdeckend, aus: „Bis hierher soll das Reich der Langobarden gehen"[20]. Fürwahr, ein kühnes Wort und dennoch eines, zu dessen Verwirklichung die Machtmittel und die volkhaften Kräfte bereitstanden, denn damals waren die Langobarden noch nicht durch Vermischung mit den Lateinern langsam entnervt worden, und noch nicht hatten sie der katholischen Kirche einen übermäßigen Einfluß eingeräumt, denn der König und seine Großen wußten nur zu genau, wie jeder katholische Bischof, jeder Geistliche und jeder Mönch, namentlich solche lateinischen Blutes, doch irgendwie, meistens im geheimen, auf die Romanisierung der Langobarden hinarbeitete. Es war also ein Gebot der Selbsterhaltung, diese Menschen nicht allzu bestimmend im Staat werden zu lassen.

Mittlerweile rüstete Authari eine Gesandtschaft aus, deren Aufgabe es war, bei König Garibald um dessen Tochter Theudelinde zu werben. Da gefiel es — so erzählt es Paulus Diakonus köstlich-naiv wie immer — dem schon ungeduldig gewordenen König Authari unerkannt und unter fremden Namen an dieser Gesandtschaft deshalb teilzunehmen, damit er sich mit eigenen Augen, doch ohne sich als König zu zeigen, von der Schönheit der Braut und ihrer Sitte vergewissern könne. Er ritt nun in seiner jugendlichen Schönheit, blondlockig, mit leuchtenden blauen Augen mit seiner eigenen Gesandtschaft gen Norden. Etschaufwärts ging der Zug, auf der Römerstraße über den Brenner klapperten die Hufe der langobardischen Pferde, bei der noch bestehenden Römersiedlung Veldidena überschritt man den Inn und durchquerte in der Scharnitzerklause zum letztenmal schauerliches und drohendes Hochgebirge. Dann kam die Ebene Baierns, und dort draußen regierte König Garibald. Vor ihn trat die Gesandtschaft und ihr Führer begrüßte in der üblichen Weise den greisen Baiernfürsten. Dann aber nahm Authari — und niemand ahnte, daß er der König der Langobarden wäre — das Wort und sprach zu Garibald:

„Mein König Authari gab mir gnädigst den Auftrag, ich möge Theudelinde, Eure Tochter und meines Herrn künftige Gemahlin mit eigenen Augen sehen, damit ich ihm genau über seiner Braut Schönheit und Gestalt berichten könne." Da führte König Garibald selbst seine Tochter vor, die bisher sich schamerfüllt im Hintergrund gehalten hatte, und zum ersten Male standen sich Königsbraut und der unerkannte König gegenüber.

Lange blickten sie sich schweigend an. Endlich sprach der unerkannte Authari zum Baiernkönig: „Da wir nun aus ganzem Herzen unserem Herren sagen können, wie schön Eure Tochter Theudelinde sei und wie sehr wir sie uns zur Königin wünschen, so bitten wir mit Eurer gnädigen Zustimmung, sie möge uns als künftige Königin einen Becher Weines reichen." Da bot, da ihr Vater es gerne bewilligte, Theudelinde zuerst dem Führer der Gesandtschaft und darauf dem Sprecher, also König Authari, je einen Becher Wein an. Als nun der unerkannte Langobardenkönig dem Mädchen den geleerten Becher zurückgab, berührte er liebkosend ihre Hand und strich ihr, ohne daß es jemand bemerkte, kurz über die erglühenden Wangen. Theudelinde erzählte diesen Vorfall später ihrer Amme und diese kluge Alte meinte sofort, jener kühne Mann könne niemand anderes als der König selbst gewesen sein. Und siehe, als wenige Wochen später, am 15. Mai 589, in den Nähe von Verona, auf dem Sardisfeld, die erste offizielle Begegnung zwischen Authari und seiner Braut als Beginn der Hochzeitsfeierlichkeiten stattfand, wer ritt der jungen Königin als Langobardenkönig entgegen?[21] Der Sprecher von einst war es, der Mann, der als erster ihr jungfräuliches Antlitz berührt hatte.

Wieder war es ein Maitag in Verona, aber nicht endete er in Blut wie damals, als Rosemund ihren königlichen Gatten Albwin meuchlings ermordete, sondern Festesjubel herrschte auf dem Sardisfeld, und die noch im letzten Winterkleid stehenden Hochgipfel der Alpen sahen zu ihren Füßen den ganzen Prunk einer königlichen Hochzeit. Und doch geschah auch hierbei etwas wie ein fernher Drohendes. Plötzlich fuhr ein Blitz hernieder und zersplitterte ein im Burghof liegendes Holzscheit[22]. Ein Sklave nun, der Wahrsager war und so manche Deutung unheimlicher Geschehnisse wußte, sagte schreckensbleich zu Agilulf, dem Herzog von Turin: „Hoher Herr, jene Frau, die sich soeben unserem großen König vermählte, wird in wenigen Jahren Eure Ehegattin sein." Agilulf, ein königstreuer Mann, erschrak und erboste sich zugleich und bedrohte den Sklaven mit schrecklichen Strafen, aber dieser konnte immer wieder nur seine Weissagung wiederholen. Niemand weiter erfuhr von ihr. Doch war sie nur allzu richtig gewesen, denn schon am 5. September 590 starb der große König Authari nach sechsjähriger, segensreicher Regierung in Pavia. Man

munkelte von Gift, das ihm vielleicht ein Franke gereicht hatte, denn damals stand das Langobardenreich in neuerlichem schweren Kampf gegen die Franken. Diese waren in Piemont und die Lombardei eingebrochen und belagerten sogar das feste Pavia. Schon waren zum Abschluß des Friedens Gesandtschaften unterwegs, als Authari ganz unerwartet starb.

Er hatte dem jungen Langobardenstaat endlich die nötige Festigkeit gegeben. In fortwährenden Kämpfen gegen die immer Byzanz und dem römischen Papst willfährigen Franken hatte er endlich das westliche Oberitalien von den letzten Resten der römischen Herrschaft gesäubert und gegen die Alpenpässe einen klug gedachten Gürtel von Talsperren anlegen lassen. Ebenso planmäßig ließ er durch die Herzöge von Trient und Friaul Istrien und die nächsten Teile von Krain von den eingedrungenen Awaren säubern, es gab harte, doch schließlich siegreiche Kämpfe[23]. Als er auf diese Art zwei seiner am meisten gefährdeten Grenzen gesichert hatte, wollte er durch einen kühnen Vorstoß gegen Südosten Rom und Byzanz zugleich treffen; doch da fielen, von diesen beiden Mächten angstvoll gerufen, die Franken in Oberitalien ein und mitten in diesem Bruderkrieg, der auch ein Krieg des fränkischen Neides war, starb der große König. Der Papst und der Kaiser von Byzanz atmeten auf. Denn sie hatten Authari auf das bitterste gehaßt; der Kaiser, weil er die Kriegskunst der Langobarden mit Recht fürchtete, der Papst, weil er in Authari den leibhaften Antichrist sah, weil der König trotz des Einspruches seiner katholischen Gemahlin verboten hatte, die langobardischen Kinder anders als arianisch zu taufen. Der Papst aber hätte sogar „heidnische" Langobarden lieber, als arianische gesehen. Auch verhinderte Authari, klug und weitblickend den notwendigen rassischen Schutz seines zahlenmäßig gar nicht großen Volkes erkennend, nach wie vor Ehen mit der einheimischen, also lateinischen Bevölkerung, und hatte auch darin die ganze katholische Priesterschaft zum Feinde[24].

So hatte er im Laufe seiner sechs Regierungsjahre eine Fülle schönster Aufbauarbeit geleistet, und wenn ihn etwas besonders behindert hatte, so waren dies die ewigen Selbständigkeitsgelüste mancher Herzöge. Mehrere von ihnen gingen sogar bis zu offenem Hochverrat über und erkannten nicht, wie notwendig gerade damals die Stützung der königlichen Macht gewesen wäre.

Nach dem Tode Autharis waren die Langobarden aus den geschilderten Gründen in politischer Bedrängnis. Wohl beließen sie der von vielen sehr geliebten Königin Theudelinde ihre Würde, doch rieten die Großen des Reiches dringend zu rascher, neuer Vermählung, da der Staat unbedingt eine starke Führerhand brauche. Theudelinde berief deshalb ihre Ratgeber und wählte endlich auf deren Wunsch Agilulf, den Herzog von Turin, einen ihr wohlbe-

kannten Mann, zum zweiten Ehegemahl. Es war dies die beste Wahl für die edle Frau. Denn Agilulf war nicht nur von großer leiblicher Schönheit, sondern auch tüchtig im Militärischen, wie im Politischen und versprach deshalb ein energischer König zu sein.

Theudelinde ließ Agilulf ihren Entschluß wissen und entbot ihn auf das königliche Jagdschloß Lomello, das damals, ganz anders als heute, inmitten großer und wildreicher Wälder lag[25]. Als nun der Herzog in das Gemach der Königin eintrat, verkündigte sie ihm vor allen Großen nochmals ihren Entschluß und bot ihm zum gemeinsamen Trunk den üblichen Becher Wein. Der Herzog trank, und mit ehrfurchtsvoller Verneigung gab er den Pokal der Königin zurück und küßte ihr ritterlich und huldigend die Hand. Theudelinde jedoch erhob sich, und über und über im schönsten weiblichen Empfinden erglühend, neigte sie sich zu Agilulf und sprach: „Agilulf, der mein Gatte sein soll, darf mir nicht die Hand küssen, ihm kommt der Kuß auf meinen Mund zu." Der Herzog ließ sich solch holdselige Aufforderung nicht zweimal sagen, küßte die noch jugendliche Königin herzhaft auf den Mund und dann sprachen sie von Hochzeit und ihren gemeinsamen Plänen zur weiteren Festigung des Königtums und des langobardischen Staates. Bald, noch im Oktober 590, wurde die Hochzeit mit größtem Prunk gefeiert, und im November darauf erhielt Agilulf die königliche Würde.

Der neue König griff mit harter Hand durch. Die aufrührerischen Herzöge von Bergamo, Verona und Treviso wurden einer nach dem anderen gezüchtigt, einige von ihnen getötet. Dann eilte er nach Süden und ermutigte Ariulf, den Herzog von Spoleto, zu einem großangelegten Angriff auf Rom und den Kirchenstaat; aber auch jetzt konnten die Langobarden, trotz mancher anfänglicher Erfolge, die Stadt nicht in ihre Hand bekommen. Doch kam sowohl Papst wie Kaiser in arge Bedrängnis, da Agilulf den Krieg auf große Teile des römischen Landbesitzes ausdehnte, die verzettelten byzantinischen Truppen überall schlug und Neapel durch den Herzog von Benevent angreifen ließ. Nach diesen Kämpfen um den Besitz von Rom wandte sich der König blitzschnell wieder nach Norditalien zurück, wo die Verhältnisse eine rasche Entscheidung verlangten, eroberte Cremona, Monselice und nach furchtbarem Kampf auch endlich Padua und schob seine kriegsbewährten Streitkräfte bis unmittelbar an das ravennatische Gebiet vor. Den Papst Gregor den Großen faßte Schrecken. Um den König milde zu stimmen, schickte er seiner Gemahlin Theudelinde nicht nur mehrere heilige Bücher, sondern auch einige Fläschchen mit Tropfen vom Blute Christi. Diese Sendungen begleitete er durch sehr entgegenkommende Briefe, vorerst an die Königin und dann auch an Agilulf,

Foto: E. Schaffran

Pavia, S. Michele, Hauptportal mit alten Ornamentresten

Foto: Museum Trient

Platte aus Judicarien

Foto: E. Schaffran

Schännis (Ostschweiz)
Platte in der Klosterkirche

Foto: E. Schaffran

Ventimiglia, Baptisterium
Platten vom langobardischen Dom

Foto: E. Schaffran

Verona, S. Procolo. Krypta. Säule

Foto: E. Schaffran

Asti, S. Secondo. Krypta

Foto: E. Schaffran

Bologna. Mittelalterliches Grab mit langobardischen Reliefplatten

Foto: E. Schaffran

Brescia. S. Salvatore, Krypta, Ostteil Reste des Stuckschmuckes

denn dieser war jetzt in der Lage, ihm und Ostrom einen Waffenstillstand aufzwingen zu können[26]. Der Papst, ein weitblickender Mann, nahm diesen augenblicklichen Frieden schon deshalb gerne an, weil mittlerweile, dank des Einflusses der Königin, sich Agilulf zum Katholizismus bekannte und die Verfolgungen der katholischen Priesterschaft einstellte, ohne aber den Arianismus ganz zu verbieten. So geschah es, daß nunmehr in den großen Städten unter Duldung des Königs ein arianischer und ein katholischer Bischof zugleich regierten und die Bevölkerung, sicherlich nicht zu ihrem Vorteil, in zwei christliche Bekenntnisse gespalten war. Es muß nun hier deutlich gesagt werden, daß die Langobarden, einmal katholisch geworden, nicht diesen Glauben bekämpften, obwohl sie sicher sich über manche Lehrmeinung desselben in ihrer geradsinnigen germanischen Denkart verwunderten, als vielmehr die römische Kirche mit ihren schon damals unersättlichen Land- und Machtansprüchen. Denn die Langobarden konnten diese mit der von Christus gebotenen Armut und Bedürfnislosigkeit nicht vereinbaren. König Agilulf ließ die katholische Geistlichkeit nicht nur ungeschoren, sondern begünstigte sie geradezu, solange sie sich auf ihr seelsorgerisches Amt beschränkte, war jedoch von unerbittlicher Härte gegen jeden sich politisch betätigenden Geistlichen. Da diese jedoch fast zur Gänze aus lateinischem Blute stammten und sie deshalb immer und stets an die Romanisierung der Langobarden dachten, so gelangten sie dadurch, ihren vom König gesetzten Wirkungskreis überschreitend, sofort wieder mit der Staatsgewalt in Widerspruch und Streit. Auch Theudelinde, eine so fromme Katholikin sie auch war, hat jede politische Anmaßung des katholischen Klerus sofort zurückgewiesen. Im sogenannten Dreikapitel-Schisma, einem um Nichtigkeiten entbrannten Kirchenzwist, stellte sich die sonst so erzkatholische Königin auf die Seite des Schismatiker und verbot den Priestern öffentlich für die Gegenpartei einzutreten.

Immerhin erreichte die katholische Kirche Frieden und ein bedeutendes Betätigungsfeld, und die Lage schien für sie vollends günstig, als dem königlichen Paar im Jahr 603 endlich ein Sohn geboren wurde, der in der katholischen Taufe den Namen Adalwald erhielt.

König und Königin, sowie die zum Teil katholischen Herzoge, waren nunmehr auch geneigt, neue katholische Kirchen zu erbauen. Sie erstanden in großer Zahl und wurden in bewunderungswürdiger Weise geschmückt. In den 40 Jahren seit dem Einbruch in Italien hatten die künstlerisch hochbegabten Langobarden ihre schmückenden Fähigkeiten noch weiter ausgebildet und darüber hinaus auch gelernt, den Steinbau zu meistern und als Bildhauer und Maler die menschliche Gestalt und jedes bildhafte, also aussagende Motiv,

künstlerisch gestalten zu können. Darüber wird noch ausführlich gesprochen werden. Natürlich waren die Langobarden in der Zeit, als Agilulf und Theudelinde noch lebten, also zu Beginn des 7. Jahrhunderts, erst im Begriff ihre volkhafte Kunst im Sinne der neuen Lebens- und Kultbedingungen um- und auszugestalten, weshalb manches Kunstwerk dieser Jahrzehnte die Eigentümlichkeiten einer erst in Ausreifung befindlichen Kunst zeigen wird; aber auch solche Werke werden klar die unerhörte künstlerische Begabung des langobardischen Volkes wie dessen treues Festhalten an den Vorstellungen der Väter erkennen lassen[27].

Spätere, baulustige Zeiten, Kriege, Erdbeben, der Unverstand und oft auch Unduldsamkeit der folgenden Jahrhunderte haben die langobardischen Kunstdenkmäler aus der Zeit Agilulfs und der Theudelinde fast völlig vernichtet. Erhalten haben sich nur die vielen Grabfunde, die in Cividale, in Brescia, in Como, und überall, wo große Langobardenstädte waren, gemacht wurden.

Agilulf und Theudelinde lebten vorwiegend in Mailand und hielten sich seltener in Pavia auf. Schon in Mailand begannen beide verschiedene Kirchen und geistliche Stiftungen zu gründen, doch vergaßen sie auch in dieser Beziehung nicht der Stadt Pavia, wenn auch dort die rege Bautätigkeit erst unter den nächsten Königen einsetzen sollte. Mailand hatte schon in jenen Zeiten sehr heiße und gesundheitsschädliche Sommer, weshalb bereits der Ostgotenkönig Theoderich sich in Monza, näher den Alpen gelegen und von diesen mit manchem erfrischenden Lufthauch bedacht, einen Sommerpalast erbauen ließ. Diesen übernahm Theudelinde und ließ ihn vollständig umbauen. Es muß ein prächtiges Gebäude gewesen sein, und um den wahrhaft fürstlichen Eindruck noch weiter zu verstärken, ließ die kunstsinnige Frau die Wände des Hauptsaales mit Szenen aus der Geschichte der Langobarden bemalen. Da doch nicht angenommen werden kann, ein byzantinischer Maler, also ein Feind, hätte diese Wandbilder geschaffen, für deren Inhalt er auch sicher ganz und gar kein Verständnis haben konnte, so kommt dafür doch mit Wahrscheinlichkeit nur ein langobardischer Künstler, für die fremde Technik jedoch zuerst unter der Führung eines lateinischen Meisters, in Betracht. Die Langobarden hatten die Kunst der Malerei vor ihrem Einbruch in Italien gar nie geübt. Wenn sie nun in der Lage waren, die schwierigste Form, die Großmalerei zu meistern, zeigt dieser Umstand, wie ungewöhnlich kunstbegabt jenes germanische Volk war. Auf den Wandbildern — ob es Fresken waren oder Mosaiken weiß man nicht — wird man Szenen aus der Vorzeit des Volkes gesehen haben und solche aus seinen Kämpfen in Italien, wahrscheinlich wird dann die ganze Reihe in der Darstellung der Eroberung Pavias gegipfelt haben[28].

Nichts, gar nichts, nicht einmal eine Andeutung, ist davon erhalten, denn der Palast der Königin fiel späterer Bautätigkeit restlos zum Opfer, wir kennen heute nicht einmal mehr den Platz, wo er ragte. In der gleichen Zeit errichtete die Königin am gleichen Ort, in Monza, dem Johannes dem Täufer eine große Kirche und „schmückte sie mit vielen goldenen und silbernen Zieraten" aus. Doch wurde diese 595 vollendete Kirche um 1380 durch Matteo Campione, einem tüchtigen gotischen Baumeister der Lombardei, derart verändert und vergrößert, daß außer zwei kärglich geschmückten Steinplatten, eingesetzt auf der Westseite, nichts vom Bau der Theudelinde übrigblieb. Das Andenken der großen Frau ist hingegen weit lebendiger in jenen Gegenständen, die man, zusammen mit der berühmten eisernen Krone der Langobarden den „Schatz der Theudelinde" nennt. Diese Krone, dann ein Votivkreuz, gespendet von Agilulf, eine Votivkrone aus Gold und einige andere, kleinere Gegenstände schufen langobardische Gold- und Silberschmiede, denn überall tragen diese schönen Erinnerungen an eine große Zeit die charakteristischen Zeichen germanischer Kunstauffassung. Viele andere Gegenstände hingegen entstanden in irgendeiner römischen oder byzantinischen Werkstätte, denn sie sind zum größten Teil Spenden des Papstes Gregor d. Gr. an die Königin. Dazu gehört vor allem der Elfenbeindeckel des Evangelienbuches der edlen Frau, die kleinen Fläschchen mit dem heiligen Blut Christi und eine köstliche Gruppe in Silber, eine Henne mit ihren Küchlein zeigend. In der benachbarten Kapelle der Theudelinde ruhen in einem schönen gotischen Sarkophag die Reste der Königin und ihres vor ihr verstorbenen Gatten Agilulf[29].

Diese Kirchenbauten in Monza und an vielen anderen Orten waren das Ergebnis einer langsamen Hinwendung der langobardischen Regierung zur katholischen Kirche; sonst jedoch standen sich Langobarden und Römer als Menschen nach wie vor fremd, fast feindselig gegenüber. Die Rassenunterschiede, wie die Vorschriften zum Schutze des nordischen Volkstums bewahrten die Langobarden damals noch vor einem allzufrühen Aufgehen in der lateinischen Bevölkerung. Agilulf erkannte auch die Notwendigkeit, für sein Volk kirchliche Sammelorte und geistige Bildungsstätten zu schaffen; wenn es hierbei gelang, diese der langsam heranwachsenden langobardischen Geistlichkeit zu unterstellen, so war die große Gefahr eines überwiegenden römisch-geistlichen Einflusses doch bis zu einem gewissen Grad gebannt. Aus diesen Erwägungen entstand auch in einem nordseitigen Tal des genuesischen Apennins das bald zu größter Berühmtheit gelangende Kloster Bobbio. Der Hl. Columban, ein irischer Benediktiner, war auf seinen Bekehrungsfahrten unter vielen Beschwernissen endlich auch nach Oberitalien gekommen, wo er von

König Agilulf ehrenvoll aufgenommen wurde. Um dem heiligmäßig lebenden Mann eine entsprechende, auch für den Staat brauchbare Tätigkeit zu ermöglichen, schenkte ihm mit Entschließung vom 24. Juli 601 der König genügend Land in dem weltfernen Tal der Trebbia, und dort entstand das Kloster Bobbio. Als Columban bereits 615 starb und in Bobbio in einem Sarkophag beigesetzt wurde, der gleichfalls ein schönes Stück langobardischer Schmuckkunst ist, war sein Kloster trotz mancher Bedrängnis durch die heidnischen und arianischen Nachbarn bereits ein Machtfaktor im Staate geworden und übte starke kulturelle Einwirkung aus[30].

Als in solcher Art das königliche Paar im Innern des Reiches einen gewissen Ausgleich der Gegensätze herbeiführte und die Künste, dank der friedlicheren Stimmung zu begünstigen begann, drohte hingegen der Ostgrenze eine furchtbare Gefahr. Die Awaren, bisher noch aus der gemeinsamen ungarischen Zeit den Langobarden Freunde und Bundesgenossen, verachteten wieder alle Verträge und drangen heftig gegen Westen vor. Plündernd und brennend brachen sie in Friaul ein und vernichteten das Heer des Herzogs Gisulf, der sich den unermeßlichen Scharen der Eindringlinge kühn entgegengestellt hatte. Romilda, des Herzogs Gemahlin, konnte mit ihren drei Söhnen und den vier Töchtern gerade noch Cividale erreichen, als sich gleich darauf der eiserne Ring der Belagerung um diese Stadt legte. Während dieser ritt einmal der Awarenkönig nahe an die Stadtmauern heran. Da sah ihn Romilda, und betört von seiner männlichen Schönheit erwachten in ihr „die Begierden des ruchlosen Weibes, und sie ließ dem Awarenfürsten durch einen Boten sagen, sie wolle ihm, falls er sie zu heiraten gedenke, die Stadt mit allen ihren Schätzen und ihrer ganzen Besatzung und Bevölkerung übergeben". Mit hinterlistiger Bosheit nahm der Aware diesen für ihn natürlich sehr günstigen Vorschlag an, hemmte doch die Belagerung von Cividale seine weiteren Raubzüge. Es öffneten sich also die Tore, die Stadt wurde gegen die Vereinbarung restlos ausgeraubt und dann den Flammen übergeben. Die ganze Bevölkerung führte man in Gefangenschaft fort, tötete schließlich alle wehrfähigen Männer und verteilte die Weiber und Kinder als willkommene Kriegsbeute. Nur den drei Söhnen Gisulfs gelang es noch rechtzeitig zu fliehen, und obwohl sie durch den jüngsten, noch im Knabenalter stehenden Bruder gehindert waren, hielten sie dennoch in geschwisterlicher Liebe zusammen und überwanden dadurch alle Fährlichkeiten ihrer abenteuerlichen Flucht. Romilda, die Verräterin ihres Volkes, genoß wohl eine Nacht lang die Liebe des Awarenkönigs, dann übergab sie dieser Mann, empört über solches gemeines Handeln, seinen Kriegern, und sie starb eines schrecklichen Todes. In ihren Töchtern lebte weit mehr als

Foto: E. Schaffran

Mailand, S. Vincenzo in Prato
Reste vom alten Bau

Cividale
Baptisterium des Callixtus

Foto: Alinari

Mailand, S. Ambrogio
Reste vom alten Bau im Portal verwendet

Foto: E. Schaffran

Cividale, Platte vom Callixtus-Baptisterium

Foto: E. Schaffran

Asti, Dom, Taufbecken

in der Mutter germanische Zucht. Mit allen Mitteln erwehrten sie sich der Schändung durch die Awaren und „gaben solcherart ein nützliches Beispiel für alle Frauen, denen ein ähnliches Los widerfahren sollte". Wie Paulus berichtete, legten sich die wackeren Mädchen rohes Hühnerfleisch in das Mieder, und da dieses Fleisch in der Körperwärme bald verweste, meinten die tölpischen Awaren, daß alle langobardischen Frauen so übel röchen. Nun wurden in langobardischen Frauengräbern wiederholt Hühnerknochen gefunden, und des Paulus novellistische Erzählung scheint einen tieferen, uns heute und wohl auch ihm nicht mehr bekannten Hintergrund im Brauchtum zu haben. Wohl errangen die Mädchen nicht mehr die Freiheit, doch wurden sie später nach verschiedenen germanischen Ländern verkauft und konnten sich ehrenvoll und fürstlich verheiraten.

Dem weiteren Vormarsch der Awaren wurde bald ein Ende gesetzt, sie wurden zurückgeworfen und mit ihnen ein vorteilhafter Friede geschlossen. Taso und Kako, zwei Söhne des im Kampfe gefallenen Herzogs Gisulf, folgten dem Vater in der Regierung des Herzogtums Friaul, und dehnten dieses weit nach Norden bis an die Gail und die Drau aus, wo sie Befestigungen anlegten. Vielleicht sind von den im Villacherbecken wohnenden Langobarden nicht nur einige Familien noch weiter nördlich gezogen, da auch bei St. Veit a. d. Glan und bei Neumarkt langobardische Funde gemacht wurden, vielleicht ist auch die in Kärnten ungewöhnlich starke nachlangobardische Kunst überhaupt durch jene Besiedlung zu erklären[31].

In dieser Zeit, es war im Jahre 616, starb nach 25jähriger, segensvoller Regierung König Agilulf und hinterließ das Reich dem noch unmündigen Sohn Adalwald. Für ihn regierte also seine wackere Mutter und sie ließ auch weiterhin viele Kirchen neuerbauen, und machte reiche Schenkungen an geistliche Stätten. Als nun Adalwald heranwuchs, erkannte man ihn als schwachsinnig, und tatsächlich beging er Handlungen, die nur durch den ausgebrochenen Irrsinn erklärt und entschuldigt werden können. Die Großen des Reiches, ohnehin mit der immer klerikaler werdenden Regierung der Theudelinde nicht mehr einverstanden, setzten nach langen Kämpfen mit der romfreundlichen Partei den Adalwald ab und erwählten an seiner Stelle den Herzog von Turin, Ariwald; dieser war zugleich ein Schwager des gestürzten Königs, da er Gundeperga, eine Tochter Theudelindes geehelicht hatte. Theudelinde zog sich in ihren Palast zu Monza zurück und starb dort, gramerfüllt wegen der schweren inneren Wirren ungefähr im Jahre 625.

Über der zehnjährigen Regierung des Ariwald hängen die Schleier der Vergessenheit, wir wissen fast nichts über diesen König. Wir erfahren nur von

einem ehelichen Konflikt mit seiner katholischen Gattin Gundeperga, wie diese doch wieder nach Klärung mancher Irrtümer zu Ehren kam und dann dem Johannes dem Täufer in Pavia eine mächtige und prunkvolle Kirche erbaute. Eines ist sicher. Die religiösen Gegensätze brachten nicht nur die königliche Familie in Verwirrung, sondern erzeugten auch im Staat Unruhe und neuerliche Beschwernisse der Beziehungen mit dem stets einmischungslustigen Frankenreiche. Das benützte auch das ränkesüchtige Byzanz und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um nicht kriegerisch oder durch Aufstachelung der Herzoge dem langobardischen Reich Unannehmlichkeiten zu bereiten. Es drängten diese Verhältnisse sichtlich einer inner- wie außenpolitischen Auseinandersetzung zu. Auch fühlten einsichtige Große, wie sehr das Volkstum der Langobarden in Gefahr geraten war. Das merkte auch der König, als er sich immer mehr der nationalen, romfeindlichen Partei zuneigte. Doch verhinderte der Einfluß seiner Gattin und ihres starken Anhanges seine klare Stellungnahme, welche hier notwendig gewesen wäre. Er ging zum Schluß in seiner schwankenden Haltung so weit, sich in religiöse Streitigkeiten, die den Staat bedrohten überhaupt nicht einzumischen, sondern er sandte die Streitteile auf seine Kosten nach Rom. Dieses triumphierte und verstärkte insgeheim die Spannung. Ariwald konnte daher keine Regelung der Verhältnisse erzielen, schließlich starb er schon 636.

Nach seinem Tode wählten die Großen des Reiches den 30jährigen Rothari, Herzog von Brescia, zum König. Agilulf ähnlich, gewann auch er mit der Krone die Hand einer der verwitweten Königin, der Gundeperga und stellte solcherart die Verbindung mit der früheren Dynastie her.

Mit König Rothari begann eine neue und glanzvolle Zeit des langobardischen Reiches.

3. Abschnitt

Die Festigung der Königsgewalt und der Höhepunkt des Reichs

Jeder kritische Betrachter des langobardischen Königreiches zur Zeit des Regierungsantrittes König Rotharis wird deutlich bemerkt haben, wo die schwachen Punkte dieses Staates lagen: In der ständigen Eifersucht der einzelnen, mit großer Macht ausgestatteten Herzoge, die gelegentlich auch vor offener Rebellion nicht zurückscheuten, und dann in dem gespannten Verhältnis zur katholischen Kirche. Besonders die Herzoge von Spoleto und Benevent traten in eine betonte Selbständigkeit und fühlten sich schließlich als Fürsten unabhängiger Staaten. Nur wenige Könige wagten es, gegen diese großen Herren energisch vorzugehen, meist mußten sie um deren gnädige Gunst werben. Alle anderen Konfliktstoffe, wie die Reibereien mit dem benachbarten Frankenreich und mit Byzanz, das doch in den Langobarden Räuber kaiserlichen Besitzes sehen mußte, waren neben den zuerstgenannten vorläufig von weit geringerer Bedeutung.

Jeder langobardische König mußte daher, sollte er dem Staat den dringend notwendigen Ausbau und die ebenso notwendige innere Festigung geben, trachten, die Macht der Stammesherzoge zu beugen, wenn möglich zu brechen und das Verhältnis zu Rom regeln. Diese Ziele waren natürlich nie mit halben Mitteln zu erreichen, Kompromisse hätten nur eine vorübergehende Lösung und nie eine vollständige Bereinigung der betreffenden Frage erbracht. Es fragt sich aber nun, hatten die langobardischen Könige des 7. und 8. Jahrhunderts überhaupt die Kraft, solche vollständige Lösungen herbeiführen zu können? Die Absicht war sicher da, weil sie für die Krone eine Lebensnotwendigkeit war. Aber der Durchführung türmten sich Berge an Schwierigkeiten entgegen. Diese lagen nur zum Teil in den außenpolitischen Verhältnissen, weit mehr jedoch entstanden sie im eigenen Volk. Denn dieses machte sogar im späteren 8. Jahrhundert noch nicht den Eindruck, ein fest geschmiedetes Staats-

volk geworden zu sein[1]. Den Herzogen fehlte jedwede Einsicht in das Wohl der Gemeinsamkeit; jeder fühlte sich in seinem Herzogtum nur solange dem König verbunden, als es seine persönlichen Interessen gut hießen. War dies einmal nicht der Fall — und so war es fast die Regel — so trat er zu seinem König ohne weiteres in Widerstand, und dieser war nicht immer nur ein passiver. Hochverrat, offener Übertritt zum Feind, Anruf des Gegners zur eigenen Hilfe waren keineswegs vereinzelte Erscheinungen und mehr als einmal beendete Mord das Leben eines langobardischen Herrschers.

Aber auch das Verhältnis zur Kirche wurde von den Herzogen eigensüchtig ausgenützt. Persönliche religiöse Überzeugung spielte nicht die geringste Rolle, und die Frömmigkeit mancher Herzoge, über welche Paulus wiederholt berichtet, ist entweder eine politische Finte oder wurde von dem harmlos-anständigen Geschichtsschreiber als echtes Gefühl bewertet und dementsprechend gerühmt. Denn dünkte es dem Herzog gut, zur Erweiterung seiner Macht den Papst anzurufen, so tat er es, auch wenn damit die weitblickenden Pläne seines Königs zerstört wurden. Wenn nun die Herzoge in solcher Art ihre Treue nicht hielten, war es zu verwundern, wenn die kleinen Grafen und Adeligen bis hinab zu den königlichen Beamten auch ein Ähnliches taten? Nur die Verwalter des Krongutes in den Herzogstädten, die Gastalden, machten zumeist eine Ausnahme. Treue Menschen gab es auch damals, aber sie waren selten und weit eher unter den einfachen Leuten, als unter den Großen des Reiches zu finden. Es wäre nun sehr falsch, diese Erscheinung als eine besondere langobardische Eigenschaft anzusehen. Sie war vielmehr ein Zug der Zeit und leider, wir müssen dies mit tiefer Beschämung eingestehen, bei den germanischen Staaten der ausklingenden Völkerwanderung besonders entwickelt[2], und sie vererbte sich dann in das kommende heilige römische Reich deutscher Nation. Wer hätte es nun damals und noch später gedacht, daß einmal nach vielen Jahrhunderten der deutsche Erlöser kommen werde, dem das Wunderwerk der restlosen deutschen Einigung in dem erhabenen Sinne gelänge, daß nunmehr der Eigennutz dem Allgemeinnutz weichen müsse? Manchen der langobardischen Könige erschien diese Erkenntnis als bitterste Notwendigkeit, als fernes, unerreichbares Ideal, und sie versuchten wenigstens Teile davon durch Erstellung kluger Gesetzessammlungen zu erreichen. Diese blieben jedoch, wenn nicht überhaupt Papier, so doch nur an kleinste Zeiträume gebunden. Denn diese Gesetze, Wunderwerke hoher Staatskunst, waren ihrer Zeit viel zu voraus, um von ihr voll gewürdigt zu werden.

Auch das Verhältnis zur katholischen Kirche war voll Schwierigkeiten. Als die Langobarden Italien besetzten, waren sie zum Teil noch Heiden, zum an-

deren Teil bereits Arianer[3]. Dem Papst waren nun die Heiden weitaus lieber, denn sie hatten „die Segnungen des Christentums noch nicht erfahren", waren also noch unbeschriebene Blätter. Die Arianer dagegen waren nach der Meinung der Kurie „Abtrünnige, Ketzer, ärger als Heiden, wucherndes Fleisch am Körper der heiligen Kirche, verpestete Menschen, Schweine, mit denen man sich nicht zu Tisch setzen kann", und die Tätigkeit der Kirche ging hier nicht auf Bekehrung, sondern auf Vernichtung dieser Arianer aus[4]. Dahinter verbarg sich aber ein tiefer nationaler Gegensatz. Der Lateiner haßte aufs tiefste den Germanen. Denn wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so hätte sich der Streit zwischen Langobarden und Kirche in dem Augenblick gemildert, als die Langobarden zum größten Teil das katholische Bekenntnis angenommen hatten, was um 670 der Fall war. Aber der Kampf ging, nur durch aufgezwungene Pausen unterbrochen, weiter. Die Germanen der Völkerwanderung, also besonders die Ostgermanen erkannten das Christentum zuerst in der arianischen „ketzerischen" Form. Der römischen Kirche wurde nun der Arianismus gleichbedeutend mit Germanen, und beide verschmolzen deshalb zum Begriff eines einzigen großen Feindes. War dann der Arianismus ausgerottet, so blieben noch immer gleich gehaßt die Germanen übrig, auch wenn sie bereits Katholiken geworden waren.

Die Päpste der Kampfjahrhunderte waren zumeist Menschen im Besitz der höchsten damals erreichbaren Bildung und besonders an der antiken Geschichte praktisch geschult[5]. Auf strengster kirchlicher Grundlage stehend, betrachteten sie die Welt von hoher Warte und erkannten klug kommende Ereignisse und Verschiebungen in der politischen Struktur Europas, die damals noch kaum jemand ahnte. Sie sahen in die Zukunft. Und in dieser erschienen ihnen die Germanen erfüllt von einer grundsätzlich antikatholischen Einstellung, und deshalb haßten und bekriegten sie diese. Ob bewußt oder unbewußt? Ein instinktives Ahnen der Gefahr war sicher bei den Päpsten vorhanden. Demgegenüber verhielten sich die langobardischen Könige geradezu naiv, und ihre Handlungen Rom gegenüber wirkten im Vergleich mit der Politik der Kurie wie triebhaft eingestellt. Ihr Haß richtete sich nicht gegen die Institution der katholischen Kirche, sondern gegen deren weltliche Machtansprüche. Katholisch geworden, gaben sich die Langobarden mit der Ehrlichkeit des Germanen dem neuen Bekenntnis hin, und wenn ihre katholischen Könige und Königinnen Kirchen und Klöster bauten, so war im Gegensatz zu den meist konjunkturlüsternen Herzogen vielfach echte Frömmigkeit der Anlaß dazu[6]. Die Person des Papstes wurde von ihnen solange verehrt, als sich dieser ihnen als „Nachfolger Petri" zeigte. Kam er als Fürst von dieser Welt, so entstand sofort ein

unüberbrückbarer Gegensatz. Denn letztes, heiß begehrtes Ziel der Langobarden war Rom und mußte es sein. Ohne Rom gab es keine Einigung auf der Halbinsel. 1871 wiederholte sich diese Lage, dann aber wurde sie gründlich gelöst.

Dabei wurden dem weltlichen Gebilde Kirchenstaat die weitaus größeren Schäden nicht durch die Langobarden, sondern durch die byzantinischen Kaiser zugefügt. Gerade das 7. Jahrhundert zeigt dies klar. Denn Byzanz machte das Gebiet von Ravenna kurzerhand eigenstaatlich und dann auch kirchlich vollständig selbständig, wodurch der Kirchenstaat auch strategisch arg geschädigt wurde. Doch war der Protest des Papstes flau und beschränkte sich auf einen recht harmlosen Donner der kurialen Kanzlei. Wenn aber die bösen Langobarden versuchten, den Kirchenstaat in seine Schranken zu weisen, so griff der Papst in Kürze zum furchtbarsten Kampfmittel, das er besaß, zum Bann. Als nun die Kurie nicht mehr weiter konnte, rief sie die Hilfe des fränkischen Königs an und ließ Germanen durch Germanen vernichten. So aber handelt nur jemand, der seinen Gegner ausrotten will. Und nun ereignet sich Sonderbarstes! Kaum hatte sich die fränkische Herrschaft in Italien einigermaßen gefestigt, so begann sich derselbe Gegensatz zu regen, der vorher Kurie und Langobarden entzweit hatte. Denn wieder standen Germanen Lateinern gegenüber. Jenen nützte alle Frömmigkeit nichts, weil diese sie nicht dulden wollten. So war es unter den späteren Karolingern, so unter den Ottonen, den salischen und hohenstaufischen Kaisern[7], und erst unter den Habsburgern ebbte diese naturgegebene Spannung ab, ohne ganz zu verschwinden[8]. Innerhalb der gleichen Religion spielte sich ein namenlos furchtbarer Kampf zwischen den weltanschaulich verschiedenen Grundlagen zweier ebenso verschiedener Völker ab, wobei der Träger der gegensätzlichen südlichen Weltauffassung weit weniger das sich erst bildende italienische Volk als die katholische Kirche, also das Papsttum, war.

Vor einem solcherart mit dramatischen Spannungen geladenen Hintergrund handelten nun König Rothari und seine Nachfolger. Sie waren Teile eines großen, sich mit unbarmherziger Logik abspielenden Weltgeschehens und ahnten ihre Rolle nur in besonderen Augenblicken. Diese Könige hatten wohl Vorstellungen von jenen Erfordernissen, die für das Weiterleben ihres Staates notwendig waren, sie erkannten die Gefahren in den gröbsten Umrissen, aber, und dieses Aber ist immer jener Punkt, bei welchem sich das Schicksal eines Volkes, eines Staates, schon weit früher als die geschichtliche Jahreszahl dies angibt, sich entscheidet: Denn den an und für sich wohl bedeutenden langobardischen Herrschern der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts fehlte trotzdem die letzte Durchschlagskraft des Handelns, weil die Machtmittel zur Erreichung des Zieles schließlich doch nicht genügten.

Äußerlich gesehen ist das Bild des langobardischen Staates von Rothari bis zu König Liutprand, dem „rex gloriosissimus“, kein ungünstiges, ja, es zeigt sich sogar eine bedeutende wirtschaftliche Blüte, Künste und Wissenschaften werden in vorbildlicher Weise gefördert, Bauten jeder Art entstehen in Fülle, manche der Könige sind Männer ganz großen Formates, und doch, man merkt öfters nur allzu deutlich den Leerlauf der staatlichen Maschine. Der Höhepunkt im biologischen Werden des Staates war beim Tode König Agilulfs erreicht, der kulturelle Höhepunkt folgte hingegen erst ein Jahrhundert später.

So wie einst Agilulf mit der Krone auch die Hand der Königinwitwe Theudelinde errang, so jetzt auch Rothari, dessen Gattin die Witwe seines Vorgängers Agilulf war. Diese Gundeperga war zugleich die Tochter Theudelindens, und damit fanden die römerfreundlichen Anhänger der bairischen Dynastie in dieser Frau eine Stütze[9]. Rothari begann seine Herrschaft als eifriger Arianer, doch bald wurde er dem Katholizismus geneigt und verstärkte damit seinen Anhang im kommenden Kampf gegen die immer unbotmäßigeren Herzoge. Doch war der weitblickende König kein Römling im späteren Sinn, in Wirklichkeit blieb auch er Arianer, weshalb er sich, so meint Paulus, mit dem „Unglauben der arianischen Ketzerei befleckte“.

Schon seinen Zeitgenossen erschien Rothari als der Hort der Gerechtigkeit und der Ordnung, und als eine wahre Heldengestalt. Diesen berechtigten Ruhm verdankt er seinem Kampf gegen die Herzoge. Er verstand sie durch mehr friedliche als kriegerische Mittel zu gewinnen, und schuf sich damit auch Luft, gegen Rom und Byzanz mit großer Energie vorzugehen. Es fiel in Friaul die Stadt Oderzo, das letzte Bollwerk des byzantinischen Kaisers in die Hände der Langobarden, und auch das römische Land konnte von Norden und von Süden angegriffen werden, da Rothari diesmal in engster Verbindung mit dem mächtigen Langobardenherzog von Benevent vorgehen konnte. Durch die Eroberung der Stadt Luni, östlich von Spezia, und aller römischen Kastelle an der Riviera di Levante sicherte sich der kluge König seine rechte Flanke (er hatte Front gegen Süden), und konnte alle Kraft gegen die vereinigten Byzantiner und Römer ansetzen. Er besiegte sie in einer großen Schlacht an der Scultenna bei Modena; 8000 Römer sollen damals gefallen sein.

Ruhm für die Ewigkeit schuf sich dieser große Heldenkönig jedoch vor allem durch sein am 22. November 643 in Pavia erlassenes Edikt. In dieser nun schriftlich festgelegten Gesetzessammlung sorgte ein großer Fürst in wahrhaft königlicher Weise für sein Volk. Älteste, doch ungeschriebene Gesetze, die bis in die Vorzeit des langobardischen Volkes zurückreichen, und die sich von

Generation zu Generation von Mund zu Mund erhielten, fanden nunmehr ihre schriftliche Festlegung und wurden dadurch von den Willkürlichkeiten der ungeschriebenen Überlieferung befreit. Diese Art der Aufzeichnung zeigt sicherlich den Einfluß der antiken Kultur, da die Germanen keine Schrift im südlichen Sinne hatten. Ihre Runen — davon das hochdeutsche Wort raunen — war eine Geheimschrift mit bildhaftem Charakter und diente nie zur Aufzeichnung von Handlungen oder Ereignissen. Diese wurden nur durch mündliche Überlieferung weitergegeben. Jetzt aber, in Italien, lagen die Verhältnisse anders, denn eine schriftliche Kodifizierung der alten und jetzt auch sinngemäß bereicherten Gesetze mußte schon aus Gründen der praktischen Rechtsprechung erfolgen. Es ist also dieses Edikt König Rotharis ebenso eine Schaffung neuer, wie auch eine Aufzeichnung alter Gesetze, wobei nur einige nicht mehr verwendbare Gebräuche abgestellt, und einige neue sinngemäß aufgenommen wurden. Der wichtigste Zweck dieses Edikts war es, die Armen gegen die Mächtigen zu schützen und dem langobardischen Volk im volksfremden italienischen Raum rassischen Schutz zu gewähren. Alle diese Verfügungen ruhen auf alten langobardischen Rechtsanschauungen; Beeinflussungen durch das römische Recht, die doch begreiflich wären, sind nur im Formalen, aber nicht im Wesentlichen anzutreffen. Das Edikt regelt aber auch in seinen neuen Teilen die künstlerische Tätigkeit, im besonderen jene der Baumeister[19]. Man muß in der Geschichte der antiken Staaten weit zurückgehen, um Ähnliches zu finden.

Nun hat ein König dieser „wilden Langobarden" in einer Weise für die Förderung der Baukunst und für die Durchführung großer Bauten gesorgt, wie noch keiner vor ihm und wie nach ihm durch Jahrhunderte kein zweiter. Welch großen Geist muß daher König Rothari gehabt haben, und welche Kunstblüte wird uns durch diese Gesetze gezeigt! Das ganze Bauwesen wird auf eine Art genossenschaftliche Grundlage gestellt, und es werden dafür Verordnungen erlassen, die, in geringer Veränderung, noch heute anwendbar sind. Obwohl aus praktischen Gründen lateinisch geschrieben, ist das Edikt Rotharis neben den westgotischen Gesetzessammlungen der großartigste schriftlichste Bericht über germanisches Brauchtum und über seine geistigen Bedingungen. Gewiß, die Abfassung in lateinischer Sprache erscheint vorerst wie eine Konzession an die Zeit, wie eine Aufgabe der langobardischen Sprache zugunsten der lateinischen. Dem ist nicht so. Mit der lateinischen Abfassung eines germanischen Inhaltes stellte sich das Edikt bewußt den vom Standpunkt des byzantinischen Reichs in Oberitalien noch geltenden römischen Gesetzen gegenüber, und „wenn die Römer vielleicht noch geneigt waren, diesen lango-

bardischen Staat als ein Provisorium anzusehen, so konnte ihnen in der Tat keine deutlichere Antwort erteilt werden, als indem durch das berufene Organ ein Territorialgesetz unabhängig vom römischen Gesetz geschaffen wurde". Erst jetzt war Oberitalien, soweit es langobardisch war, endgültig für Ostrom verloren.

Dem Edikt geht ein mäßig langes Vorwort voran. Es schildert die Urgeschichte der Langobarden und ihre Geschichte bis zu König Rothari. Diese Urgeschichte steigt „bis zu den Müttern" hinab, und vor unseren Augen entstehen Ereignisse, von denen sonst kein Stein und kein irgendwie geartetes Denkmal kündet[11]. Ein Vorhang rauscht empor, und wir sehen tief erschüttert in fernste, mythische Zeiten. Kein anderer germanischer Stamm kann sich eines solchen Berichtes über seine früheste Zeit rühmen. Dieses herrliche Vorwort heißt im Originaltext die Origo gentis Langobardorum, also „Der Ursprung der Langobarden". Liest man es ruhig und mit musikalisch eingestellten Ohren, so fühlt man einen inneren Rhythmus. Denn diese Origo ist die Übersetzung einer im Original leider verlorengegangenen Stabreimdichtung[12]. Und so wird uns das Edikt Rotharis auch zu einem uralten germanischen Sprachdenkmal[13], ergänzt durch die vielen langobardischen Worte, die als unübersetzbar den lateinischen Text schmücken. Stärker als bei anderen germanischen Stämmen war bei den Langobarden die Erzählerlust ausgebildet, und ihre ältesten Sagen haben sie durch Jahrhunderte frisch und lebendig erhalten. Es ist „eine bewußt geübte Erzählerkunst". Als dann gegen 790 Paulus Diaconus seine „Geschichte der Langobarden"[14] schrieb (von welcher alle Geschichtsschreiber bis heute zehren), da waren von diesen köstlichen, naiven und treffsicheren Geschichten noch viele lebendig, der gute Paulus, ein aufrechter Langobarde, hat sie dann geschickt in sein Geschichtswerk eingeflochten, und im vorliegenden Buch erscheinen sie einverarbeitet wieder. Trotz der lateinischen Sprache fühlt man in der Historia langobardorum den echten nordischen Volkston und erkennt, daß es germanische Sagen und Erzählungen sind[15].

Im Jahre 652 schied König Rothari nach über 16jähriger Regierung aus diesem Leben. Ein großer Germanenkönig, ein Vater seines Volkes, war mit ihm dahingegangen. Obwohl trotz seiner zeitweiligen Hinneigung zum Katholizismus Arianer geblieben, wurde er wegen seiner Rechtschaffenheit auch von den Katholiken geliebt und von allen tief betrauert.

Nach dem Tode Rotharis übernahm sein ältester Sohn Rodwald die Regierung, und während dieser (sie dauerte nur ein halbes Jahr und dann wurde der König von einem Manne ermordet, dessen Weib der König verführt hatte), erbaute seine Mutter Gundeperga, ihrer Mutter Theudelinde ähnlich, in Pavia

eine größere Kirche, dem Johannes dem Täufer geweiht, und ließ sie in köstlicher und reicher Weise ausschmücken. Dort wurde auch sie endlich beigesetzt.

Dem Rodwald folgte nun Aripert, ein Neffe der Theudelinde, und damit gewann wieder die romfreundliche Baiernpartei an Kraft. Seine Regierung war friedlich, und es fanden keine Kriege statt. Aripert baute mehrere katholische Kirchen, so in Pavia[14] und bevorzugte die katholischen Bischöfe. Aripert war Baier und betonter Katholik. Die Regierung dieses Königs war jener seiner beiden Vorgänger durchaus entgegengerichtet, doch für das Reich insoweit von Vorteil, da alle Konflikte mit Byzanz und Rom ruhten. Natürlich nur solange als Aripert regierte, denn diese naturgegebenen Spannungen mußten sich wieder einstellen, was unter dem Nachfolger auch bei einer weniger romfeindlichen Politik geschehen wäre. Auch ihm war der Gedanke eines langobardisch geeinigten Italiens nicht fremd, denn wozu hätte er sich sonst „Regnante Dn. Ariperto Re (sic!) in Italia" genannt?

Als er nach neunjähriger, segensreicher Regierung starb, und sein Reich zu gleichen Teilen seinen jugendlichen Söhnen Godepert und Perctarit hinterließ, da gewann nicht nur die romfeindliche Richtung an Boden, sondern durch die unglückliche Zweiteilung der Herrschaft verlor das Reich an innerer Sicherheit; es entstanden böse Zwistigkeiten zwischen den Brüdern, und Godepert, der ältere von ihnen, sah sich nach fremder Hilfe um. Er fand diese in Grimwald, dem überaus mächtigen Herzog von Benevent, einem fast unabhängigen Fürsten, und gewann ihn durch den Herzog Garibald von Turin, der zu diesem Zweck die weite Reise nach Benevent antrat. Aber dieser Garibald täuschte in der gemeinsten Weise seinen königlichen Auftraggeber. Er bewog wohl Grimwald zu einem Kriegszug nach Oberitalien, doch nicht zu dem Zweck, um einem der beiden jungen Könige zu helfen, sondern um sich selbst an ihre Stelle als Alleinherrscher zu setzen. Grimwald folgte dem teuflischen Rat und tötete dann den Godepert, der sich ihm zuerst vertrauensvoll genaht hatte. Perctarit fürchtete ein gleiches Schicksal und floh vorerst zu den Awaren und dann zu den Franken. Doch fielen seine Gattin Rodelinde und sein kleiner Sohn Kuninkpert in die Gewalt des Herzogs von Benevent, der sie auf viele Jahre in seine Hauptstadt verbannte.

Garibald, diesen mephistophelischen Ränkeschmied, erreichte bald sein Schicksal. Ein dem Körper nach kleiner Mann aus dem Geschlecht König Godeperts, lauerte ihm in der Kirche des Täufers in Turin auf und schlug ihm mit einem Schwertschlag den Kopf ab, dann fiel er selbst unter den Streichen der Anhänger des Garibald[15].

Grimwald, der Beneventaner, heiratete die Schwester des erschlagenen

Godepert, ließ sich in Pavia krönen und wurde ein großer und bedeutender Herrscher. Zuerst ließ er dem geflüchteten Perctarit sagen, er möge ohne Sorgen heimkommen. Und Perctarit kam und vertraute der königlichen Gnade; er erhielt im Palast Wohnung und Speise. Ein Teil der Bürgerschaft jedoch sah nun in Perctarit eine Erinnerung an die glückliche Zeit unter König Aripert und begann den Perctarit in jeder Weise auszuzeichnen. Das wurde nun dem regierenden König hinterbracht mit der Warnung, es begänne sich in seinem Palast eine Verschwörung gegen ihn anzuzetteln, was gewiß nicht wahr gewesen ist, da Perctarit sein Versprechen sich zu unterwerfen, halten wollte. Trotzdem geriet Grimwald in Sorge und beschloß, den Einflüsterungen willfähriger Ratgeber folgend, seinen Gast zu töten. Er wollte bei einem großen Gastmahl den ihm Vertrauenden betrunken machen, um ihn dann im Schlaf zu ermorden. Doch da regte sich wieder einmal germanische Treue. Der Anschlag wurde dem Perctarit verraten, und nun beschlossen Unolf, ein Waffenbruder und ein getreuer Kämmerer, dessen Namen uns leider die Geschichte nicht aufbewahrt hat, ihren Herrn zu retten. Unolf verkleidete ihn als Sklaven, und so gelang es ihm, seinen Gebieter unter mannigfachen Fährnissen aus dem Palast zu bringen, worauf er über Aosta zu den Franken floh. Während dieser gefährlichen Stunden lag der treue Kämmerer zu Bett und spielte den betrunkenen Perctarit. Endlich mußte die Sache aufkommen. Unolf und der Kämmerer wurden ergriffen und vor den König gebracht, und laut forderten seine Anhänger den Tod der beiden. Grimwald erhob sich nun hoch über seine begreiflichen Rachegefühle, denn er sprach zu seinen Höflingen: „Bei dem, der mich hat geboren werden lassen, diese Menschen, die aus Treue zu ihrem Herrn sich nicht scheuten, in den Tod zu gehen, verdienen gut behandelt zu werden." Und so gab er beiden die Freiheit und nahm sie in seinen Hofstaat auf. Er tat dann noch ein Weiteres an Großmut, denn er ließ Unolf und den Kämmerer zu ihrem Herrn in der Verbannung ziehen, da beide in rührender Treue erklärt hatten, lieber mit ihrem Herrn zu sterben, als anderswo im höchsten Genuß zu leben.

Man sollte nun meinen, dieser Edelmut hätte dem König alle Herzen gewonnen. Er sollte sich nur zu bald vom Gegenteil überzeugen. Kaum daß er sich eines Angriffes der Franken über die Alpen her erwehrt hatte, mußte er nach Benevent, der Hauptstadt seines früheren Herzogtumes, ziehen, das vom byzantinischen Kaiser Konstans über Anraten der Franken angegriffen wurde. In dieser Stunde der Gefahr verließen ihn mehrere langobardische Große unter dem törichten Vorwand, der König habe den Palast in Pavia genug ausgeplündert und kehre nun in sein Herzogtum, nach Benevent, zurück.

Sie übersahen in ihrem Eigennutz ganz, wie sehr der König für seine Rückkehr vorgesorgt hatte, und daß aus dem Palaste nicht das Geringste fehlte.

Der Kampf in Unteritalien, wo im Jahre 665 eine große Zahl von Bulgaren angesiedelt wurden, neigte sich endlich zugunsten der Langobarden. Und wieder blühte aus Not und Tod höchste germanische Treue auf.

Kaiser Konstans erfuhr vom Anmarsch Grimwalds und war im Begriff die Belagerung Benevents, wo sich des Königs Sohn Romwald tapfer verteidigte, aufzuheben, als ihm in letzter Stunde Seswald, dessen Erzieher, in die Hand fiel. Der Kaiser bedrohte nun diesen Erzieher mit dem Tod, wenn er den Beneventanern den Anmarsch des Entsatzheeres verraten würde. Doch Seswald ging zur Stadtmauer vor und rief zu Romwald hinauf: „Harre aus, o mein Gebieter, denn dein Vater ist mit einem großen Heere nahe! Dich aber flehe ich an, daß du dich meines Weibs und meiner Kinder erbarmen mögest, denn meiner harrt nun der Tod." Tatsächlich ließ Konstans den treuen Langobarden enthaupten und den Kopf mit einer Schleudermaschine in die Stadt werfen. Romwald umarmte das teure, blutige Haupt unter vielen Tränen und ließ es würdig begraben.

Während nun König Grimwald den Krieg gegen die Griechen in Unteritalien siegreich zu Ende führte, war im Norden wieder ein Herzog gegen den König aufgestanden. Diesmal war es Lupus, Herzog von Friaul, dem der König auf die Dauer seiner Abwesenheit die Gewalt übergeben hatte. Dieser Lupus vergaß nun ganz seines hohen und verantwortungsvollen Amtes und waltete in Pavia in der verbrecherischesten Weise. Zum Schluß empörte er sich noch gegen den König, da er fürchtete, wegen seiner Missetaten zur Verantwortung gezogen zu werden. Grimwald stand vor einem schweren Entschluß. Rückte er selbst mit seinem schwachen Heer gegen Herzog Lupus, so bot er der Welt das peinliche Schauspiel eines Bürgerkrieges zwischen Langobarden und ermutigte dadurch die feindlichen Nachbarn zum Eingreifen. Lupus aber mußte unter allen Umständen gezüchtigt werden. So rief zu diesem Zweck der König die Awaren heran und übertrug ihnen diese Züchtigung[16]. In einer furchtbaren, viertägigen Schlacht an den Ufern der Wippach im westlichen Krain wurde schließlich der sich wütend wehrende Lupus geschlagen und getötet. Die Awaren nun, wie nicht anders zu erwarten war, wollten das eroberte friulanische Gebiet nicht räumen, und so mußte der König gegen sie zu Felde ziehen. Doch kam es zu keinem Kampf, da die Awaren einer geschickten militärischen Täuschung erlagen und abzogen[17].

Wie an Lupus, so nahm Grimwald an allen, die ihn verraten hatten, Rache und festigte auf solche Weise das Ansehen des Königtums auf das beste. Er

regierte noch einige Jahre als ein gewaltiger und dabei den Künsten freundlicher Herrscher und starb 671 an den Folgen eines unglücklich ausgeführten Aderlasses zu Pavia. Dem Edikt Rotharis hatte er einige glückliche und zeitgemäße Zusätze beifügen lassen.

Die Regierung trat der noch im kindlichen Alter stehende Sohn Garibald an. Davon erfuhr auf wunderbare Weise der in der Verbannung in Irland lebende Perctarit und eilte nach Italien zurück. Als sein Kommen bekannt wurde, kam ihm viel Volk und das ganze königliche Gefolge entgegen und huldigte ihm. Da Garibald ohne Anhang war, wurde er vertrieben, und Perctarit nahm unter dem Zuruf aller Langobarden die königliche Krone an. So gelangte nun wieder ein Vertreter der bairischen Dynastie zur Regierung, und diese genoß nunmehr in 40jähriger, geschlossener Thronfolge die Segnungen der Tätigkeit des großen Grimwald, der noch lange im Gedächtnis seines Volkes als ein bedeutender und heldenhafter Herrscher nachlebte.

Perctarit war ein friedliebender und überaus gerechter Mann und der Kirche ergeben. Er ließ Gattin und Sohn Kuninkpert aus dem Exil zu Benevent kommen, und nun erbaute das königliche Paar in Pavia und an anderen Orten zahlreiche Kirchen und Klöster, zu deren Schmuck die schöne volkstümliche langobardische Kunst herangerufen wurde. Trotz ihrer betont kirchlichen Einstellung ehrten und achteten diese Vertreter der bayrischen Dynastie das langobardische Volkstum auf das höchste, und deshalb blühte gerade unter Perctarit die alte Volkskunst wieder auf, nur daß sie nicht mehr das Holz, sondern den geänderten Verhältnissen entsprechend den Stein als ihren wichtigsten Werkstoff verwendete. So gründete die Königin unter andern vor den Mauern Pavias ein Kloster, das „Zu den Stangen" (italienisch „alle pertiche") genannt wurde. Mit diesen Stangen hatte es nun folgende Bewandtnis:

Wenn ein Langobarde starb, sei es im Kriege oder irgendwo in der Ferne, so setzten ihm seine Verwandten auf ihrer eigenen Grabstätte eine lange Stange; sie trug auf ihrer Spitze eine holzgeschnitzte Taube, und diese wies mit ihrem Schnabel in die Richtung, in welcher der Tode lag; jedermann sollte dadurch wissen, wo des Verstorbenen letzte Ruhestätte gelegen sei[18]. Auf solche Weise entstanden ganze Wälder von Stangen[19]. Nun scheint sich von diesem, in die fernste Vorzeit zurückführenden Brauch ein Rest in jenen Prangstangen erhalten zu haben, die noch heute im Lungau, einem volkskundlich überaus wichtigen Teil des Salzburger Landes, verwendet werden[20]. Wohl sind diese Prangstangen dort vollkommen christianisiert, aber man fühlt hinter ihrer jetzigen Bestimmung dunkel ein weit älteres Brauchtum. Auch die Totenbretter, die in den Alpen und auch in anderen Teilen Deutschlands noch vor kurzem verwendet

wurden[21], könnten letzte Erinnerungen an die langobardischen Totenstangen sein, die deshalb nicht nur eine langobardische, sondern überhaupt eine germanische Sitte gewesen sein dürften. –

Neun Jahre regierte Perctarit in Frieden; endlich, als er wegen vorgerückten Alters die Bürde der Herrschaft nicht mehr allein tragen zu können glaubte, ernannte er seinen Sohn Kuninkpert zum Mitregenten und regierte mit ihm noch weitere 10 Jahre. Da störte wieder einmal nach längerem inneren Frieden ein Herzog die Ruhe und die gedeihliche Entwicklung. Alahis, Herzog von Trient, wollte ohne Wissen seines Königs die Grenzen seines Herzogtums gegen Norden erweitern und geriet dadurch mit seinen nördlichen Nachbarn, den Baiern, in einen Krieg, in dem er siegreich war, denn er konnte seine Grenze bis Meran vorschieben, wo das wichtige Kastell Majense (Obermais) in langobardischen Besitz kam[22]. Perctarit konnte natürlich diese Eigenmächtigkeit nicht ungestraft lassen; er zog mit Heeresmacht gegen Trient, belagerte es, wurde jedoch empfindlich geschlagen und mußte sich mit dem hochmütigen Alahis derart vergleichen, daß er diesem sogar das Herzogtum Brescia zu verleihen gezwungen war. An diesem Ausgleich hatte der stets zur Vermittlung neigende Kuninkpert einen besonderen Anteil, und er hoffte damit des mächtigen Alahis Ergebenheit an die Krone erkauft zu haben. Doch war dieser ein überaus ehrgeiziger Mann. Denn bald nach dem Tode König Perctarits im Jahre 688 erhob sich Alahis gegen den Sohn und Nachfolger derart stürmisch, daß Kuninkpert seine Hauptstadt Pavia fluchtartig verlassen mußte und endlich auf einer Insel des Comersees eine leidlich gesicherte Unterkunft fand. Alahis, ein überzeugter und fanatischer Arianer, fühlte sich nun in Pavia als König und schaltete auch dementsprechend. Dadurch machte er sich immer mehr Feinde; er wurde verjagt und Kuninkpert zog wieder in die Burg seiner Väter ein. Er verfolgte den unter Mord und Brand abziehenden Alahis und stellte ihn endlich am Fluß Adda. In einer langdauernden Schlacht, die noch lange im Gedächtnis der Zeitgenossen als furchtbares Ereignis weiterlebte, wurde Alahis nach schwersten Kämpfen geschlagen und getötet. Zur Erinnerung an diese Schlacht auf der Ebene Coronate ließ dort der fromme König, dankbar dem Himmel für den Sieg, ein großes Kloster mit einer reich geschmückten Kirche erbauen und weihte sie dem kriegerischen Heiligen Georg[23]. Auch in Pavia erwies sich Kuninkpert als ein großer Förderer der Künste; auf sein und seiner Gattin Ermilinda Geheiß entstanden in und um die Stadt viele Kirchen und Klöster, der königliche Palast wurde nach den Wünschen seines Vaters vergrößert und besonders geschmückt und die Befestigungen der Stadt verstärkt. Auch für die Errichtung von Schulen sorgte der König[24]. In

diesen wurde aber bereits die lateinische und griechische Sprache gelehrt, und daraus ist zu entnehmen, wie die bisherige strenge Trennung der Langobarden von allem Fremden und Feindlichen — und dazu gehörte in erster Linie das griechische und lateinische Element — immer mehr gemildert und fast aufgehoben wurde.

Wohl gliederte sich damit der langobardische Staat langsam in die Reihe der christlichen Staaten des Mittelmeerbeckens ein, verlor hingegen seine völkische Reinheit, da auch Mischehen geduldet wurden. Die Erhaltung der rassischen Reinheit wäre aber dringend notwendig gewesen, da die Langobarden nicht groß an der Zahl waren und ihre Aufsaugung durch das weit stärkere lateinische Volkstum in dem Augenblicke eintreten mußte, in dem solche Mischehen die Regel wurden. Gewöhnlich wird die Kopfzahl der nach Italien abgewanderten germanischen Stämme sehr hoch angegeben. Besonders die zeitgenössischen Geschichtsschreiber, namentlich jene der Goten, bringen wahrhaft phantastische Ziffern bei, denn sie stellten sich Germanien als einen unerschöpflichen Behälter von Völkern dar. Dem war nicht so; denn sogar im dicht besiedelten Raum zwischen Rhein und Elbe wohnten kaum mehr als eine Million Germanen. Die Ostgermanen waren nicht zahlreicher. Wie aber ist der Bericht des Eunapius, die Westgoten hätten über 200000 eigene Krieger gehabt, anders als eine phantastische Übertreibung zu bezeichnen, da erfahrungsgemäß die kampffähigen Leute höchstens ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachen können? Oder der „Ostgotenkönig Theoderich war einmal mit ‚200000 Soldaten und dem ganzen Volk' in Saria eingeschlossen". Das ergäbe fast 600000 Menschen in der kleinen Stadt. Nach vorsichtiger Schätzung werden die Langobarden mit ungefähr 50000 Köpfen, davon beiläufig 15000 Streitbare, nach Italien gekommen sein. Um nun dieses kleine Volk rassisch rein zu erhalten, mußten scharfe Gesetze erlassen werden.

In Verstößen gegen die Rassenschutzgesetze ging sogar der König mit einem keineswegs guten, wenn auch menschlich begreiflichen Beispiel voran. Bisher war jede Verbindung eines Langobarden mit einer Römerin oder Griechin oder umgekehrt einer Langobardin mit einem Fremden unter strenge Strafe gestellt, und die Römer lebten derart ein gesondertes Leben neben den Eroberern. Nun lernte Kuninkpert einmal, man sagt, durch Vermittlung seiner eigenen Gattin die Theodota, eine vornehme Römerin kennen und verliebte sich in den schönen Wuchs und in das lange blonde Haar der fremdblütigen Jungfrau. Und er schlief so manche Nacht bei ihr und zeugte mit ihr einen Sohn. Schließlich fand auch diese Frau das in solchen Fällen übliche traurige Schicksal; sie wurde, nachdem sie alles ihrem königlichen Freund gegeben hatte, in ein neues Kloster

verbannt, das nach ihr benannt wurde; dort starb sie noch vor ihrem Geliebten, und der König ließ dann ihren Leichnam in einem schönen und reich geschmückten Steinsarkophag beisetzen, der noch heute in großen Teilen vorhanden ist. Aber auch an diesem Kunstwerk zeigte sich die geänderte Zeit. Der Steinmetz war wohl ein Langobarde, doch hatte er sich gründlich in byzantinischer Kunst umgesehen und versuchte nun, deren Formen und Motive mit seinen langobardischen vermischend, zu einem neuen Stil zu gelangen. Doch blieb ein solcher Versuch einstweilen noch vereinzelt, denn die Mehrheit der damals, also zu Ende des 7. Jahrhunderts, entstandenen Kunstwerke bewahrten noch getreu die alte, volkhafte Auffassung.

So wie Kuninkpert durch die betonte Aufnahme und Förderung des katholischen Bekenntnisses einen äußerlichen Frieden mit Rom erzielte (denn innerlich hatte Rom keineswegs seine Feindschaft gegen alles Langobardische aufgegeben), so war der König auch mit dem byzantinischen Kaiser zu einer endgültigen friedlichen Regelung der Verhältnisse gelangt. Nun erst wurde das langobardische Königreich von Ostrom anerkannt und der byzantinische Anspruch zog sich auf das Gebiet von Ravenna und der Fünfstädte, der sogenannten Pentapolis, zurück. Italien war nun auf Jahrhunderte hinaus staatlich aufgeteilt und auf Jahrhunderte zeigte sich der starke Gegensatz zwischen dem auf langobardischer, also germanischer Grundlage ruhenden, bald gewaltig aufblühenden Oberitalien, dann dem Gebiet des unteritalienischen langobardischen Herzogtum von Benevent und den übrigen Teilen der Halbinsel[25]. Brauchbare germanische Haltepunkte, wie in Benevent, wurden vom 10. Jahrhundert an derart stark und oft von fremden Völkerschaften überflutet, daß alles Germanische nur allzu bald verschwand. Die Langobarden waren in Benevent, Capua und Amalfi zahlenmäßig noch schwächer als in Oberitalien. Um so rühmenswerter ist das lange Festhalten der Beneventaner Langobarden an alten Sitten. Die Kriege mit Ostrom waren abgeschlossen, oder waren es in ihrer Hauptsache nach, denn was sich an Kämpfen um Ravenna noch im 8. Jahrhundert ereignete, war mehr ein Ringen zwischen dem isolierten byzantinischen Statthalter in Ravenna und den Langobarden, als zwischen diesen und Ostrom. Nur der Konflikt zwischen dem Langobardenreich und der Kurie war nicht beendigt. Rom wollte keinen Frieden, obwohl von Seite Kuninkperts und seiner Nachfolger das möglichste zur Befriedigung geschah. Was aber nun das langobardische Reich außenpolitisch an Ansehen gewann — und das war nicht wenig — das verlor es langsam aber unaufhaltsam durch die freiwillige Aufgabe seiner rassischen Selbständigkeit im Innern. Die grundsätzliche Rechtlosmachung des Römertums, wie sie Albwin mit kriegerischen

Foto: E. Schaffran

S. Giorgio di Valpolicella. Platten von einem Altar, im Kreuzgang

Foto: Museum Klagenfurt

Langobardisch-Karolingische Platte
aus der Pfalz in Karnburg

Foto: E. Schaffran

Sirmione am Gardasee
Platte, wahrscheinlich aus der Abteikirche

Brescia. Verschiedene langobardische Steinarbeiten im Museo christiano

Foto: E. Schaffran

Cividale
Heimsuchung vom Pemmo-Altar

Foto: Museum Innsbruck

Holzpfeiler aus Matrei
in Osttirol

und Rothari mit gesetzlichen Mitteln plante, war nicht durchgeführt worden, weil seit Perctarit, zweifellos unter dem Druck der katholischen Kreise, eine wachsende Angleichung erfolgte[26]. Deren Hauptförderer waren die katholischen Geistlichen auch dann, wenn sie langobardischen Blutes waren. Denn geistlich geworden, richteten sie sich nur mehr nach den Befehlen Roms und verleugneten die Gesetze ihres Volkes. Jeder Langobarde, der Priester oder Mönch wurde, förderte deshalb die Ansprüche Roms gegen das langobardische Königreich[27]. Nur einige Herzogtümer im Norden, besonders Trient und Teile der einfachen Bevölkerung verharrten auch jetzt noch bei ihrem Widerstande gegen den Katholizismus und gegen die lateinische Bevölkerung, und aus diesen Kreisen und Gegenden sollte dann in der Mitte des 8. Jahrhunderts das letzte Aufflammen völkischer Kraft kommen. In Trient und wie erwähnt auch in Benevent haben sich sogar noch lange heidnische Gebräuche, vielleicht auch heidnische Volksreste erhalten[28]. Auch die bildende Kunst hat bis zum Ende des langobardischen Reiches und darüber hinaus Motive aus dem alten germanischen Volkstum entweder rein oder in nur äußerlicher Verchristlichung verwendet und zeigte dadurch, wie stark noch immer das nordische Empfinden in der Mehrheit der Bevölkerung war. Als Kuninkpert im Jahre 700 tief betrauert starb, entstanden sofort schwere innere Wirren um die Thronfolge. Denn wenn auch nach des Verstorbenen Willen sein kleiner Sohn Liutpert unter der Vormundschaft des Ansprand König sein sollte, so achtete doch niemand diesen letzten königlichen Willen, denn es waren trotz sichtlicher Festigung der königlichen Macht noch immer viele Unzufriedene da, die auf Erfüllung ihrer Sonderinteressen hofften.

Ein solcher Unzufriedener war Aripert, Herzog von Turin; er folgte in seinem erbitterten Kampf gegen das Königtum nur den Absichten seines verstorbenen Vaters Raginpert.

Aripert war ein gewalttätiger Mensch, und seine Sitten erinnerten an die blutigen Zeiten Albwins. Er verjagte den Knaben Liutpert und dessen Oheim Ansprand, besiegte deren Anhang unter der Führung des Herzogs Rothari von Bergamo, und tötete später sogar seinen Blutsverwandten Liutpert. Ansprand entkam ihm, weil er noch rechtzeitig zu den Baiern flüchten konnte. An seiner Stelle wurde sein ältester Sohn geblendet, und seiner Gattin und seiner Tochter Aurona wurden Nase und Ohren abgeschnitten, damit sie „nie mehr bei einem Manne Anwert fänden". Nur der jüngste Sohn Liutprand durfte mit Rücksicht auf sein Knabenalter nach Baiern gehen. Dieser Liutprand wurde dann wenig später einer der größten Könige der Langobarden, er wurde der berühmte Rex gloriosissimus der Urkunden des 8. Jahrhunderts.

Außenpolitisch blieb Aripert, der der älteren Linie der bairischen Dynastie angehörte, den Leitlinien seiner Vorgänger getreu, denn auch er war letzten Endes katholischer Baier. Der Frieden mit Byzanz wurde nicht gestört und dem Papst gab der König gewisse, von ihm seit langem beanspruchte Gebiete in den Seealpen heraus, worauf der Papst den Bischof von Pavia kirchlich erhöhte[29]. Er entzog nämlich die Einsetzung des Bischofs von Pavia dem bisher ihm vorgesetzten Erzbischof von Mailand und behielt sich diesen Akt der Bestätigung selbst vor. Dadurch wurde wohl Pavia als Königsstadt kirchlich geehrt, zugleich aber geriet der bisher sehr mächtige Bischof von Pavia ganz in Abhängigkeit von Rom.

Die damaligen Geschichtsschreiber sagen dem Aripert eine Fülle von Tugenden nach. So soll er stets schlicht gekleidet gewesen sein und jeden Prunk vermieden haben, in der Nacht ging er in seinen Städten umher, um zu belauschen, was das Volk von ihm spräche und ob die Richter gerecht amteten. Auf diese Weise regierte er segensreich durch viele Jahre. Mittlerweile hatte nun der vertriebene und schwer beleidigte Ansprand die Baiern im Jahre 712 zu einem Kriegszug gegen Aripert bewogen. Nach mannigfachen Schicksalen erlitt der König auf der Flucht mit seinem Geldschatz einen unrühmlichen Tod durch Ertrinken im Tessin, und der weise Ansprand wurde König. Er regierte nur drei Monate und erlebte auf dem Sterbebette die Freude, daß die Langobarden seinen jüngsten und einzigen überlebenden Sohn Liutprand zum König erwählten. Das geschah am 13. Juni 712, und damit war die bairische Dynastie der Theudelinde endgültig beseitigt, und ihre letzten Nachkommen beendigten fern von Italien und fern von der königlichen Würde ihr Leben. Denn Ariperts nächste Verwandte waren nach Frankreich geflohen.

Mit Luitprand bestieg einer der bedeutendsten Könige den Thron des langobardischen Reichs. Von seiner Gestalt geht ein gewaltiges Leuchten aus, und die Fehler, die auch er besaß, verschwinden vollständig vor der sieghaften Kraft seiner Persönlichkeit und seinen staatsmännischen Fähigkeiten.

Trotz aller Thronstreitigkeiten fand Luitprand ein einigermaßen gefestigtes Königtum und ein erstaunlich wohlgeordnetes Staatswesen vor. Auf dieser Grundlage baute er weiter und gab endlich seinem Reich den höchsten Glanz und die größte Macht. Und trotzdem war das Ende nicht mehr fern.

Auch ein kritischer Betrachter von damals wird kaum die tiefen Schäden im Aufbau des langobardischen Staates erkannt haben, und sein wichtigster äußerlicher Schönheitsfehler, der geringe Kitt zwischen Krone und Herzögen, konnte durch einen starken Herrscher beseitigt werden. Und als ein solcher erscheint Liutprand mit Recht allen seinen Zeitgenossen.

Sein Staat umfaßte große Teile von Oberitalien[30]; die Westgrenze lag unmittelbar westlich des Austrittes der großen Alpenflüsse Dora Baltea, Dora Riparia, Po, Sesia, Toce, Maira und Stura und erreichte nirgends die Wasserscheide. Diese war in fränkischem Besitz. Das Nordufer der drei großen lombardischen Seen war in langobardischen Händen, ebenso auch das Veltlin; in der Adamello- und Ortlergruppe dürften dauernd nur die südlichen Teile langobardisch gewesen sein, dagegen griff im Etschtal ihre Herrschaft weit nordwärts, mindestens bis zur heutigen Sprachgrenze bei Salurn und erreichte einmal sogar (siehe die Kämpfe des Herzogs Alahis gegen Baiern) den Raum um Meran[31]. Das Bergland der Dolomiten[32] war unbesetzt, die nördlichsten langobardischen Posten standen bei den Austrittsdefileen von Piave, Brenta und Tagliamento; nur im Kanaltal griff langobardische Macht, genährt vom Offensivgeist der friulaner Herzöge weit nördlich vor und gewann darüber hinaus, wie Funde klar beweisen, sogar das Gailtal bei Arnoldstein und vielleicht auch das Drautal knapp oberhalb von Villach. Die Ostgrenze verlief über die Hochflächen des Birnbaumerwaldes[32a] und, unklar, zum Golf von Panzano; Triest und Istrien waren wohl nie auf längere Zeit im langobardischen Besitz, doch langobardischer Kultureinfluß ist dort, wie im kroatischen Küstengebiet deutlich nachzuweisen[33]. Das Nordufer der Adria bildete die Südgrenze, doch blieben Grado und Venedig dauernd in fremdem Besitz; dann folgte der Grenzverlauf den Euganeen, überschritt den Po bei der Mündung des Panaro und zog dann derart südwärts, daß zu Anfang des 8. Jahrhunderts Bologna nach außerhalb, Modena hingegen innerhalb der Grenze lagen. Wo und wie sie damals den Apennin überschritt, ist unbekannt. Die Riviera di Levante und di Ponente waren langobardisch, die zuletzt genannte aber kaum über San Remo hinaus, wenn auch langobardische oder langobardisch beeinflußte Kunstdenkmäler sogar noch im Mündungsgebiet der Rhone anzutreffen sind[34]. Von Osten her schnitten die byzantinischen und kirchenstaatlichen Gebiete von Ravenna und der Pentapolis, d. i. der Raum um Forli, tief in das langobardische Reich ein, und hier lagen auch die ständigen Reibungsflächen.

Das langobardische Reich in Oberitalien besaß keinen einzigen großen Hafen, Genua ausgenommen, und es hat auch nie Versuche gemacht, sich zur Seemacht aufzuschwingen. Das deutet wohl auf keine seemännische Veranlagung hin, denn wären sie seinerzeit in ihrer Urheimat ein küstenbewohnendes Volk gewesen, so hätten sie die Liebe zur See und zur Seefahrt doch nicht verleugnet[35]. Denn eine solche Liebe geht nie ganz verloren. Die Geschichte der Goten und Wandalen beweist dies.

Über die kleinen Herzogtümer südlich des Apennin wird später gesprochen werden. Das mächtigste Herzogtum neben Spoleto lag ganz im Süden der Halbinsel und hieß nach der Hauptstadt Benevent; es besaß an der kampanischen Küste später in Amalfi, Capua und Sorrent einige angegliederte Grafschaften. Das Herzogtum Benevent wurde spätestens 572 (erstaunlich früh!) als Beendigung der süditalienischen Eroberungen errichtet. Denn Zotto, der erste Herzog von Benevent, verstarb 592 nach 20jähriger Regierung. Der räumliche Umfang dieses Herzogtums hat sich bis heute nicht mit Sicherheit feststellen lassen; bekannt ist nur seine außerordentliche kulturelle und politische Bedeutung, wodurch es noch Jahrhunderte nach dem Fall von Pavia ein einigermaßen selbständiges Leben führen konnte. Formell waren wohl alle diese südlich des Apennin gelegenen Herzogtümer dem König unterstellt, in Wirklichkeit hingegen waren sie selbständig und taten nur mit, wann es ihnen in ihre selbstsüchtigen Pläne paßte. Und das war sehr selten der Fall.

Der Schutz dieser Grenze oblag nicht nur den Städten, sondern auch einer großen Reihe von Kastellen und kleineren Befestigungen. Obwohl solche zweifellos über die ganze Ost-, Nord- und besonders über die stets gefährdete Westgrenze verteilt waren, erwähnen die Urkunden und Berichte aus langobardischer Zeit fast nur die Kastelle in Südtirol und im nördlichen Friaul[36]. Militärische Neubauten scheinen hierbei selten durchgeführt worden zu sein, meistens verwendeten die Langobarden für ihren Grenzschutz die bewährten römischen Anlagen, was sie um so eher und leichter tun konnten, als die Kampfmittel und die Frontrichtung an vielen Stellen die gleichen geblieben waren, wenn auch die Grenze des langobardischen Reiches nirgends mit jener des antiken römischen Imperiums zusammenfiel. Am deutlichsten ist diese Weiterverwendung der antiken Wehrbauten im Gailtal und im Drautal oberhalb von Villach festzustellen[37].

Hauptstadt des langobardischen Königreiches in Oberitalien war Pavia, 30 km südlich von Mailand gelegen[38]. Die Stadt führte damals noch ihren römischen Namen Ticinum und veränderte diesen in Pavia wohl erst im späteren 7. Jahrhundert, ohne die alte Bezeichnung offiziell aufzugeben. Pavia-Ticinum war in der römischen und dann in der ostgotischen und byzantinischen Zeit der wichtige Brückenkopf über den Tessin und sperrte somit jede militärische Bewegung in der Nord-Südrichtung. Um daher sein Reich sowohl gegen die Alpen, als auch gegen den Apennin erweitern zu können, mußte einst König Albwin alles daran setzen, in den Besitz Pavias zu gelangen, und daraus erklärt sich die Heftigkeit der Belagerung und die Kraft der Abwehr.

Unter der Herrschaft der Langobarden behielt Pavia seine militärische Be-

Foto: Museum Brescia

Langobardiſches Grabkreuz

Foto: E. Bront

Cividale, Muſeum
Grabkreuz des Herzogs Giſulf

Nachlangobardiſche Sinnbildplatte aus Mals im Vinſchgau

Foto: E. Schaffran

S. Giorgio di Valpolicella. Kreuzgang

Foto: E. Schaffran

Säulenreſte im Muſeum zu Cividale

Foto: E. Schaffran

Rom. Kreuzgang Lateran
Brunnen

Foto: E. Schaffran

Rom. S. Maria in Cosmedin
Langobardische Steinarbeiten

Goldfibel. Museum Brescia

Foto: Dr. Beninger

Anhänger mit Tierdarstellung
Langobardisches Grab aus Poysdorf, N. Ö.

Foto: E. Schaffran

Cividale, Museum
Langobardische Gewandspange

deutung. Da es aber auch Hauptstadt wurde, fiel auf sie aller Glanz einer Residenz, die mit allen Mitteln bestrebt war, höchsten Ruhm zu erwerben. Von Albwin angefangen, haben alle Könige in beachtenswerter Weise für den Ausbau und für die Verschönerung ihrer Hauptstadt gesorgt, und so erreichte sie gegen 700 eine Schönheit, von der damals alle Welt bewundernd sprach. Germanen hatten inmitten der lateinischen Welt mit ihren Kunstmitteln etwas Neues geschaffen. Unzählige Kirchen und Klöster entstanden als Denkmäler der Frömmigkeit der Langobarden, Paläste und Stadttore wurden vergrößert oder in reichster Form neu erbaut und auch das wissenschaftliche Leben fand in Pavia seinen Mittelpunkt. Hier bestand schon unter Perctarit eine Art Hochschule, an welcher der junge Paul Warnefrid, der spätere Paulus Diaconus, seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt.

Es ist daher begreiflich, wenn sogar die lateinisch erzogenen Geschichtsschreiber, denen man gewiß keine allzu große Freundlichkeit allem Langobardischen gegenüber nachsagen kann, wenn also sogar diese Pavia die Urbs regia, die königliche Stadt, oder „altera“ oder „secunda Roma“, das andere oder zweite Rom nannten[39], und wenn sie wiederholt meinen, nächst Rom hätte die Welt nichts Schöneres gesehen, als eben dieses Ticinum-Pavia.

Wer nun heute, Pavia besuchend, glaubt, an allen Ecken und Enden sichtbare Erinnerungen an die glorreiche Langobardenzeit anzutreffen, der irrt sich schwer. Denn die meisten kirchlichen und weltlichen Bauten wurden entweder im furchtbaren Ungarnsturm von 924 zerstört oder erfuhren zur Zeit der romanischen Kunst weitgehende Umbauten und sonstige Veränderungen. Nur wer sehr eingehend sucht, wird auch außerhalb der zahlreichen und wertvollen musealen Bestände aus langobardischer Zeit, noch einige verborgene und bescheidene Baureste feststellen können[40], und an den Kirchen San Michele und San Pietro in ciel d'oro, ferner so manche Einzelheit[41], welche in romanischer Umformung im Kern einen langobardischen Kunstgedanken enthält. Pavia ist heute wegen der geringen Sichtbarkeit der langobardischen Denkmäler vor allem die Stadt schönsten lombardischen Mittelalters, und da dieses zum größeren Teil auf der langobardischen Kunstübung ruht, so kann man in dieser Weiterführung die beste Erinnerung an das langobardische Einst erblicken. Auf die langobardischen Kunstwerke wird im Abschnitt „Bildende Kunst“ mehrmals verwiesen werden.

So wie der König, so war auch jeder Herzog eifrig bemüht, seine Stadt, seinen Sitz, zu verschönern und auszubauen. Doch bildete sich nie eine örtlich eigene Kunst aus, sie zeigte vielmehr überall nur die gemeinsamen stilistischen Eigenschaften. Solcher Herzogssitze waren auffallend viele. Im geschlossenen

oberitalienischen Herrschaftsgebiet kennen wir folgende Herzogsstädte: Im Ostteil des Reiches, in Austrien: Cividale, Treviso, Ceneda, Vicenza, Feltre, Verona, Trient, Bergamo, Como, Parma, Piacenza und Reggio, im Westen, in Neustrien: Mailand, Pavia, Asti, Turin, Ivrea, S. Giuliano im Ortasee und sechs ungewisse in Vercelli, Lomello, Acqui, Alba, Auriate und Bredulo. Bologna wurde erst in der Mitte des 8. Jahrhunderts von den Langobarden besetzt und dann einem Herzog unterstellt. Die Verteilung dieser Städte ist am dichtesten in dem relativ gesichertsten Grenzabschnitt zwischen Vicenza und Ivrea und am dünnsten in dem gefährdeten Raum zwischen den grajischen Alpen und der Linie Mailand—Pavia. An der ganzen Nordküste des Tyrrhenischen Meeres ist keine Herzogstadt mit Sicherheit bekanntgeworden, obwohl von der Provence her eine Bedrohung möglich war. Eine besondere Fähigkeit, die Situation strategisch zu beherrschen, kann in dieser Lage der Herzogstädte gerade nicht erblickt werden. In der Toskana und in den Marken sind als Herzogstädte gesichert: Lucca, Florenz, Chiusi und Fermo, ungewiß, eigentlich unwahrscheinlich: Populonia, Perugia, Rimini, Siena, Camerino und Imola. In Umbrien lag die mächtige Herzogstadt Spoleto und weit südöstlich davon das noch einflußreichere Benevent, dem sich später die Herzog-(Grafen-)Städte Capua und Amalfi unterstellten. Von allen diesen vielen Herzogstädten haben eine wirkliche militärische und politische Bedeutung nur Cividale, Verona, Trient, Ivrea, Turin, Lucca, Spoleto und Benevent gehabt. Aber eine gesicherte Reihe von Herzögen wissen wir auch hier nur in Cividale, Spoleto und Benevent. Dagegen gibt es viele Herzogstädte, von denen sich nicht einmal der Name eines Herzogs erhalten hat.

Im oberitalienischen langobardischen Reich hatte auch jetzt noch, als Liutprand zur Regierung kam, nur der Langobarde den Vollbesitz der Rechte[42]. Nur er durfte Waffen führen und nur er war vollfrei. Nur er hatte das sogenannte Wergeld, und da dieses der rechtliche Ausdruck der freien Persönlichkeit war, unterschied sich der Langobarde darin vom Römer, der auch in den milderen Zeiten Liutprands kein Wergeld besaß. Aus den Kreisen der vollfreien Langobarden, der Arimannii[43], ging auch der größte Teil der Grundbesitzer hervor, „weil das ganze Staatswesen darauf beruhte, daß der Langobarde, der das Land mit seinem Schwerte erobert hatte, auch ein Recht an diesem Land hat, und daß er anderseits, da der Kriegsdienst seine freie Beschäftigung ist, nicht selbst zu arbeiten braucht, sondern seinen Besitz durch die Arbeit der Untertanen genießt". In dem Maße nun, als nach dem Friedensschlusse zwischen dem langobardischen Königreich und dem oströmischen Kaiserreich das römische Recht wenigstens den im Königreich wohnenden Römern zugebilligt werden mußte, erfolgte auch so manche Verschiebung in der Zusammensetzung des

Grundbesitzes. Doch hatte die lange römisch-langobardische Feindschaft wieder das Gute gehabt, daß in ihrer Zeit ein derart einheitlicher, also germanischer Aufbau der Bevölkerung durchgeführt werden konnte, welcher nicht durch die Duldung des Römertums vorzeitig gesprengt wurde. Der langobardische Staat rechnete auch später immer nur mit Langobarden, und die Römer blieben auch nach dem Friedensschluß nur Geduldete, die die Begünstigung hatten, nach ihrem Personalrecht zu leben. Eheschließungen zwischen beiden Völkern waren nun wohl möglich; doch schied die Langobardin, die einen Römer heiratete, aus Volk und Sippe vollkommen aus und unterstellte sich und ihre als legitim angesehenen Kinder dem römischen Gesetz. Dagegen war es dem Langobarden im Sinne der Rassenschutzgesetze Rotharis fast unmöglich gemacht, eine Römerin zu ehelichen.

Neben der Menge der vollfreien Langobarden lebten die Aldionen, aus deren Bezeichnung dann später der beliebte italienische Vorname Aldo hervorging. Auch die mit den Langobarden seinerzeit eingewanderten anderen germanischen Volkssplitter standen im Rang hinter den Langobarden und dürften auch in die Masse der Aldionen gehört haben. Diese Aldionen entstanden in der Hauptsache aus den volkszugehörigen Sklaven, die freigelassen wurden, ohne eine vollständige Freizügigkeit ihrer Person zu erlangen; sie blieben „amund", also unmündig in gewissem Sinne, weil ihr Grundherr über sie in einigen Belangen verfügen konnte[44]. Doch konnte ein Aldio eine Freie heiraten, wenn er für sie das „Mundium", eine Art Prämie, bezahlte, wogegen eine Ehe zwischen Freien und Sklaven unmöglich war. Wenn eine Aldia einen Sklaven heiratete, so sank auch sie in die Sklavenschaft hinab.

In späteren Zeiten wurde die langobardische Herrschaft als der Inbegriff aller Härte und Ungerechtigkeit hingestellt. Das ist unwahr und eine tendenziöse Erfindung. Gewiß war das Elend zur Zeit der gewaltsamen und sicher sehr blutigen Landnahme groß, und Hunderte von Römern wurden im ersten Zusammenprall der Gegensätze sinnlos hingemordet[45]. Aber das war damals leider eine alltägliche Erscheinung, deren Härte außerdem absichtlich übertrieben wurde. Doch bald gingen die römischen Bauern gerne zu den Langobarden über, weil sie sahen, daß deren Beamte gerechter waren als die römischen, deren Bestechlichkeit alle Grenzen überstieg. Und während der vieljährigen und langdauernden Kriege gegen Byzanz ist kein Fall der Unterstützung des Feindes durch römische Sklaven und Bauern bekannt geworden, was doch als sicher anzunehmen wäre, hätten sie mit ihren Herren in Unfrieden gelebt. Verrat an den Feind erfolgte stets aus den eigenen Reihen. König Rotharis Gesetz enthält nun trotzdem deutliche Bestimmungen über die Behandlung von Ver-

schwörungen und Aufständen der Landleute. Doch richten sich diese Verfügungen nicht gegen die damals noch vollkommen rechtlosen Kolonen, sondern gegen jene Freie, also Langobarden, die ihre Sklaven zu Plünderungszügen benützten und gegen jene Aldionen, die sich bei Umgehung des ihnen gewährleisteten staatlichen Schutzes in seltenen Fällen selbst gegen Unterdrückung durch ihre Landsleute auflehnten.

In den Gesetzen ist deutlich der Weg zum „totalen Staat" zu erkennen. Am Anfang ruhte die ganze Verfassung auf dem Sippenverband, und dem Sippenoberhaupt kamen eine Menge von Rechten und Pflichten zu, so daß die Sippe vielfach ein Staat im Staate war. Doch bald ziehen die Könige diese Rechte und Pflichten auf die Staatsgewalt herüber, und um 700 ist von der einst so großen politischen Macht der Sippe nicht mehr viel zu bemerken. Sie hatte sich in die Sonderstellung der Herzöge zurückgezogen. Auch die ständige Blutrache und Fehde zwischen den Sippen wurde bedeutend eingeengt. Für schuldloses oder nicht beabsichtigtes Tun wurde im Gesetz statt der Fehde zwischen den Sippen eine ziffernmäßig genau geregelte Entschädigung vorgeschrieben und jede Selbsthilfe verboten[46]. Der bewußt Schuldige verfiel sowohl der Buße an die andere Sippe, als auch den staatlichen Gerichten. Diese hatten im Eid der Sippegenossen und in der altgermanischen Sitte des Gottesurteils wirksame Untersuchungs- und Strafmittel. Auch wirtschaftlich waren der Sippe viele alte Vorrechte langsam genommen worden und der frühere selbstverständliche Gemeinbesitz verschwand zum Nachteil der Moral nur allzu bald. Dagegen blieb die Macht und der gesellschaftliche Zusammenhang der Familie ungeschmälert. Das zeigt sich in der vollausgebildeten Gewalt des Hausvaters, die sich auch auf vermögensrechtliche Fragen erstreckte.

Von den ehrwürdigen Gebräuchen aus alter Zeit blieb nur das Thing, die Volks- und Heeresversammlung einigermaßen erhalten[47]. Doch macht es immer mehr den Eindruck, als wäre das Thing einzig zur feierlichen Erhöhung mancher staatlicher Handlungen, wie Gesetzgebung, Königswahl u. a. einberufen worden, denn von einer eigenen richterlichen Tätigkeit der Thinge hört man schon bald nichts mehr.

Diese Totalitätsansprüche des Staates in einer dafür noch gar nicht genügend vorbereiteten Zeit scheinen neben den tiefreichenden weltanschaulichen Spannungen, Arianismus gegen Katholizismus, auch eine der Ursachen des stetigen Widerstandes der Herzöge gegen die meisten staatlichen Verfügungen gewesen zu sein. —

In dem Jahrhundert von 600 bis nach 700 hatte Oberitalien in seinen Hauptteilen ein ganz anderes Gesicht angenommen. Wohl waren schon des

öfteren Germanen über das schöne und reiche Land hinweggezogen, wohl saßen die Ostgoten sogar durch längere Zeit in seinem Bereich, aber das Bild hatte sich kaum wesentlich verändert. Nun war das anders. Zwischen Cividale und Turin und zwischen Verona und Modena war Oberitalien jetzt in seiner Herrenschicht germanisch geworden und das ganze Leben begann sich nach germanischem Recht und germanischen Wünschen zu regeln. Es hatte allen Anschein, als wäre Oberitalien auf dem besten Weg ein rein germanisches Land zu werden, dem der langobardische Staat bereits eine bedeutende innere Festigkeit gegeben hatte, und es schien, als würde von hier aus ganz langsam aber um so sicherer ganz Italien durch diesen neuen germanischen Staat beansprucht werden. Es lebten wohl in den Städten Oberitaliens zwei Volksstämme, Langobarden und Alteinheimische nebeneinander, doch lag das politische, aber nicht das wirtschaftliche Schwergewicht ohne Zweifel auf Seite der Langobarden; außerdem bestand auch seit dem Friedensschluß zwischen Pavia und Byzanz gegen die Vermischung zwischen beiden Völkerschaften rechtlich kein Hindernis mehr, da die Gesetze zum Schutze der Rasse, wie sie König Rothari erließ, durch eben diesen Friedensschluß an unmittelbarer Wirksamkeit verloren hatten. Aber eine rasche und weitgreifende Vermischung trat doch nicht oder noch nicht ein, weil der Herrenstolz und das Rassebewußtsein der Langobarden zu stark war.

Diese Aufrechterhaltung der nationalen Würde und ihres Volkstums hinderte sie auch, im Kunstbetrieb die eigenen Wege ganz aufzugeben und sich allzusehr fremder Kunstabsichten und Kunstmotive zu bedienen. Die Art der Kunst eines Volkes ist ein vorzüglicher Gradmesser, wie weit es seiner ursprünglichen Auffassung treu geblieben ist. In unserer Kenntnis der langobardischen Kultur nimmt ihre bildende Kunst den größten und wichtigsten Platz ein. Es ist daher wohl gerechtfertigt, daß der, wenn auch nur kurzen Beschreibung der langobardischen Kunstbetätigung ein eigenes Kapitel gewidmet wird. An eine Ausführlichkeit ist in diesem keinesfalls gedacht, ebensowenig an die Behandlung der vielen hier strittigen Fragen. Dies muß alles einer „Langobardischen Kunstgeschichte" vorbehalten bleiben, welche 1939 erscheinen wird (Diederichs, Jena), und die sich wohl zuerst an die fachlich Vorgebildeten wird wenden müssen. Denn viele der zu beantwortenden Fragen sind zu problematisch, um damit alle Volksgenossen zu befassen. Die auf Seite 80 folgende Beschreibung der langobardischen Kunst richtet sich hingegen an alle.

Das langobardische Land muß um das Jahr 700 als blühend und für den Fernstehenden auch als politisch gesund bezeichnet werden. Unter solchen glückhaften Verhältnissen kam nun 712 der große König *Liutprand* zur Regierung.

Das Schicksal setzte ihn in eine Zeit, die entscheidend war. Der Staat stand

inmitten wichtigster Umwälzungen. Was an grundsätzlichem Aufbau in dieser Zeit und in diesem Rahmen zu leisten war, war getan, jetzt handelte es sich darum, das Erworbene klug zu nützen und das letzte Fehlende zu erreichen: den allen kommenden Stürmen standhaltenden Kitt im Innern. War das erreicht, dann konnte der langobardische Staat ruhig in die Zukunft sehen und jener König, dem dies glückte, könnte sich in berechtigtem Stolz Pater patriae nennen. Arbeitsfreude herrschte überall, die Städte blühten, ebenso dank des Friedensschlusses auch Handel und Gewerbe, das schöne, reiche und in jeder Beziehung begünstigte Oberitalien blickte froh in eine nahe schöne Zukunft. Außerdem war viel Tradition vorhanden und diese ruhte noch immer, trotz mancher Begünstigung der Alteinheimischen, auf der gesunden Grundlage altgermanischer Sitte, also auf dem alten Langobardentum.

Gleich nach seinem Regierungsantritt zeigte König Liutprand deutlich die Grundsätze seiner Politik auf[48]: Friede mit dem Frankenreich, Sicherung der West- und Nordgrenzen und Treue zum Katholizismus. Und dazu ein Machttraum ohnegleichen: Denn auch Liutprand hatte nicht im geringsten die Tradition seines großen Vorläufers Grimwald aufgegeben, Italien unter langobardischer Führung zu einigen, im Gegenteil, dieses Ziel wurde erst jetzt mit allen Mitteln verfolgt, und dazu wechselte Liutprand alle Augenblicke seine Bundesgenossen je nach den Bedürfnissen der Lage. Niemand mache ihm dies zum Vorwurf, denn solches war damals ebenso üblich wie später und heute. Auf diesem Weg zur nationalen Einigung Italiens standen ihm unmittelbar zwei Gegner im Wege: Das oströmische, also byzantinische Reich, der alte, geradezu traditionelle Gegner, und dann die langobardischen Herzöge südlich des Apennin, vor allem jener von Spoleto und Benevent. Denn für deren eifersüchtig gehütete Selbständigkeit hätte dann wohl die letzte Stunde geschlagen.

Der Papst als „Statthalter Christi", also der religiöse Papst, war König Liutprand, dem überzeugten Katholiken, nie ein Gegner, der politische Papst aber sofort dann, wenn er als weltlicher Machthaber auftrat oder mit Byzanz oder den erwähnten Herzögen im Bund gegen den langobardischen König stand. Dem geistlichen Papst grüßte der König mit echter Verehrung, dem weltlichen Papst konnte er sehr stark seine gepanzerte Faust zeigen, ebenso auch dem römischen Volk, welches dann nichts zu lachen hatte.

Diese großen Gesichtspunkte seiner Regierung verfolgte Liutprand mit vorbildlicher Ruhe und ohne Haß und ohne jede Grausamkeit; ihm war die oft blutige Härte seiner früheren Vorgänger ebenso fremd, wie das heimtückische Ränkespiel der byzantinischen Kaiser und der spätmerovingischen Könige;

König Liutprand war trotz seiner Ungelehrtheit ein großer und edler Charakter, ein Mann von seltenem Weitblick und dabei ein echter Germane. Germanisch war sein unbeugsamer Willen unter allen Umständen gerecht zu regieren und seine Beamten dazu anzuhalten; germanisch war der väterliche Schutz, den er allen seinen Untertanen angedeihen ließ und germanisch waren vor allem sein persönlicher Mut und seine vielgerühmte Tapferkeit und körperliche Stärke.

Eine Probe dieser seiner Tapferkeit mußte der König gleich nach seiner Thronbesteigung geben. Rothari, ein naher Verwandter, neidete dem König seinen Rang und beschloß ihn zu ermorden. Dazu veranstaltete er ein großes Gastmahl und bei diesem sollte die blutige Tat geschehen. Doch der König erfuhr davon, und wie nun Rothari bei diesem Mahl erschien, befühlte er ihn unauffällig, ob er, wie ihm gemeldet war, einen Panzer trüge. Rothari nun merkte den Verrat und ging gleich mit dem Schwert gegen seinen König los. Dieser aber verlor nicht die Ruhe, sondern wehrte sich mit Glück derart, daß er nicht nur den Rothari, sondern auch seine Mannen im Kampfe erschlug.

Bald darauf mußte der König ein weiteres Abenteuer bestehen. Er ging einmal mit zwei Schildträgern durch einen finsteren Wald. Diese zwei Schildträger aber waren gedungen, den König zu ermorden. Liutprand erfuhr auch davon. Und als sie in den dichtesten Wald gekommen waren, hielt der König an, sagte den zweien ihre böse Absicht auf den Kopf zu, zog sein Schwert und forderte sie auf, ihn nun zu töten. Doch diese warfen sich ihm voll Schrecken zu Füßen und gestanden den ganzen Anschlag, worauf der König ihnen verzieh. So hielt er es immer, denn sein Herz war gut und frei von Grausamkeit. Ähnliche Mutproben werden vom König in seinen vielen Kämpfen gegen Byzanz, gegen Rom und gegen alle anderen Feinde in großer Zahl berichtet.

Gleich zu Beginn seiner Regierung erließ der König eine Reihe von Verfügungen zugunsten der katholischen Religion, denn er bezeichnete sich ausdrücklich als Verteidiger des Glaubens. Er überwachte das klösterliche Leben auf seine Reinheit, verbot die Ehen zwischen Blutsverwandten, erleichterte die Schenkungen an Kirchen und Klöster und ging scharf gegen die Befragung von Wahrsagern und Quacksalbern vor. Der König wandte sich aber auch gegen die altgermanische Sitte des Gottesurteils, sowohl, weil er es als unchristlich bezeichnete, als auch wegen seiner geringen rechtlichen Zuverlässigkeit. Durch diese Verfügung machte er sich in den Kreisen der zahlreichen, streng national denkenden Langobarden viele Feinde.

Als nun das Königtum in Oberitalien durch eine Reihe geschickter Maßregeln gefestigt war, schritt Liutprand daran, seine Macht auf Mittelitalien

auszudehnen. Dazu verwendete er ein bedenkliches Mittel. Er verband sich nämlich mit dem byzantinischen Statthalter in Ravenna, der doch sein und seines Volks naturgegebener Gegner sein mußte, und gewann mit dessen Hilfe zuerst derartigen Einfluß auf das wichtige Herzogtum von Benevent, daß er es mit einem Anhänger seiner Politik besetzen konnte; dann zwang er den selbstsüchtigen Herzog von Spoleto, Transamund, mit verschiedenen politischen Mitteln und Schachzügen, ihm, dem König, den Treueid zu leisten und als Gewähr für die Treue Geiseln zu stellen. In diesen Kämpfen und Handlungen fiel endlich auch das wichtige Bologna in die Hand des Königs. Das geschah um 732. Mit der Besetzung von Bologna war das byzantinische Gebiet von Ravenna von zwei Seiten von den Langobarden gefährdet und der Statthalter schickte sich in neuerlicher feindlicher Einstellung zum langobardischen Reich zur Wiedereroberung Bolognas an. Sein Heer unter Herzog Agotha wurde aber geschlagen, und nun hatte Liutprand die Hände für einen umfassenden Angriff gegen Ravenna frei. Die Stadt wurde erobert und sofort von den Langobarden auf eine dauernde Besetzung eingerichtet. In derselben Zeit fand Liutprand auch die Kraft, einer Einladung Karls des Hammers entsprechend mit einem großen Heer gegen die in Südfrankreich eingefallenen Sarazenen vorzugehen[49], er mußte aber auch fast gleichzeitig gegen Pemmo, Herzog in Friaul einschreiten, der sich Ungebührlichkeiten erlaubt hatte[50], und schließlich verlangten auch die sich rasch ändernden politischen und militärischen Verhältnisse in Mittelitalien ein bewaffnetes Eingreifen. Eine solche Belastungsprobe vertrug das tapfere, doch wenig glücklich aufgebaute langobardische Heer nicht[51]. Der Statthalter von Ravenna, der nach dem Fall seiner Stadt auf die venezianischen Inseln geflohen war, griff von der See und vom Land her Ravenna überraschend an und eroberte es; des Königs Neffe Hildeprand fiel dabei in byzantinische Gefangenschaft. Das Fehlen einer Flotte und die merkwürdige Teilnahmlosigkeit allen Vorgängen auf dem Meer gegenüber, hatte diese böse Schlappe, die die Langobarden erlitten, begünstigt. Doch wurde bald ein Waffenstillstand zwischen den beiden geschwächten Gegnern geschlossen und Hildeprand ausgeliefert. Denn dieser wurde, als Liutprand 735 schwer erkrankte, von den Langobarden etwas auffallend rasch und mit geringer Ehrfurcht gegen ihren großen König, bei dessen Lebzeiten zum König erhoben; und Liutprand blieb nach seiner Genesung nichts anderes übrig, als sich diese Mitregierung gefallen zu lassen. An diese Doppelregierung erinnert ein einfacher, doch in seinen sachlichen Formen schöner, von den beiden Königen gestifteter Brunnen, der heute im sogenannten Hof des Pilatus in der Kirche Santo Stefano zu Bologna steht und

Foto: E. Schaffran

Sesto al Reghena. Krypta

Foto: E. Schaffran

Verona. Krypta von S. Procolo

Foto: E. Schaffran

Verona. S. Teuteria e Tosca

Ravenna. S. Apollinare in Classe
Altar des hl. Eleucadius

Baptisterium von Arsago

dessen lateinische Inschrift nach Auflösung der zahlreichen und schweren Abkürzungen lautet: Umilibus vota suscipe Domine dominis nostris Liutprante et Ilprante regibus et Domino Barbatus episcopus sancte ecclesiae bononiensis hic Hierusalem sua percepta obtulerunt, unde hunc vas impleatur in cenam Domini Salvatoris. Et si qua munac minuerit Deus requiret. Dann hat uns ein gütiges Geschick noch eine zweite, weit wichtigere Inschrift aus Liutprands Zeiten hinterlassen. Sie wurde auf dem großen, gute langobardische Kunst darstellenden Ciboriumaltar in San Giorgio di Valpolicella eingemeißelt und wird im Abschnitt über die bildende Kunst der Langobarden mitgeteilt[52].

Die Verhältnisse in Mittelitalien hatten, wie bereits erwähnt, ein militärisches Eingreifen notwendig gemacht. Transamund, Herzog von Spoleto, hatte gemäß seinem, dem König gegebenen Versprechen, dem Papst das diesem sehr wichtige Kastell Gallese weggenommen und damit die Verbindung des Kirchenstaates mit Ravenna unterbrochen. Dem Papst schwante Unheil und er bestach den Transamund, damit er das Kastell ihm wieder herausgebe. Dieser, gleich dem Papst in Sorge ob der wachsenden Macht des Königs, ließ sich zu dieser verräterischen Handlung verleiten und schlug sich überhaupt auf die Seite des Papstes. Liutprand griff aber rasch zu, besetzte Spoleto und verjagte Transamund nach Rom, wo ihn der Papst mit Freuden aufnahm. Liutprand belagerte nun die Stadt Rom und verlangte Herausgabe des Verräters. Doch konnte der König nicht viel erreichen, da nun auch Benevent von ihm abfiel und sich dem Papste anschloß.

Blitzartig hatte sich wieder die furchtbare innere Schwäche des Langobardenreiches, die Treulosigkeit der Herzöge und die geringe Macht des Königs gezeigt, und vor Liutprands hellem Verstand mag sich ein Blick in den politischen Abgrund aufgetan haben. Der König mußte nach dem Jahr 740 den Krieg gegen Ravenna ebenso weiterführen, wie jenen gegen Rom, und dazu kam noch, daß Transamund schließlich mit römischer Unterstützung seine Hauptstadt Spoleto wiedereroberte und dem Papst militärisch gegen seinen König half. Der Papst war wütend, und furchtbarer denn je entfaltete sich der Konflikt der Langobarden gegen die Kurie. Da Transamund seine Hilfe aus Angst vor seiner kriegerischen Schwäche dem Papst wieder verweigerte, so rief dieser in höchster Not den Frankenkönig Karl den Hammer um Hilfe an[53], und diese schien bereits gewährt, als Papst Gregor III. starb und sein Nachfolger Zacharias neue Wege in der Politik einschlug. Er wollte sich mit dem langobardischen König vertragen und diesem sogar bei der Rückeroberung Spoletos behilflich sein. Da Liutprand nun auch im abgefallenen Benevent wieder die Oberhand gewann, schien alles gut zu gehen, bis zwischen König

und Papst Meinungsverschiedenheiten eintraten, deren Ursache jeder beim anderen suchte. Endlich gewann der Papst durch Aufbietung aller kirchlicher Mittel die Oberhand über den strenggläubigen Liutprand und es erfolgte in Rom ein feierlicher Friedensschluß. An dessen langer Dauer dürften aber wohl beide Vertragsteile nicht geglaubt haben.

Liutprand schuf nun im Herzogtum Spoleto Ordnung und wandte sich dann mit ganzer Kraft gegen Ravenna. Und nun geschah das Seltsame und Nichtvorausgesehene: Der Papst machte sich auf einmal auf Bitte der bedrängten Bevölkerung zum Sachwalter Ravennas und versuchte sogar durch eine Reise nach Pavia, den König von seinem Vorhaben gegen Ravenna abzubringen[54]. Leider ließ sich Liutprand bestimmen, aus einigen Teilen besetzten byzantinischen Gebietes seine Truppen herauszuziehen und nur den Rest als Faustpfand zu behalten. Der Papst war praktisch daher Sieger geblieben.

Die Haltung des Königs ist unverständlich. War er schon müde, fühlte er sich für weitere Erfolge zu alt, traute er seinem Mitregenten Hildeprant nicht die Fähigkeiten zu, das Erworbene zu halten, oder hatte die römische Partei im Staate nun doch übermächtigen Einfluß auf den alternden König gewonnen? Die wahre Ursache ist heute nicht mehr deutlich zu erkennen. Vielleicht betrachtete er auch die weitere Entwicklung im Frankenreich nach dem Tode des befreundeten wackeren Karl Martell (741) nicht ohne Sorge und wollte für kommende Kämpfe gegen das Frankenreich an seiner Ostgrenze, also gegen Ravenna, Ruhe haben. Der Lebensabend des großen Königs war jedenfalls verdüstert, und der kluge und weitblickende Mann erkannte wohl nur zu deutlich, wie seine weitfliegenden Pläne eigentlich gescheitert waren. Das gewaltige Ziel der Einigung Italiens hatte er nicht erreicht. Nur die Herzogtümer Spoleto und Benevent konnte er auf einige Zeit mit Waffengewalt fester an sein Reich binden.

Dennoch darf man die Erfolge Liutprands nicht gering veranschlagen. Im Innern hatte er mustergültige Ordnung geschaffen und den langobardischen Staat zu einem weithin berühmten Rechtsstaat ausgebaut. Die Gesetzessammlung König Rotharis hatte Liutprand bedeutend erweitert und gerade die Gesetze über die Baukunst durch ein „Memoratorium de mercedibus Commacinorum“[55] in schönster Weise ergänzt und modernisiert.

Nach zweiunddreißigjähriger segensreicher Regierung ist Liutprand hochbetagt in Pavia gestorben und fand in der Kirche des Hl. Märtyrers Adrianus neben der Leiche seines Vaters die erste Ruhestätte. Wenige Jahre später wurde die Leiche in die von ihm gegründete Kirche San Pietro in Ciel d'oro in Pavia übertragen. Über dem Sarkophag erhob sich auf vier Säulen ein Altarbau, auf

welchem die Gestalt des Königs im Krönungsgewand gemalt war. Wohl wurde dieser Aufbau später zerstört, doch erhielt sich der Sarkophag und in diesem wurden 1895 die Gebeine des großen Königs aufgefunden[56]. An ihn erinnert noch heute in der Kirche S. Pietro in Ciel d'oro eine würdige Inschrifttafel links vom Abgang in die Krypta.

Auch Liutprand war ein großer Förderer der Künste. Viele Kirchen und Klöster wurden von ihm erbaut, er errichtete Brücken und Hospitäler und verbesserte die Straßen[57]. Noch lange erinnerte an ihn das offizielle Baumaß, der „Pes Liutprandi", der Liutprand-Fuß.

Die schönsten Worte hat dem großen König sein Geschichtsschreiber Paulus Diaconus gezollt, der unter der segensreichen Regierung Liutprands aufgewachsen war[58]: „Er war ein Mann von großer Weisheit, klug im Rat, sehr gottesfürchtig und ein Freund des Friedens, im Streit gewaltig, gegen Fehlende mild, keusch und züchtig, wachsam im Gebet, freigebig gegen die Armen, mit den Wissenschaften zwar unbekannt, aber den Philosophen gleichzuachten, ein Vater seines Volkes und ein Verbesserer der Gesetze."

Mit dem Tode Liutprands ist der Höhepunkt des langobardischen Reiches überschritten und es begann ein rascher und unaufhaltsamer Niedergang.

4. Abschnitt

Von der langobardischen Kunstkultur[1]

Im Becken des Mittelländischen Meeres sind neben den Westgoten in Spanien die Langobarden jenes germanische Volk, das die meisten nationalen Kunstdenkmäler hinterlassen hat, und welches mit diesen die werdende Kunst der Romanik nachdrücklich beeinflußte.

Obwohl ein Teil der langobardischen Kunstdenkmäler schon seit Jahrzehnten bekannt war, konnte sich lange kein Gelehrter so richtig entschließen, sie als dem germanischen Kunstkreis zugehörig zu bezeichnen. Die deutsche Kunstwissenschaft verhielt sich hierin bis zum Weltkrieg noch ablehnender als die italienische, denn diese verstand sich wenigstens zur Anerkennung eines byzantinisch-barbarischen Stiles, wogegen die deutschen Forscher die Langobarden als die ärgsten Barbaren und weit entfernt von jeder wirklichen Kunstübung bezeichneten.

Der Umschwung in diesen törichten und vor allem grundfalschen Anschauungen setzte durch die Italiener ein, die bald in vorbildlicher Weise begannen, die Denkmäler zu studieren, sie womöglich museal aufzubewahren, und die dann auch der Erforschung der Eigenart und der Formgeschichte ein steigendes Augenmerk zuwandten[2]. Fast gleichzeitig kam auch die nordische Kunstwissenschaft zur Besinnung, und dank den Forschungen von A. Haupt, Stückelberg, Nils Aberg und in jüngster Zeit von Picton und — in aller Bescheidenheit sei es angedeutet — auch von mir[2a], wissen wir heute, daß dem so volkhaft eingestellten langobardischen Reich auch eine schöne germanische Kunst langobardischen Eigengepräges zur Verfügung stand. Die Kenntnis der Denkmäler in Ober- und Mittelitalien hat sich gewaltig erweitert, wenn wir auch von dem notwendigen Inventar noch weit entfernt sind, und vor allem beginnen sich die großen formgeschichtlichen Zusammenhänge mit der eigenen Urzeit und mit der Kunst der Nachbarvölker, auch mit denen der Wanderungszeit, zu klären, soweit hierin überhaupt eine letzte Deutlichkeit erreicht werden kann.

Foto: E. Schaffran

Rom. S. Maria in Cosmedin
Altarschranke

Foto: E. Schaffran

Verona, Kastellmuseum. Spät-langobardisches Kapitäl unbekannter Herkunft

Pavia, Museum
Schmalseite vom Theodota-Sarkophag

Foto: E. Schaffran

Rom. S. Maria in Cosmedin
Langobardische Platte

Foto: Bianchi-Monza

Eiserne Krone der Langobarden. Monza, Domschatz

Langobardische Kopfform
Bildwerk aus Schloß Mittersill

Foto: Museum Magyaróvár

Foto: E. Schaffran

Cividale, Museum. „Gisulf"-Sarkophag

Langobardische Runenfibel
aus Ungar.-Altenburg

Auf die Kunstfähigkeit der voritalienischen Langobarden wurde vorhin schon verwiesen. Als sicher langobardisch zu bezeichnende Denkmäler aus der Urheimat oder aus den Landschaften nördlich von Österreich sind bisher nur einige schöne Grabfunde in der Lüneburger Heide bekannt geworden. (Siehe S. 14.) Die ältesten Denkmäler stammen sonst aus Böhmen, Niederösterreich und vor allem aus Ungarn[3]. In den vielen hier gemachten Grabfunden, Fibeln, Scheiben, Riemenzungen, zeigt sich ein ausgesprochen nordischer Tierstil, der anfänglich mit einer noch strengen, geometrischen Ornamentik verbunden ist, die aber später, am meisten in Ungarn, immer formreicher und vor allem immer aufgelöster im Formzusammenhang wird. Einige Funde rein bäuerlicher Keramik aus Niederösterreich stellen die Verbindung zur denkmalkundlich noch immer wenig erhellten Vorzeit dar; diese Keramik wird dann bald nach 500 aufgegeben, da das bäuerliche Wesen vom kriegerischen abgelöst wurde.

In Ungarn treten ferner auch neue Ornament- und Tierformen auf. Sie entstammen dem großen skythisch-sarmatischen Kulturkreis, von welchem einst auch die Ostgoten angeregt wurden, und so manche bisher „byzantinisch" bezeichnete Einzelheit der späteren langobardischen Kunst in Italien geht deshalb weit eher auf diese skythische als direkt auf eine hellenistische Anregung zurück. Knapp vor der Abwanderung traten dann die Langobarden mit den Awaren nicht nur künstlerisch, sondern auch kulturell in Verbindung. Das Verhältnis war sicher eine lange Zeit freundschaftlich, denn sonst ließe sich die gemeinsame Bestattung nicht erklären[4]. Von den Awaren, diesen Meistern eines kleinformatigen Bronzegusses, übernahmen die Langobarden nicht nur so manche Verbesserung ihrer eigenen Bronzetechnik, sondern auch eine Zahl neuer ornamentaler Formen. Die reichen Gräberfunde aus der Umgebung von Keszthely, westlich des Plattensees, bezeugen dies. Hier und an anderen Funden läßt sich die Entwicklung einer hochphantastischen Ornamentik mit gleichzeitiger Verwendung nordisch-germanischer Tierformen und griechischer Einzelheiten, diese besonders bei der Ausbildung der Kreislappenranke, feststellen, wogegen das Flechtband, das spätere Hauptornament der Langobarden, hier in Ungarn zuerst nur sehr selten ist, später aber häufiger und dann immer in Stein vorkommt. Doch gehören diese Denkmäler schon der Zeit nach der Abwanderung der Langobarden an und nähern sich vielfach sogar dem Jahr 1000[5]. Daher werden diese Flechtbänder wohl eher Belege für die Ausbreitung des italienisch-langobardischen Flechtbandes sein, welches seinen fruchtbaren Weg über die Ostalpen und über Dalmatien bis nach Ungarn nahm, als daß sie von den zurückgebliebenen Resten des langobardischen Volkes vermittelt wurden.

Als die Langobarden nun italienischen Boden erreichten, waren sie somit keineswegs kunstarm, sondern vielmehr im Besitze einer hochentwickelten volkhaften, von Osten und Südosten her angeregten Kunst, deren hauptsächliche Werkstoffe Holz, Bronze und Edelmetalle waren. Mit der Bearbeitung des Steines hatten sie erst begonnen. Das Kunstwollen äußerte sich nur in abstrakten Ornamenten, in Darstellungen sinnbildhafter Tiere und in noch geringer Anwendung pflanzlicher Formen. Eine naturalistische Menschen- und Tierdarstellung fehlte noch vollkommen, da eine solche dem germanischen Kunstwollen an und für sich nicht entsprach. Eine erkennbare Anregung durch die spätrömische Grabmalplastik lag nicht vor.

Mit dem Erreichen friulanischen Bodens traten die Langobarden einem hochentwickelten, traditionssicheren und weltanschaulich ganz anders gerichteten Kunstkreis gegenüber. Er bestand aus einer Mischung von römischen (westantiken) und byzantinischen (ostantiken) Kunstformen. Eine Beeinflussung der Langobarden durch diesen letzten Ableger der Antike zu leugnen wäre falsch und entspräche auch nicht den Tatsachen[6]. Denn diese latino-byzantinische Kunst schuf gerade jene Gegenstände, die der bald christlich gewordene Langobarde brauchte, und dazu in jenem Werkstoff, der im neuen Land der Gegebene war, im Stein. Und nun zeigt sich die großartige Selbständigkeit der langobardischen Kunst! Sie ließ sich anregen und lernte gerne das Neue, aber sie blieb dabei die alte. Was sie technisch lernte, verwendete sie für ihre Volkskunst und nur wo sie christliche Motive verwenden mußte, also solche, die ihr bisher fremd waren, griff sie notgedrungen auf den antik-christlichen Formenschatz. Gegen eine allzugroße und langdauernde Abhängigkeit von der antiken Kunst sprachen nicht nur die lebendige, volkhafte Begabung, sondern auch der wütende Haß gegen alles Römische und Byzantinische.

Im Steinbau und in der Malerei wird diese Beeinflussung durch den Süden noch am längsten gedauert haben, denn beides war den Langobarden fremd. Es ist daher fraglich, ob die berühmten Großmalereien im Königspalast zu Monza von Germanen geschaffen wurden[7]. Denn man bedenke die Schwierigkeit einer bis dahin vollkommen unbekannten Technik und der Aufgabe, geschichtliche Szenen figural darzustellen, welche Kunstform von den Langobarden noch nie geübt wurde. Man wird hier also vielmehr trotz der Abneigung gegen die Antike einen geschickten lateinischen Maler annehmen müssen, welcher die ihm genau beschriebenen Themen mit der seinem Volke eigenen leichten Anpassungsfähigkeit und in einer ihm gewohnten Technik mühelos durchführte. Doch ist die Mitarbeit von lernbegierigen Langobarden immerhin schon deshalb möglich, da die fremdstämmigen Meister wieder nicht in der Lage

gewesen wären, den Wandmalereien den langobardischen volkstümlichen Inhalt und eine diesem angepaßte Form zu geben. Doch bald lernten die Langobarden auch selbständig die hohe Kunst der Malerei und wurden darin vielbegehrte Meister, die später auch über die Alpen gerufen wurden[8]. Leider haben sich von den langobardischen Malereien nur kärglichste Reste erhalten, aber diese zeigen eine köstliche Frische besonders im Ornamentalen. Die interessantesten davon sind die Ornamente auf dem Chorbalken im „Tempietto longobardo" in Cividale, weil sie zwischen achtzackigen Sternen, den Sinnbildern des achtgeteilten germanischen Jahres, die doppelte Man-Rune zeigen. Andere ornamentale Malereien enthält die Krypta zu Sesto al Reghena, die Sakramentsnische von S. Lorenzo (Verona) und die Oberkirche S. Salvatore zu Brescia. Die dort erhaltenen Reste figuraler Malereien zeigen wie jene in den Grotte di S. Nazzaro (Verona) eine ziemliche Anlehnung an die byzantinische Kunst. Sehr Schönes schuf die langobardische Buchmalerei im Kloster Bobbio[8a]. Die ornamentale Kraft der langobardischen Kunst ist wohl auch an der raschen Berühmtheit dieser Buchmalerschule beteiligt, wenn diese auch durch die Herkunft ihres Stifters, des Hl. Columban aus Irland, eine Menge „irischer" Kunstformen verwendete[9]. Nur steckt in Wirklichkeit hinter diesen „irischen" Ornamenten aus Bobbio eine Menge langobardisch gewordener skythischer und awarischer Anregung. Ein schönes Beispiel dafür sind die kraftvoll-derben Fresken in St. Procolus, Naturns (Südtirol), aus dem späten 8. Jahrhundert.

Schmücken war seit jeher des Nordens uraltes Vorrecht, zum Darstellen kam er erst sehr spät. Deshalb leisteten die Langobarden ihr Bestes im Schmükken. Schon bald nach dem Jahr 600 zeigen sich immer zahlreichere Denkmäler reinster langobardischer Schmuckkunst, an denen neben der Technik in erster Linie die unerhört üppige Phantasie wertvoll ist. Die anderen Lebensbedingungen ließen den alten Lieblingswerkstoff Holz zurücktreten und dafür den prunkhafteren Stein bevorzugen. Doch läßt sich die Erinnerung an die Holzbearbeitungstechnik keineswegs rasch auslöschen, im Gegenteil; mit einer sichtbaren Freude und Betonung wird sie dem Stein aufgezwungen und geht als echte germanische Technik auch auf jene südostdeutschen Denkmäler der Romanik über, die auf verschiedenen Wegen späte Einflüsse der langobardischen Kunst erfahren hatten. Dieses Festhalten an Technik und an Motiven der Holzkunst ist ein schönes Beispiel volkhafter Beständigkeit. In Holz wurde nur mehr wenig gearbeitet, denn sonst hätten sich doch weit mehr Denkmäler erhalten. Wirkliche nordische Holzkunst ist einzig nur der schöne, schon romanische Holzpfeiler aus Matrei in Osttirol, wogegen die immer für die Langobarden beanspruchte Tür aus San Bertoldo im Museum zu Parma weit eher

eine byzantinische Arbeit ist, deren Künstler möglicherweise sich von der nordischen Holzkunst anregen ließ. Aber viele Holzbalkendecken und andere Holzkonstruktionen Oberitaliens zeigen bis in die letzte Gotik hinein, daß in diesem Land einst die Kunst der Holzbearbeitung geübt wurde, und schöne Erinnerungen an den nordischen Holzbau überhaupt bewahrt das prächtige Kunstland Kärnten.

Die langobardische Ornamentik teilt sich in reine, kaum naturalistisch unterlegte Sinnbilder, in vollkommen abstrakte Formen und in Menschen- und Tierdarstellungen von verschiedenartig naturalistischer Stärke. Eine wirklich aussagende Kunst im südlichen Sinne tritt überhaupt erst im 8. Jahrhundert auf, doch wird auch dann noch deutlich fühlbar eine Umgestaltung des Naturalistischen im älteren Sinne angestrebt.

Die Entwicklung der langobardischen Schmuckkunst ist unklar; eine Veränderung im üblichen materialistischen Sinne vom Einfachen zum Reichen ist bei ihr nur im beschränkten Maße zu bemerken. Viel eher macht sich eine gewisse Beständigkeit, fast Starrheit in der Entwicklung bemerkbar, denn es können frühe Denkmäler sehr reich und späte auffallend streng gebildet erscheinen. Doch zeigt sich in der Spätzeit, das ist von 770 angefangen, eine wachsende Beeinflussung durch die byzantinische Kunst, obwohl auch dann wieder Denkmäler betont reiner Volkhaftigkeit entstehen können. Die weltanschauliche Doppelgleisigkeit der langobardischen Politik ist somit auch in ihrer Kunst vorhanden und rückt sie in ein seltsames Zwielicht.

Eine Auseinandersetzung mit der römischen und byzantinischen Kunst mußte trotz aller Absperrung einmal eintreten. In einen neuen Lebensraum versetzt, konnten die Langobarden ihre schöne volkhafte Kunst nicht völlig gegen die Nachbarschaft abschließen, da in dieser sich doch jene Lebensformen und Kultgebräuche ausgebildet hatten, welchen nun auch die Langobarden zu folgen begannen. Doch weisen manche Einzelheiten auf das viele Jahrhunderte vor der Zeitwende indo-germanisch kultivierte Westasien, aus welchem auch die byzantinische Kunst ihre Anregungen empfing. Auf diesem Umweg kamen zu den Langobarden wieder manche nordische Urformen zurück.

Die langobardische Ornamentik[10] in ihrer reinen Form füllt eine Fläche dicht an und vermeidet die dem Süden so typische Unterteilung und Rhythmisierung. Die Fläche wird mit Formen und Formbestandteilen überflutet. Wo solche nicht mehr aus einem Hauptmotiv abgeleitet werden können, greift der langobardische Künstler gleich seinen Ahnen zu Punktierungen und Strichlierungen, welchen Vorgang auch noch die Romanik, besonders in Süddeutschland gut kennt.

Das Hauptmotiv ist das Flechtband, eine uralte nordische Ornamentform mit wahrscheinlich sinnbildhaftem Inhalt. Dieses Flechtband kommt auch in Westasien vor, wo es konstruktiver verwendet wird. Bei den Langobarden rahmt es meistens dreistreifig, selten zwei= oder vierstreifig, in breiten Strömen, das uferlos wirkt, die Steinplatten, füllt Kreuze und Flächen und wird ganz freizügig auch für Kapitelle und Gebälkstücke verwendet. Das „ewige Strömen" wird immer beibehalten. Ein Anpassen an die Anatomie des zu schmückenden Gegenstandes wird meistens vermieden. Aus diesem Flechtband entstehen die schönsten und geistvollsten Veränderungen. Nur in der spät eintretenden Verfallszeit kann man sie als „Spiel mit Formen" bezeichnen, sonst bleiben sie immer voll Ausdruckswillen und deutlicher naturferner Kunstabsicht. Die wertvollsten und wichtigsten dieser Veränderungen sind das Achtergeflecht, eine hauptsächlich rahmende Gestaltung, und der besonders zur Füllung der Mittelstücke mit Vorliebe verwendete „Korbboden". Oft werden auch mit müheloser Hand alle Möglichkeiten des Flechtbandes zu neuen Mischungen vereinigt, die Phantasie ist hierin tatsächlich unerschöpflich, und immer spricht ein sinnbildhafter Zweck mit.

Andere Einzelformen der Schmuckkunst sind die Rosette, der Lebensbaum, die Weinranke, das Tau und die „laufende Krabbe". Auch die Rosette ist — dem Flechtband darin gleich — sowohl dem Norden wie Westasien als kultisches Sinnbild bekannt, bei den Germanen steht sie in Verbindung mit dem Julzeichen. Die Langobarden haben die Rosette entweder in strenger Kerbschnitttechnik, also ganz nordisch, oder im Sinne der östlichen Kunst mehr naturalistisch behandelt, immer dient sie aber in köstlichster und naivster Weise auch zur Flächenfüllung. Der Lebensbaum ist dem Norden seit jeher bekannt, denn schwedische Felsritzzeichnungen kennen ihn schon lange vor dem Zeitwechsel und lassen am sinnbildhaften Charakter keinen Zweifel. Von der byzantinischen Kunst gleichfalls geschätzt und vielfach verwendet, erfährt der Lebensbaum dort selbstverständlich eine betont naturalistische Umgestaltung, welche schließlich auch den Langobarden bekannt wird. Die Weinranke dagegen war dem Norden in dieser pflanzlich klaren Art fremd, sie ist ferner auch ein Stück christlicher Symbolik. Nur wird auch sie von den Langobarden versuchsweise abstrakt umgestaltet und wie die Rosette in erster Linie kerbschnittartig dargestellt. Wirkt die Weinranke in der ostantiken Kunst auch im zartesten Relief räumlich, so bei den Langobarden stets flach und ornamental. Nordischen Ursprunges ist dann noch das rahmende Tau, doch wird es bald und ausdrücklich mit den Rahmenmotiven der antiken Schmuckkunst kombiniert. Diese verhilft dem nordischen Künstler auch zur Kenntnis der antiken Kapitellformen,

doch werden sowohl jonische Schnecke wie die Blätter des Kompositkapitells in schöner Weise ihrer Naturalistik entkleidet und einem deutlichen germanischen Formwillen unterstellt. Am meisten Fremdgut ist die Palmette; die Versuche, sie zu germanisieren, gelingen hier nicht immer sehr glücklich. Vasen, Leuchter und andere aussagende Dinge zeigen, daß mit der neuen Religion zwangsläufig auch neue Kunstformen übernommen werden mußten. Auch hier liegt der Ursprung oft in indo-germanischen (mazdaistischen) Kultvorstellungen. Ein seltsames Ding ist die „laufende Krabbe", auch „laufender Hund" oder „Spiralhaken" genannt. Das Motiv, verwendet zur Besetzung von Kanten und Bögen, ist wohl im Norden vorbereitet, doch in West- und Kleinasien schon früh in der dann von den Langobarden verwendeten Art gebraucht. Viele sehen diese „laufende Krabbe" als die Vorläuferin der gotischen Krabbe an; die Anwendung und eine gewisse äußere Ähnlichkeit lassen diese Vermutung nicht unbegründet erscheinen, obwohl bei solchen Fragen nie vergessen werden darf, wie sehr im Mittelmeerbecken zur Völkerwanderungszeit Kunstformen verschiedenster Herkunft und Verwendungsart durcheinandergewirbelt wurden.

Von anderen nordischen Sinnbildern gebrauchten die Langobarden sehr oft das Sonnenrad (Lebensrad) in seinen vielen Veränderungen — die schönste ist die Radranke —, seltener das Dreibein (Triskele) und am wenigsten das Hakenkreuz. Ein Grund dafür läßt sich nicht angeben.

Außer dem Stein, dem Holz, den Edelmetallen und den Glasflüssen, haben die Langobarden den ihnen durch Byzanz bekanntgewordenen Stuck verwendet. Sie benützen ihn in der Form zarter ornamentierter Bänder zur Rahmung von Bögen, Fenstern und zum Schmuck der Gesimse. Das Material scheint nicht nur ihnen, sondern auch den Westgoten und den westdeutschen Stämmen sehr lieb geworden zu sein, was durch die lange und oftmalige Verwendung des Stucks bis in das hohe Mittelalter hinein zur Genüge bezeugt wird[11].

Wegen der Ähnlichkeit langobardischer Ornamentformen mit solchen byzantinischer Herkunft und auch wegen der später eintretenden unmittelbaren Übernahme solcher, ist es oft sehr schwer, beide Kunstkreise voneinander zu trennen. Mischformen und Grenzfälle sind daher sehr häufig, besonders in den erst spät von den Langobarden besetzten Gebieten, wie z. B. im Ravennatischen. Um so verwunderlicher ist die Fülle reiner langobardischer Schmuckplatten in Rom[12]. Sie entstanden in einer Zeit, in der das langobardische Reich nicht mehr gefährlich werden konnte, also nach dem Fall von Pavia, und es macht den Eindruck, als wäre dann in Rom während des 9. Jahrhunderts die langobardische Kunst „große Mode" geworden. Aber auch hier trennen sich wie in ganz Oberitalien die von Byzantinern nachgeahmten langobardischen

Werke von solchen aus echter langobardischer Hand, der Byzantiner macht sie glatt und manieristisch, sie werden bei ihm zum „kultivierten Tod", während der Langobarde auch spät noch etwas von seiner herrlichen Urwüchsigkeit und seiner ganz anderen Kunstauffassung ahnen läßt; es ist als wehe dem Beschauer frische Nordluft entgegen.

So volkhaft rein sich ein großer Teil der langobardischen Schmuckkunst durch Jahrhunderte erhielt, so muß hierin dennoch zwischen einer im Rahmen des Ganzen mehr höfischen und einer mehr volkstümlichen Kunst deutlich unterschieden werden[13].

Die höfische Kunst — aber diese Bezeichnung soll hier nicht an ihre ausschließliche Bedeutung im Kreis der südlichen Machtkulturen denken lassen —, diese höfische Kunst also wird in erster Linie zur Ausschmückung der weltlichen Gebäude und besonders für jene der Kirchen verwendet. Mit den weltlichen Gebäuden, den Kastellen, Palästen u. a. ist auch ihre Ausschmückung fast vollkommen verschwunden und unsere ganze Kenntnis fußt auf den auch nicht sehr zahlreichen und ausführlichen Beschreibungen des Paulus Diaconus.

Weitaus besser ist unsere Kenntnis der kirchlichen Schmuckkunst, da sich davon sehr viele Denkmäler erhalten haben. Diese hoch entwickelte und immer sehr nordisch eingestellte langobardische Schmuckkunst wurde in der Form reliefierter Platten und Bogenstücke zur Bekleidung der steinernen Kirchenmöbel verwendet. Als solche dienten jene Schranken, die den Altarraum gegen die Laienkirche abtrennten, dann den für die Sänger bestimmten Raum umschlossen und die meist zweifach zur Verlesung des Evangeliums und der Epistel errichteten Kanzeln, die Ambonen. Ferner wurde auch der Altartisch, die Mensa, reich geschmückt, und über ihm erhob sich die von den Langobarden besonders bevorzugte Form des Zelt-(Ziborium-)Altares, der gleichfalls von der Schmuckkunst als Wirkungsfeld beansprucht wurde. Da die Altar-(Chor-) Schranken, wie die Ambonen und Altäre verschiedene Form haben konnten, bot sich auch hierin der Verzierungskunst ein reicher Betätigungsraum. Im 8. Jahrhundert haben die Langobarden dann auch die steinernen Sarkophage ihrer bedeutenden Männer und Frauen und ihrer Heiligen gerne, und immer reicher geschmückt.

So volkstümlich-nordisch nun die Ornamente an und für sich auf diesen steinernen Kirchenmöbel auch sind, so sehr spürt man dennoch in der prunkhaften Gestaltung den Machtwillen des Staates und der immer mehr Richtung gebenden Kirche, es ist Machtkunst, wenn auch noch von einem Nordvolk ausgeübt. Wie sehr nordisch sie trotz allem wieder ist, sieht man beim Vergleich mit den byzantinischen Denkmälern; wie sehr sie sich aber dabei wieder

im großen und ganzen von der urtümlichen Nordkunst zu trennen anfängt, zeigt ein wägendes Gegenüberstellen mit den Grabfunden, welche der Schmuckkunst zweites Arbeitsgebiet wurden. Der nordisch-dämonische Zug dieser Grabkunst ist bei den Kirchenmöbeln nur dann anzutreffen, wenn auch dort, nur nicht so sehr häufig, Tier- und Menschenfiguren verwendet werden. Dann wird alle wie angelernt wirkende kirchlich-künstlerische Wohlerzogenheit aufgegeben und das kraftvolle nordische Denken herrscht einzig. Solche Denkmäler sind aber heute schon selten geworden.

Die rein ornamentalen Schmuckplatten kirchlicher Widmung befinden sich entweder noch an Ort und Stelle oder in eine Mauer der später veränderten Kirche eingesetzt, oder füllen in zahllosen Stücken die Museen von Cividale, Trient, Verona, Brescia, Pavia, Como, Mailand, Asti, Perugia, Assisi, Spoleto und Rom. Sie sind die Hauptwerke der erhaltenen Denkmäler langobardischer Schmuckkunst.

In derselben Zeit, in der man schon überall die schönen, reichen und bereits den neuen Lebensbedingungen angepaßten Reliefplatten für die Kirchen schuf, entstanden noch unausgesetzt in hochaltertümlicher Form die vielen Gewandspangen (Fibeln), Gewandkreuze, Totenbleche und Riemenzungen, wie sie in den großen langobardischen Friedhöfen Italiens, besonders bei Cividale, Trient, Brescia, Castell Trosino und Nocera Umbra gefunden wurden. Immer noch blüht die phantastische Tierornamentik von einst, immer noch läßt das Ornament die einstige Zusammenarbeit mit den Awaren erkennen, und wo in diesen Grabbeigaben menschliche Figuren oder Menschenköpfe verwendet werden, wie z. B. bei einzelnen Stücken im Museum zu Brescia, bricht der nordische Geist sofort in unerhörter Wucht und Schönheit durch.

Die Ambonen und Chorschranken sind heute alle zerlegt und nur mehr in Resten oder in moderner Neuaufstellung vorhanden. Einzig der „Tempietto longobardo" in Cividale enthält noch die Chorschranken in ihrer ursprünglichen Form. Weitaus besser steht es mit den Ziboriumaltären, da sich von diesen Stücken einige ganz oder wenigstens in großen Teilen in der alten Verwendung erhalten haben. Der schönste davon befindet sich, erst unlängst sachkundig und richtig zusammengestellt, in der Langobardenkirche S. Giorgio di Valpolicella nördlich von Verona, und er verdient wegen seiner Bedeutung auch eine ausführlichere Beschreibung[14].

Die Form des Ziboriumaltares ist nicht langobardisch, sondern vermutlich aus Kleinasien nach Italien gekommen und hier von den Langobarden weitergebildet worden. Der Altar in S. Giorgio di Valpolicella bildet ein Geviert von 1,12 Meter Seitenlänge und erhebt sich mit seinen vier, nur in unwesent-

lichen Teilen ergänzten Säulen ungefähr 2,05 Meter über dem modernen Altartisch. Die Auszierung der Kapitelle und der Bogenfelder zeigt die bekannten und vielfach verwendeten langobardischen Schmuckformen, nur treten hier antikisierende Einzelheiten auffallend stark auf. Doch werden nach wie vor Flechtband, Sonnenrad, Achterschlingen und Ankerkreuze verarbeitet und die Reliefform ist die übliche unantik flache und dabei kaum rhythmisierte. Die Kapitelle zeigen die fast regelmäßig vorkommenden streng parallel gestreiften Blätter, die dreistreifigen, knorrenartigen Vorsprünge, die als Blätter zu deuten sind, und die zueinander gekehrten linienförmigen Voluten mit eingestellten Kreuzen und Rosetten. Ein ähnlicher zweiter Altar stand einst auch im Westchor der Kirche, seine sehr schönen Reste befinden sich heute im stimmungsvollen Kreuzgang.

Neben der Ausschmückung der Säulenkapitelle und Bogenstücke verdient in erster Linie die Beschriftung der beiden vorderen Säulenschäfte eine besondere Erwähnung. Man liest ohne Mühe auf der vorderen südlichen Säule: „Ursus Magester Com Discepolis Suis Juventino Et Juviano Edificavit Hanc Civorium Vergondus Teodal Foscari“ und auf der nördlichen vorderen Säule ferner: „Sub Tempore Domno Nostro Liotprando Rege Et Vb (venerabile) Vidaliano Et Tancol Presbiteris Et Refol Gastaldo Gondelme Indignus Diaconus Scripsit“. Diese zu Beginn noch unvollständige Inschrift auf der Nordsäule wird durch die Worte auf jenem Säulenrest ergänzt, der sich heute, vom Ziborium in S. Giorgio stammend, im Kastellmuseum in Verona befindet, wogegen der größere Rest dieser wichtigsten und längsten langobardischen Weihe-Inschrift noch heute an Ort und Stelle in dem daher teilweise ergänzten Ziboriumaltar vorhanden ist. Diese Veroneser Ergänzung lautet: In N(omine) Dni(domini) Jesu Xristi De Donis Sancti Juhannes Bapteste Edificatus Est Hanc Civorius (und weiter: Sub tempore usf.).

Das Latein dieser Inschrift ist recht „barbarisch“, man beachte Worte wie Juhannes, Civorius (statt Ziborium), Bapteste statt Baptista u. a. m. Die älteren italienischen Schriftsteller haben dies der angeblich geringen Kulturhöhe der Langobarden zugeschrieben, vergaßen jedoch, daß auch ihrerseits, sogar in Rom, bis in das 12. Jahrhundert hinein Texte in noch größerer „Barbarisierung“ der lateinischen Sprache hervorgebracht wurden.

Wichtig an der Inschrift zu S. Giorgio ist in erster Linie die einwandfreie Datierung auf die Zeit des von 712 bis 743 regierenden großen Königs Liutprand. Wichtig ist ferner das Vorkommen vieler Eigennamen. Ursus ist der Bildhauer des Ganzen, er kann ebensogut Lateiner wie Langobarde sein, denn diese haben oft den eigentlich unlateinischen Namen Ursus (Bär) verwendet.

Lateiner, höchstens latinisierte Langobarden sind des Ursus Schüler Juventinus und Juvianus; Refol ist einwandfrei Langobarde, er bekleidete das Amt des königlichen Gestalden (in Verona), Langobarde ist ferner der Diakon (Priester) Gondelme, welcher auch den Text verfaßte. Der Lateiner Vidalianus und der Langobarde Tancol sind wohl Mitglieder eines Priesterkollegiums, denn S. Giorgio wurde bald nachher als Kollegiatkirche bezeichnet. Welche Tätigkeit die Langobarden Vergondus (der Name ist nur latinisiert) und Teodoal, ferner der schon in ganz italienischer Namensform erscheinende älteste bekannte Sproß der berühmten venezianischen Familie Foscari ausübten, ist nicht mehr deutlich ersichtlich. Vielleicht waren sie die Kustoden der Kirche. Außerdem scheint die Inschrift unvollständig. Interessant ist ferner die paläographische Form der wie locker hingeschrieben erscheinenden Buchstaben, wodurch diese im optischen Bild den Runen ähnlich erscheinen. Den gleichen Eindruck machen auch andere langobardische Inschriften.

Ein zweiter vollkommen erhaltener Ziboriumaltar mit langobardischen Schmuckformen steht im linken Seitenschiff der Kirche San Appollinare in Classe bei Ravenna. Zwischen 806—817 entstanden ist dieses, dem Hl. Eleukadius geweihte schöne Werk trotz der späten Entstehung doch noch der langobardischen Kunst zuzuzählen, da deren Schmuckformen sich durch lange Zeit auch noch nach dem Ende des Reiches erhielten[15].

Reste von Ziboriumaltären, hauptsächlich Platten mit den bekrönenden Archivolten haben sich in Bagnacavallo bei Rimini, Bologna (Hochgrab vor San Francesco) und in den Museen zu Brescia, Cividale, Mailand und Rom (Lateranensisches Museum) erhalten, verbaute Reste finden sich u. a. in den Kirchen Albenga, Toscanella (Santa Maria maggiore), Arbe, Cattaro, Grado, Murano und Bolsena. Überbleibsel eines kleinen und zierlichen Stückes verbergen sich im ersten Stock der Vorhalle der Kirche Santa Maria in Cosmedin zu Rom.

Inschriften der Art von S. Giorgio di Valpolicella sind selten. Wohl sind viele Platten und Altarreste mit mehr oder minder umfangreichen Weiheinschriften versehen, aber keine zweite besitzt die starke Aussagekraft des veronesischen Stückes. Auch sind nur wenige einigermaßen sicher datierbar. Künstlernamen werden gleichfalls sehr selten genannt. Auf einer prachtvoll-wilden Platte im südumbrischen Ferentillo nennt sich nicht nur der Stifter, der Herzog von Spoleto Hilderich Dagileopa, sondern auch sein Künstler Ursus[16]. Ein Stephanus stellt sich als der Verfertiger eines hübschen Altarbogens im Lateranensischen Museums in Rom vor. Auf dem späten Hauptwerk germanisch-byzantinischer, kaum mehr nachlangobardischer Elfenbeinrelief-

kunst, dem Rambona Dypticon in Rom (Vatikan)[17] nennen sich wieder die Stifter Ageltruda und Odelricus; das Werk ist erst gegen 950 gearbeitet worden, und wird darum auch für die karolingische Kunst in Anspruch genommen, mit welcher es jedoch künstlerisch wenig Beziehungen aufzuweisen hat. Auf den Stifter, den knapp vor 737 verstorbenen Herzog Pemmo von Cividale, verweist eindeutig die lange Weiheinschrift auf dem vom Sohn Ratchis gestifteten „Pemmoaltar" in St. Martin zu Cividale[18].

An der Spitze der so ganz anders eingestellten Grabfunde steht der sogenannte Fürstensarkophag aus Civezzano bei Trient, heute im Innsbrucker Landesmuseum[19]. Die (heute erneuerten) Holzwände des sehr großen Sarges sind von schmiedeeisernen Bändern umschlossen, sie gehen an mehreren Stellen, besonders oben, in phantastische Tiergestalten mit Geweihen (Hirsche und Widder) aus; ihre Ähnlichkeit mit den heute noch in rein bäuerlichen Gegenden verwendeten Leonhardi-Tieren, das sind Votivgaben an den Schutzpatron der Viehzucht, den Hl. Leonhard, ist zu deutlich, um übersehen werden zu können. Die im Inneren des Sarges gefundenen Grabbeigaben, ein mit Flechtbändern und Punktreihen gefülltes Kreuz, dann Riemenzungen u. a., gehören ornamental weit eher in die Gruppe der voritalienischen Denkmäler, als in jene, die nach dem Einfall in Italien entstanden, obwohl der Fürstensarg ein Werk des späteren 7. Jahrhunderts ist. Die langobardische Kunst der Grabbeigaben ist eben weitaus volkstümlicher geblieben, als jene der neuen Kirchenausschmückung. Den gleichen Eindruck gewinnt man auch bei den an so vielen anderen Orten Italiens gefundenen vielen Spangen, Riemenzungen, Kreuzen, die alle dem Totenkult dienten. In diesem war das Volk seinem alten Brauchtum weit treuer geblieben, als bei den Gegenständen der neuen Macht und des neuen Kults.

Bei den Goldkreuzen und Goldscheiben, welche auf die Totenkleider genäht wurden, wurden Menschen- und Tierköpfe wiederholt verwendet. Wie dies geschieht, zeigt deutlich die im Grunde immer naturferne Denkart des Nordkreises im allgemeinen und der Langobarden im besonderen[20].

Auf den Gewandspangen sind, stets sinnbildlich gedacht, meist nur Reste von Tierleibern und Tierköpfen, ganze Tiere nur selten ornamental verwendet. Das ist wieder der bekannte nordische Tierstil, der in mehreren verwandten Unterteilungen auftritt, und der naturalistischen Tierdarstellung des Südens vollkommen entgegengesetzt ist.

Diese altangestammten Tierornamente verlieren sich in Italien, was den Bereich der höfischen und kirchlichen Kunst anbelangt, fast ganz, sind dagegen auf den Grabfunden bis weit in das 8. Jahrhundert in ungebrochener Stärke anzutreffen.

Die kirchliche Kunst der Langobarden mußte in ihrer belehrend aussagenden Art zu einer anderen Form der Menschendarstellung als bisher üblich kommen, und diese lag naturgemäß in der schon ganz verchristlichten antiken Kunst von Rom und Byzanz. Wenn es jetzt galt eine Geburt Christi zu meißeln oder zu malen, oder einen Gekreuzigten, oder einen Engel oder die Zwölfboten, so mußten die Langobarden schon rein ideell auf die fremden Vorbilder greifen, weil sie als Nordleute bisher noch nie weder Christliches, noch überhaupt Menschenfiguren in aussagender Art darzustellen gewollt hatten. Sie mußten also jetzt einmal ihre rein abstrakte, sinnbildhafte Kunst verlassen und trachten, eine gewisse Naturnähe zu gewinnen, was zuerst auf dem Weg der Nachahmung und dann durch Naturstudium möglich war.

Da aber die Langobarden ein Volk von hoher künstlerischer Kraft waren, so versuchten sie auch schon bei der Nachahmung ihr Eigenes beizubehalten, und, kaum über das Gröbste hinaus, spürt man, wie die Gestalten der heiligen Geschichten wieder leise aus dem Naturalistischen herausrücken und in eine seltsame, spannungsreiche Naturferne gelangen wollen. Wollen, denn ganz gelingt diese schwere Umsetzung noch lange nicht. Das alles gibt nun den neuen Menschen- und Tierdarstellungen einen seltsam grausamen oder, es hängt vom Standpunkt ab, von dem aus man diese Werke ansieht, einen ebenso seltsamen naiv-tastenden Charakter. Ursache dieser Zwitterstellung ist der Versuch, die nun naturalistisch gewünschten Figuren doch hinterrücks naturfern zu machen und sie dann gleich den Ornamenten am ewig flutenden Spiel abstrakter Linien teilhaben zu lassen. Das alles muß man sich vor Augen halten, will man dem eigenartigen Eindruck langobardischer figuraler Kunst gerecht werden und ihn verstehen. Es wird nun klar sein, warum das Grundsätzliche dieser Figuren auf west- oder oströmische Anregungen zurückgeht (wofür schon die Geistlichkeit sorgte), es wird aber ebenso verständlich sein, daß diese Menschengestalten nach einer ganz kurzen Übergangszeit ungeschickter Nachahmung immer mehr vom Süden nach dem Norden hinaufrücken, also germanisiert werden. Aus der Ästhetik der antiken Kunst heraus wird man jene, oft recht seltsamen, ja grausam-eigenartigen Werke kaum verstehen. Aber von der Betrachtung vorgeschichtlicher nordischer Kunst herkommend, wird der eigenartige Charakter sofort klar und darüber hinaus auch so manches Seltsame in der romanischen Kunst. Denn die langobardische Kunst ist die Vorstufe jener.

Wie im Ornamentalen eine volkstümliche Gruppe neben einer höfisch-kirchlichen steht, so auch in der figuralen Bildnerei. Nur sind hier die Mischfälle weit zahlreicher und einprägsamer, da viele kirchliche Platten wie gewaltsam von der nordisch umgedachten Figur erobert scheinen.

Neben den Tierleib-Resten kommen in der Grabkunst wahrhaft dämonische, sicher sinnbildliche Köpfe vor, auch der Kruzifixus erscheint oft in gewaltsam-großartiger Umgestaltung. Schöne Belege dafür enthält das Museum in Cividale, besonders im Grabkreuz des Herzogs Gisulf. Wie der Grieche mit dem Medusenhaupt, so wollte auch der langobardische Künstler mit seinen dämonischen Köpfen Furcht erregen, deshalb meißelte er in den gewachsenen Fels der noch fast ganz unbekannten „Langobardischen Kerker" in Cividale grauenhafte Fratzenköpfe, die auf die Seele der Gefangenen dementsprechend einwirken sollten[21].

Während nun die Evangelistensymbole, dann die symbolischen Vögel Phönix, Pfau und Taube sehr oft und meistens als köstliche ornamentale Füllung vorkommen, während auch Greife und ähnliche fabulose Tiere nicht selten sind, werden wirklich aussagende Reliefs — aussagend im südlichen Sinne — nur sehr selten gearbeitet. Das in jeder Beziehung schönste Beispiel dafür ist der bereits erwähnte Pemmoaltar in Cividale, um 737, mit den Szenen der Heimsuchung, der Anbetung und der Majestas domini; interessant ist dann ein Goldblech in Florenz (Bargello), zeigend den thronenden König Agilulf zwischen Engeln, Figurales bringt, um nur Einiges zu nennen, die Platte des Herzogs Hilderich Dagileopa in Ferentillo und — ganz spät — das auch schon erwähnte Rambonadyptichon in Rom. Auch im Figuralen ereignet sich der köstliche, einer gewissen Pikanterie nicht entbehrende Fall, daß die schönsten Denkmäler rein nordischer Tier- und Menschendarstellung, noch dazu in hochaltertümlicher Technik, sich in Rom befinden (Santa Maria in Cosmedin und San Saba).

Hier und da kommen auf Platten kirchlicher Verwendung auch Reiter und Pferde allein (z. B. in Cisano am südlichen Gardasee) oder Hirsche aus der Quelle trinkend vor (Spoleto, Museum). Während nun für Reiter und Pferd einzig und allein die nordische Vorstellung maßgebend ist — eine Platte in S. Saba (Rom) läßt sicher an Wotan denken —, ist der biblische Hirsch in der byzantinischen Kunst gut vorbereitet. Die Langobarden haben ihn dann nur in der flachen Reliefform umgestaltet.

Für die Menschenköpfe haben sich die Langobarden einen eigenen Schönheitstypus geschaffen, es weicht dieser von dem durch die Skelettfunde genügend geklärten ethnographischen Befund stark ab. Dieser Idealkopf, oft ganz ornamental-graphisch gezeichnet, ist birnenförmig, die Spitze nach unten, das Haar hängt einem nassen Tau gleich oder perückenähnlich an den Seiten tief herab, die Nase ist scharf dreieckig und die kreisrunden Augen treten vor. Solche Köpfe enthalten außer den Grabbeigaben und den Kruzifixusdarstel-

lungen der Pemmoaltar, das Callixtusbaptisterium in Cividale, das Adam-und-Eva-Relief in Cisano und die Hilderichplatte in Ferentillo (um die wichtigsten Beispiele zu nennen). Diese seltsame Kopfform kommt in den Ostalpen und im Wiener Becken noch im 15. Jahrhundert vor[22].

Die großen Porphyrköpfe im Mailänder Kastellmuseum verraten einen ziemlich großen, doch nicht ausschlaggebenden byzantinischen Einfluß, den die drei wuchtigen, sehr nordisch wirkenden Frauenstatuen im Hof der Ambrosiana (Mailand) wieder nicht zeigen, mehrere späte figurale Plastiken in Spoleto und Capua belegen wieder, wie sich aus der langobardischen ornamentalen Gebundenheit die größere Freiheit des romanischen Stiles langsam zu entwickeln beginnt. Am längsten hat sich die nordische figurale Symbolik in strengster Form dann in den Alpen erhalten, wofür Platten aus dem Val Camonica, dem Ritten und dem Vinschgau Zeugnis geben. Wohl erst im 10. Jahrhundert gearbeitet, gehören sie in Geist und Technik einer wesentlich älteren Zeit an.

Als die Langobarden in Oberitalien einbrachen, war die dortige Baukunst auf einen Tiefstand angelangt. Der Einfluß der spätrömischen Antike erschöpfte sich in äußerlichen und unaufhörlichen Nachahmungen und auch für die Architektur Ravennas war die große Zeit vorüber. Immerhin hatte diese zu Ende des 6. Jahrhunderts im westlichen Oberitalien den Baukünstlern noch die meisten Anregungen geboten. Aber auch sie vermochte nicht die Stagnation zu überwinden.

Sicher waren die soeben eingezogenen Langobarden in der Baukunst kein so unbeschriebenes Blatt, als man sie für gewöhnlich annimmt, denn sie hatten sowohl in Niederösterreich als auch besonders in Ungarn genügend Gelegenheit gehabt, sich mit dem Wesen der spätantiken Baukunst bekanntzumachen. Der Steinbau war ihnen also nicht fremd. Doch hatten sie offenbar noch nie selbst darin gearbeitet, denn ihr bisheriger Werkstoff im Bauen, das Holz, verlangte eine ganz andere Technik, die auch durch die gegensätzlich geartete Baugesinnung der Germanen beeinflußt wurde. Während nun in der Steinplastik die Übernahme der Holzbearbeitungstechnik aus gewissen gemeinsamen ornamentalen Grundsätzlichkeiten trotz allen Schwierigkeiten wenigstens in Einzelheiten möglich war, konnte dies auf dem Gebiete der Baukunst nicht so ohne weiteres geschehen, da die statischen Gesetze zu verschiedenartig waren. Wohl wird manche Tür- oder Fensterumrahmung, manche Einzelheit von Eindeckungen und Steinlagen noch oft an die Zimmermannstechnik der Vorzeit erinnern, aber mit diesen Erinnerungen allein hätten die Langobarden keine neue und vor allem keine volkhafte Steinbaukunst schaffen können. Und das

taten sie, auch wenn noch heute viele, aber nicht mehr alle Forscher dies abzuleugnen versuchen[23].

Diese neue Baukunst, die eigentliche Grundlage der aus ihr erwachsenden lombardischen Romanik, konnten die Langobarden deshalb schaffen, da sie im Steinbau vollkommen traditionslos, mit ganz frischen Augen und ohne jede Voreingenommenheit an die zahllosen neuen Aufgaben herantreten konnten, die ihnen durch die geänderten Lebensverhältnisse gestellt wurden. Sie konnten nun mit dem ungeheuren Material der in Italien vorhandenen spätantiken Baukunst in der gleichen Weise naiv verändernd und kombinierend vorgehen, wie dies auch der bäuerliche Künstler mit den Formen der sogenannten großen Kunst macht. Außer den Erinnerungen an die Zimmermannstechnik brachten sie keine baulichen Neuigkeiten von Anfang an mit, da ihre frühere Baukunst keine geeigneten Eigenformen beistellen konnte. Aber durch oft geistreiche Veränderung und Vermischung der antiken Vorlagen entstand schließlich doch eine Fülle vollkommen neuer Dinge, deren Reiz und Wert in der volkhaften Kraft und in der Eigenart dieser Veränderungen liegt.

Paulus Diaconus berichtet wiederholt von großen Palast- und Schloßbauten der langobardischen Könige und Herzöge, ebenso auch von Brücken, Aquädukten, Straßen und anderen Nutzbauten. Da davon bis heute nichts Auswertbares bekannt wurde, erübrigt sich eine Kritik dieser Architekturen. Was z. B. in Spoleto als Rest der herzoglichen Burg ausgegeben wird, ist derart frei von stilistisch brauchbaren Einzelheiten, daß diese sehr eindrucksvollen, in spätere Häuser verbauten Reste ebensogut spätantik wie auch ostgotisch sein können[24]. Auch einige Wachttürme in der Brianza und der „Palazzo delle torri" in Turin, oft beachtenswerte Bauten, sind aus den gleichen Gründen undatierbar oder überhaupt römisch. „Von der ... Kunsthistoriker Haß und Gunst verwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der ... Zuschreibung."

Es soll diese kurze und vor allem für ein kunstgeschichtlich und künstlerisch interessiertes Laienpublikum bestimmte Betrachtung über die langobardische Baukunst auch zu einer raschen Würdigung der Historia longobardorum des Paulus als kunsthistorische Quelle benützt werden[25].

Paulus erwähnt sehr oft neue und reich ausgeschmückte weltliche und kirchliche Bauten, beschreibt sie aber leider immer nur sehr schematisch, besonders dann, wenn er diese Bauten nicht selbst gesehen hatte. Ein guter Beleg dafür ist seine Schilderung des Doms und des neuen Königspalastes in Monza (Buch IV, Kap. 20, 21 und 22), wo er wohl über die Malereien eine Menge sehr wertvoller Einzelheiten sagt, aber vollkommen vergißt, sowohl den Künstler als auch die Technik dieser Malereien, ob Fresko oder Mosaik,

zu nennen. Was er dann bei diesem Anlaß über die beiden neuen Großbauten in Monza selbst beibringt, ist vollkommen formelhaft und darum außer der Erwähnung des Tatbestandes für die Forschung fast unbrauchbar. Der Wert dieser Erwähnungen liegt bei Paulus immer im Nachweis der langobardischen Bautätigkeit an und für sich und nicht in der Mitteilung von Einzelheiten.

Auch über die vielen Kirchenbauten in und um Pavia gibt Paulus in der gleichen Weise Auskunft. Viele der von ihm beschriebenen Bauten sind noch heute nachweisbar, wie S. Michele, S. Pietro in Ciel d'oro, San Ambrogio confessor, S. Giovanni Evangelista, oder sie lassen sich wenigstens bei den älteren Ortstopographen feststellen. Es fehlt diesen Bauerwähnungen durch Paulus jede Ruhmredigkeit und vor allem fast immer der damals so übliche Vergleich mit der Antike, es fehlt aber gleichfalls immer jeder Hinweis auf Bauform, auf die Art der Ausstattung und auf alles das, was wir heute so gerne wüßten. Daß er die Vergleiche mit der Antike vermied, zeigt, wie sehr der bei der Abfassung seiner Langobardengeschichte schon betagte Mann im Grunde seines Herzens seinem Volke treu blieb, denn er rühmt diese Bauten vor allem als Werke seiner Könige. Welche Bedeutung käme nun diesen Textstellen zu, hätte Paulus mit ein paar laienhaften Worten doch auch das Volkhafte jener Architekturen erwähnt! Sonst hebt er sich den Vergleich mit der Antike für seine römische Geschichte und für seine etwas lehrhaft trockenen Gedichte auf.

Leider scheint Paulus von den vielen neuen Kunstschöpfungen der Langobarden nur wenige selbst gesehen zu haben, denn die Zahl der Erwähnungen ist doch bei dem Umfang der Kunsttätigkeit gering. Neu gegründet wurden damals, was zugleich ein Beleg für die starke kirchliche und klösterliche Bautätigkeit der „bösen" Langobarden sei, die großen Abteien Novalese, Bobbio[26], S. Salvatore (Brescia), Nonantola, S. Salvatore nel Montamiata, Farfa, S. Vincenzo al Volturno, Sesto al Reghena[27], Salt — um nur die Wichtigsten zu nennen—, wiedererrichtet wurden Montecassino, Subiaco u. a. m. Diese Liste ist nicht im geringsten vollständig, da viele Klöster besonders im Piemontesischen und Veronesischen fehlen. Paulus erwähnt nur ganz wenige dieser Klostergründungen, sie scheinen ihm entweder nicht bekannt geworden zu sein, oder er wollte sie erwähnen, kam aber nicht mehr dazu, da die letzten Bücher seiner Langobardengeschichte sowohl im Inhalt als auch im Stil sichtlich unfertig sind. Doch auch diese wenigen Erwähnungen sind wie immer formelhaft, auch hier heißt es stets: opere mirabili, opere mirifico, und wenn er einmal in dem gut durchgearbeiteten Buch IV, Kap. 21 schreibt: Theudelinda regina basilicam beati Johannis baptistae, quam in Modicia construxerat... dedicavit, mul-

CON POSUIT 7

CUITAMEN ALIQUA PAULUS DIAC

ADDIDIT DOMNA AD

ELPERGA

XPIANIS

SIMA BE

NEUENTI

DOCTRI

CE CON

IUS DOM

NI ARGIS

SAPIEN

TISSIMI ET

CATHOLICI

PRINCIPIS.

DEINCEPS

QUAE SECUNTUR IDEM PAULUS EX DIUER

SIS AUCTORIB7 PPRIO STILO CTEXUIT 7

Älteste erhaltene Darstellung des Paulus Diaconus in einer Handschrift der Histor. romana
Florenz, XI. Jahrh.

Foto: E. Schaffran

Cividale, der „Tempietto langobardo"

Foto: E. Schaffran

Cividale, Tempietto langobardo
Malereien auf dem Chorbalken und Blick auf die Stuckdekoration der Westwand

Foto: E. Schaffran

Rom, S. Maria in trastevere. Langobardische Schrankenplatte

tisque ornamentis auri argentique decoravit“ so wäre er über eine solche kunstgeschichtlich unzureichende Textierung in den letzten Kapiteln auch nach ihrer Fertigstellung und Durchfeilung nicht hinausgekommen.

Die Fülle von Bauten, an ihrer Spitze die schönen Krypten[28], an denen wir heute eine volkhafte langobardische Kunst erkennen, hat Paulus alle weder gesehen, noch wenigstens nach Angaben beschrieben. Da aber fast alle diese Bauten kleine und wenig repräsentative Denkmäler sind, macht es den Eindruck, als hätte sich der wackere Paulus als richtiger höfischer Geschichtsschreiber in erster Linie um die großen Prunkarchitekturen gekümmert, was man von seinem Standpunkt aus verstehen könnte. —

Der Kirchenbau hatte am Ende des 6. Jahrhunderts bereits liturgisch feststehende Grund- und Aufrißformen angenommen; eine Veränderung war nicht sofort durchführbar. Doch in der Ausschmückung und in baulichen Zusätzen war dennoch ein gewisser Spielraum gegeben. Da sich der größte Teil der bereits erwähnten langobardischen Reliefplatten auf steinerne Kirchenmöbel, also auf Dinge der Innenausstattung bezieht, so scheint der Schmuck der Außenseiten sich auf den schon den Ostgoten bekannten Rundbogenfries und auf eine malerische Schichtung der Ziegelreihen beschränkt zu haben. Unter Dach springt oft eine Ziegelschar dreieckig vor und gibt dem Ganzen eine malerische Belebung. Eine solche wurde von den Langobarden überhaupt viel früher angestrebt, als sie den Bau aus sich heraus zu gliedern versuchen. Da Reliefplatten zur sofortigen Verwendung an der Außenseite der Kirchen nicht sicher nachweisbar sind (aber zweifellos vorhanden waren), so müssen diese einen ernsten Eindruck gemacht haben, und der starke Schmuckwille der Langobarden zeigt sich nur in der raschen und schönen Veränderung des Rundbogenfrieses und seiner schon vor 700 beginnenden Verbindung mit mauergliedernden Lisenen und Wandsäulen. Es werden damit sehr reizvolle Wirkungen erzielt, die wir weniger aus den nur seltenen Beispielen kennen (ein solches wäre Santa Maria delle cacce in Pavia), als aus den Weiterführungen im 9. Jahrhundert, von denen wieder die Lombardei die schönsten Belege besitzt. Der ernste Außeneindruck der wuchtigen Kirchen erinnert auch in den erhaltenen Spätwerken an westasiatische und kleinasiatische Baukunst. Doch kann die Kenntnis dieser nicht über Byzanz bezogen worden sein. Im Innern entfaltete sich die langobardische Ornamentkunst außer an den schon bekannten Kirchenmöbeln, besonders an den Kapitellen der Säulen, seltener auch an Gebälkstücken. Da gibt es oft erstaunliche Motive uralter und aus der Holzbearbeitung stammender Form. Einige solcher Beispiele enthalten Kapitelle in den Krypten S. Anastasio in Pavia, S. Secondo in Asti, S. Procolo in Verona, S. Severo

in Bardolino und S. Sabino, Spoleto. Solange solche, mehr gekratzt oder geschnitten, als wie gemeißelt wirkenden Formen noch im 9., sogar im 10. Jahrhundert vorkommen, kann man von einem ungebrochenen Nachwirken der langobardischen Ornamentik sprechen[29].

Im Bau der sichtlich bevorzugten Krypta scheint die nordische Freude am Geheimnisvollen mitgewirkt zu haben. Die Krypta entwickelte sich aus der frühchristlichen Confessio, und sie wurde, soweit wir heute dies aus dem Denkmälerbestand feststellen können, tatsächlich von den Langobarden unter allen germanischen Stämmen zuerst in solcher Weise bevorzugt. Daher das langobardische Italien noch heute reich an Krypten ist; eine merkwürdige Ausnahme machen nur Cividale und Mailand. Leider hat sich keine einzige Krypta zur Gänze erhalten; besonders die Gewölbe wurden nach den schweren Erdbeben des 12. Jahrhunderts durch romanische Kreuzgewölbe ersetzt, doch haben die Langobarden bereits im frühen 8. Jahrhundert das gegratete, rundbogige Kreuzgewölbe ohne dem sogenannten lombardischen Sichelgrat einwandfrei gekannt, wofür die Krypta von S. Sabino bei Spoleto, wohl die einzige ganz erhaltene Krypta aus dieser fernen Zeit, einen guten Aufschluß gibt. Solche Gewölbe gab es auch in Oberitalien bereits im 7. Jahrhundert, sie wurden später noch weiter ausgebildet und wanderten mit der nachlangobardischen Kunst nach Nordosten, wo unter ihrem deutlichen Einfluß das Gewölbe der ältesten Krypta in den Ostalpen entstand, im Benediktinerinnenstift Göß bei Leoben (um 1000).

Der Ostteil der prachtvollen Krypta S. Salvatore zu Brescia zeigt, obwohl erst unter König Desiderius erbaut, eine hochaltertümliche flache Decke, in Zimmermannsart aus großen Steinpfosten gefügt, und eine solche muß auch in der bisher unbekannten, etwas jüngeren, ruinenhaften Krypta in S. Severo zu Bardolino am Gardasee bestimmt angenommen werden. Der Grundriß der Brescianer Krypta ist ferner hufeisenförmig, denn diese Bogenform war den Langobarden wie den Westgoten auch ohne die hier doch gar nicht in Betracht kommende maurische Vermittlung bekannt. Weitere, wenigstens in Einzelheiten typisch langobardische Krypten befinden sich in Verona (S. Procolo), Pavia (S. Eusebio und S. Giovanni domnarum), Asti (S. Secondo und Dom), Sesto al Reghena (Friaul) und Spoleto (S. Ponziano und S. Ansano).

In der Grundrißgestaltung der Oberkirchen gaben die Langobarden vorerst dem Querschiff eine größere Lebendigkeit und eine bessere Einpassung in den Rhythmus des Ganzen[30], ferner verlängerten sie jedes Seitenschiff durch eine halbrunde Apsis; diese Apsiden standen vorerst in einer Ebene, werden aber in der sehr fortschrittlichen spät- oder nachlangobardischen Kunst der Lombardei

schon früh durch das Vorschieben der großen Mittelapsis in eine weitere Bewegung gebracht. Auch hier müssen wir durch die traditionsgebundenen lombardischen Beispiele des 9. und 10. Jahrhunderts, z. B. Alliate bei Mailand, auf die verschwundenen ursprünglichen Ostpartien in ihrer eigenartigen Schönheit rückschließen.

Neben den in erster Linie beliebten Langhausbasiliken entstand zuerst im westlichen Oberitalien schon um 700 eine Reihe von kreisförmigen Taufkirchen, von denen besonders die Brianza genannte, aufschlußreiche Landschaft nördlich von Mailand Beispiele in großer Zahl und von reifster Schönheit enthält[31]. An diesen Taufkirchen entwickelten die Langobarden immer neue, feine Grundrißveränderungen und erlernten hier an diesen kleinen Räumen zuerst die Kunst der Wölbung, die sie dann bald auf die größeren Langhauskirchen übertrugen.

Neben diesen entwickelten sie, von den Ostgoten angeregt, das Motiv des selbständigen Kirchturms in besonderer Stärke; in prismatischer Form wuchs er sich bald zum Glockenturm, zum Campanile, aus, der heute als germanisches Baumotiv ganz Oberitalien in der köstlichsten Art beherrscht und auch Rom anregte; als Rundturm kommt er jetzt nur mehr selten vor. Gedoppelt und in die sehr frühe und strenge Westfront eingespannt, gibt er der schönen kleinen Kirche S. Lorenzo in Verona einen besonderen Reiz. Die wehrhaften vierseitigen Kirchentürme übernahmen noch vor dem Jahre 1000 die in ihrer Mehrheit aus germanischem Blut stammenden italienischen Adelsgeschlechter in der Form der drohenden Wehrtürme ihrer Paläste.

In Ostfrankreich und in Westdeutschland war im ausgehenden frühen Mittelalter die Doppelchörigkeit der Kirchen eine beliebte und mit Recht als germanisch bezeichnete Form des reichsten, damals vorkommenden Grund- und Aufrisses. Oberitalien kannte diese Doppelchörigkeit nur so lange, als langobardische Kunst wirkte. Ein prachtvolles Beispiel dieser Art ist neben dem jüngeren S. Pietro di Civate bei Bergamo die auch wegen ihres Ciboriumaltares (s. o.) rühmlichst bekannte Kirche S. Giorgio di Valpolicella[32] bei Verona. Dort hat sich die kleine Westapsis erhalten, wogegen die Ostpartie in frühromanischer Zeit in reichster Weise verändert wurde. S. Giorgio und wieder das leider ganz unbekannte S. Sabino bei Spoleto zeigen ferner auch als Bauten des 8. Jahrhunderts den sonst immer viel später datierten sogenannten Stützenwechsel bereits rein ausgebildet. Ein viel gerühmter Bau ist auch das kleine Bethaus Santa Maria della valle in Cividale, genannt „Tempietto langobardo". Hier schließt sich an eine frühchristliche, dreiteilige Apsis ein im Mauerwerk langobardisches Schiff an. Das ist wenig. Die ungewöhnlich

große volkspolitische Bedeutung des „Tempietto langobardo" liegt aber in der einzigmaligen Möglichkeit, mit Benutzung der zahlreichen und künstlerisch wertvollen Reste die alte Inneneinrichtung rekonstruieren zu können. Die mit vollem Recht berühmte Ausstattung des Innern mit den schönsten Stuckornamenten und Stuckfiguren ist hingegen entweder byzantinisch oder bereits romanisch[33].

Das alles sind sehr beachtenswerte Belege für die unausgesetzt tätige Veränderungslust der Langobarden am Grund- und Aufriß der Kirchen, bis daraus die Form der frühromanischen Basilika entstand. Sie wirkte zusammen mit der Schmuckkunst in hervorragender Weise auf die Schweizer und Österreichischen Alpen ein und wurde ein noch viel zu wenig gewürdigter Bestandteil im Aufbau der ganzen südostdeutschen Frühromanik. In Oberitalien war diese Veränderungslust bis zum Aufhören der nachlangobardischen Kunst, also bis ungefähr 1050, wirksam. Dann hören diese Bereicherungen auf und durch das Zurückgreifen auf die schon starren frühchristlichen Bauformen, denen auch die späte karlingische Zeit kein neues Leben verleihen konnte, kommt in die frühromanische Baukunst Oberitaliens eine kurze Zeit der Stagnation.

Ein namhafter, lebender italienischer Gelehrter[34] hat die Bedeutung der langobardischen Baukunst für Italien wie folgt treffend und besonders für uns Deutsche beachtenswert bezeichnet: „Die Monumentalität der langobardischen Bauten trennt sich deutlich von den anderen germanischen Elementen in Italien. Weder Karl der Große und seine Nachfolger, noch die sächsischen Kaiser, auch nicht Barbarossa, schufen in Italien eine beachtenswerte monumentale Baukunst. Man muß bis zu Friedrich II. dem Hohenstaufen heraufgehen, um wieder eine, der langobardischen Kunst ähnliche grandiose Architektur auf italienischer Erde zu finden."

Die Langobarden besaßen vortreffliche Waffenschmiede, ihre Arbeiten waren auch außerhalb Italiens sehr geschätzt. Erhalten hat sich wenig davon, am aufschlußreichsten ist ein mit Tieren verzierter Helm aus Mittelitalien, heute im Berliner Zeughaus, und einige verzierte Schildbuckel im Museum Trient.

Bei der Herstellung von Prunkrüstungen, wie solche bereits aus der Zeit des Königs Albwin bekannt wurden, halfen den Waffenschmieden auch die ebenso berühmten Goldschmiede, obwohl deren Hauptarbeitsgebiet die Gewandspangen und die Grabbeigaben waren. Solche Goldschmiedewerkstätten sind besonders in Pavia, Monza und Lucca bekannt geworden, auch einige Meisternamen wie Peter, Martin, Justus, Arnipert und Ospert, haben sich erhalten.

Die Münzprägung, die besonders in den königlichen Werkstätten in Mailand, Pavia, Lucca, Piacenza und Pisa blühte, ist wohl umfangreich, doch

wenig eigenlebig. Sie entwickelte sich vielfach im Anschluß an die west- und oströmische Münzkunst und verwendet langobardische Kunsteigentümlichkeiten nicht allzu häufig.

Die Münzprägung begann erst im frühen 7. Jahrhundert und artete bald aus, besonders Fälschungen tauchten auf. Deshalb mußte König Rothari in seiner Gesetzessammlung scharfe Strafen gegen unbefugte Münzprägung festsetzen. Bilder der langobardischen Könige kommen, soweit dafür die erhaltenen Münzen herangezogen werden können, auf solchen erst seit König Kuninkpert vor. Die Rückseite zeigt dann neben der römischen Viktoria besonders oft den langobardischen Lieblingsheiligen Michael.

Die Versuche des Herzogs von Spoleto, seine Sonderstellung auch in eigener Münzprägung auszudrücken, konnten durch die Krone unterbunden werden. Dagegen war dies in Benevent unmöglich und die dortigen Münzen, die sich besonders deutlich an die byzantinischen Vorbilder anschlossen, tragen dann auch nicht das Bild des Königs, sondern jenes des Herzogs.

5. Abschnitt

Die letzten Könige und der Weg zum Zusammenbruch

Dem König Liutprand folgte Hildeprant, jenem dann Ratchis und diesem Aistulf und dann Desiderius. Und dieser war der letzte König der Langobarden, denn unter ihm brach das Reich zusammen und fand ein gewaltsames Ende.

So könnte in Kürze das Ende des langobardischen Reiches in Oberitalien erzählt werden. Aber wer vermöchte in so kargen und wenig sagenden Worten von einem Staat Abschied zu nehmen, dessen Werden, Blühen und Gipfeln vor uns erstand, wer vermochte mit einem knappen Achselzucken sich hier wegzudrehen, wo doch etwas Großes und Schönes in gewaltigem Streben gewollt und auch teilweise erreicht wurde? Und wäre dieses rasche Wegwenden nicht besonders deshalb ungerecht, weil es sich hier um einen germanischen Staat handelt, dessen Werden und Vergehen uns heute nicht nur irgendein geschichtliches Ereignis, sondern mehr: sinnbildlich ist? Sinnbildlich, weil wir im Spiegel der Vergangenheit uns selbst erkennen und weil wir an dem raschen Sturz des Langobardenstaates deutsche, also unsere Fehler, als Hauptursache erkennen. Darum wird vielleicht eine nähere Betrachtung der letzten Jahre des Langobardenreiches in Oberitalien eine gar nicht unnötige Besinnlichkeit und Nachdenklichkeit hervorrufen, auch jetzt, wo das deutsche Volk, von der Hand eines großen Mannes zur Einheit geführt, doch nie vergessen darf, daß Zwietracht und staatliche Kurzsichtigkeit seine Erbfehler sind.

Wir haben den langobardischen Staat in seinem Werden und Blühen liebgewonnen, trotz seiner Fehler liebgewonnen, denn wer sollte nicht einen Staat aus eigenem Fleisch und Blut lieben und schätzen? Wir zollten ihm auch deshalb unsere höchste Achtung, weil er in einer Zeit schweren moralischen Verfalls eine reinere und menschlichere Gesittung wenigstens zu erreichen versuchte, auch wenn andere Staaten damals eine solche zu pachten geglaubt haben. Und trotz dieser vielen Vorzüge ist dieses langobardische Reich auffallend rasch vergangen. Das gibt zu denken. —

Die Geschichte schrieb das Ende des Langobardenreiches in einem Vorspiel und in drei Akten. Das Vorspiel war kurz und hieß die selbständige, nur sieben Monate währende Regierung Hildeprants. Im ersten Akt handelte als König durch vier Jahre der neue König Ratchis; als er am Ende seiner staatsmännischen Kräfte war, ging er in ein Kloster. Länger und bedeutender ist der zweite Akt. Noch einmal erstand den Langobarden in Aistulf eine große, heldenhaft wirkende Herrschergestalt und ein letztes Licht brach herein. Und dann hob sich endlich nach einem seltsamen Zwischenspiel der Vorhang zum Schlußakt, zur Regierung des letzten langobardischen Königs Desiderius, unter dem das Reich von den Franken erobert und aufgelöst wurde. 774 ist das Todesjahr des langobardischen Königreiches; der Juni hatte damals kaum begonnen, als Pavia fiel. —

Der Tod Luitprands hatte den Papst von einer quälenden Sorge befreit, und deshalb schrieb der Verfasser des Lebens Papst Zacharias II., ganz Italien wäre nun nach dem Tode Liutprands voll Freude und das ganze Volk Italiens hätte Ruhe[1]. In Wirklichkeit meinte er damit nur das römische Volk päpstlicher Richtung, dem der verstorbene König als Widersacher erscheinen mußte.

Aber auch Hildeprant, der Nachfolger, war dem Papste nicht genehm, denn er sah in dem Langobarden einen Vollstrecker des Liutprandischen politischen Testamentes. Ob Hildeprant dazu fähig war, ließ die Geschichte zu bestätigen nicht mehr zu, denn die Langobarden, besonders jene, „die ihm Treue geschworen hatten", stießen ihn vom Thron und wählten nunmehr zum König den Ratchis, Herzog von Friaul, der seinerzeit als eine Art Parteigänger König Liutprands erschien.

Ratchis steht in einem seltsamen Zwielicht. Den Herzögen von Friaul sagte man stets und mit Recht Nackensteifigkeit und ein großes Nationalgefühl nach[2]; von Ratchis hofften die Langobarden das gleiche, doch der König erfüllte die Hoffnungen nicht. Ratchis galt als Feind des weltlichen Papstes; zu Ende seiner Regierung ging er unter dem Einfluß Roms in ein Kloster. Ratchis hatte, so meinte man, stets eine harte Hand den Herzögen gegenüber, wahrscheinlich, weil die Friulanerherzöge selbst so oft, z. B. Ratchis Vater, zum König in schärfster Opposition standen; diese Erwartung erfüllte der neue Herrscher wenigstens zum Teil, wenn auch auf der gesunden Grundlage der Liutprandischen Vorarbeit.

Der Papst benützte den Regierungsantritt Ratchis' zu einer politisch überaus klugen Handlung. Er zog dem neuen König mit großem Gepränge entgegen, begrüßte ihn feierlich und ließ ihn wissen, daß er ihn als Schützer be-

trachte. Das schmeichelte den für solche Sachen sichtlich sehr zugänglichen Ratchis, und er gab dem päpstlichen Drängen nach, indem er mit dem „Nachfolger Petri" einen zwanzigjährigen Frieden schloß.

Trotzdem hat Ratchis gleichfalls Liutprands Ziel, ein geeinigtes Italien unter langobardischer Führung zu schaffen, nie aus den Augen verloren, nur ging er bedächtiger vor, und seine Mittel hießen Unterhandlung und Kompromiß, und nicht Kampf und Eroberung. Wohl gelang es ihm, auf solche Weise das Herzogtum Spoleto in seine Hand zu bekommen[3], in Benevent versagten hingegen seine Methoden, und er erlangte dort nicht den geringsten Einfluß. Ratchis erscheint vielfach kleinlich und um belanglose Dinge mehr besorgt als um wichtige. Auch darin, wie überhaupt in allem, unterschied er sich von seinem Bruder Aistulf, der ein Mann schlagartiger Tat und rücksichtslosen Draufgehens war und daher der herrschenden Ansicht der Langobarden mehr entsprach als der stets zum Ausgleich geneigte Ratchis. Dieser fühlte die Unsicherheit seiner Lage, und daß er mitten im eigenen Land von Spähern und Feinden umgeben war. Um sich wenigstens einigermaßen zu schützen, erließ er eine außerordentlich umständliche Paßvorschrift: Jeder Einreisende bedurfte einer mehrfachen Genehmigung, und beim Austritt aus dem langobardischen Gebiet mußte der Passierschein vom König selbst gesiegelt sein. Besonders scharf war die Überwachung der Südgrenze gegen Toskana, weil dort der rege Verkehr zwischen Papst und Frankenland durchging.

Weiter erließ Ratchis ein Gesetz gegen Zusammenrottungen und, wie man heute sagen würde, gegen die Bildung illegaler Vereine, stützte auf der anderen Seite die Armen und Bedürftigen gegen Willkürlichkeiten der Beamten und gab den Klöstern und Kirchen Schenkungen in einem ganz ungewöhnlichen Ausmaß.

Ratchis hatte Tassia, eine vornehme Römerin zur Gattin. Schon diese Eheschließung des Königs empörte, da man gerade von ihm mehr Beachtung der Rasseschutzgesetze erwartet hätte. Er gab ferner seiner Gattin mehr an Morgengabe, als nach dem langobardischen Gesetz erlaubt war und hielt sich auch in anderer Beziehung nicht mehr an dieses, so daß in den Kreisen der Langobarden immer mehr Erbitterung gegen den König entstand[4]. Diese wuchs noch durch des Herrschers umfangreiche Schenkungen an die „Tote Hand". Er verwendete dazu hauptsächlich Staats-(Königs-)gut, besonders in der unter Einfluß seiner Gemahlin erfolgten übermäßig großen Begabung des Klosters des Hl. Silvesters auf dem Berg Soracte, nördlich von Rom. War fromme Gesinnung die Ursache solcher Begünstigungen oder politische Klugheit, um sich in den Klöstern einen Rückhalt für alle Fälle zu schaffen? Man weiß

es nicht, denn über den Handlungen dieses Königs liegt immer ein Zwielicht.

Gegen Schluß seiner Regierung mußte Ratchis aus irgendeinem heute nicht mehr erkennbaren Grund die mittelitalienische Stadt Perugia belagern. Dem Papst scheint dies nicht angenehm gewesen zu sein, denn warum wäre er sonst dem König entgegengezogen und hätte ihn mit rührenden Worten bewogen, von der Belagerung abzustehen, was Ratchis auch mit auffälliger Bereitwilligkeit tat? Nun schäumten die langobardischen Großen über; ein solches, fast an Dienstbarkeit erinnerndes Zurückweichen ihres Königs vor Rom war ihnen zu viel, im offenen Abfall setzten sie ihn ab und erwählten im Juni 749 seinen Bruder Aistulf zum Herrscher. Ratchis versuchte noch eine Zeitlang seine Herrschaft aufrechtzuerhalten, doch erkannte er nur zu bald die vollkommene Zwecklosigkeit seiner Mühen, machte noch zum Schluß ein paar große geistliche Schenkungen, entsagte der Herrschaft und ... ging in das Benediktinerkloster Monte Cassino, nachdem er schon vorher in Rom vom Papst in den geistlichen Stand aufgenommen wurde. Tassia und ihre einzige Tochter gründeten das Kloster Plumbariola in der Nähe von Monte Cassino und zogen sich in dieses zurück[5]. In Monte Cassino traf Ratchis den abgedankten Frankenkönig Karlmann[6] an, der gleich ihm das Königskleid mit der Mönchskutte vertauscht hatte.

Ein Langobardenkönig, ein friulaner Herzog, freiwillig in ein Kloster gegangen! Welch seltsames Vorgehen und — vor allem — welch ungewohntes Bild! Ein trutziger Langobarde im Kloster. Gut, ein Franke, mag sein, denn diese waren immer sehr der Kirche ergeben gewesen, aber ein Langobarde, dem man wohl Gläubigkeit, aber herzlich wenig Freundlichkeit der weltlichen Institution Kirche gegenüber nachsagen konnte? Ob nun echte Frömmigkeit Ratchis zu diesem ungewöhnlichen Schritt bewog, oder der Wunsch nach Ruhe, oder ob er mit dem Eintritt in das Kloster nur einen gesicherten Beobachtungsposten beziehen wollte, das zu ergründen, entzieht sich heute völlig unserer Kenntnis, da die Quellen versagen. Doch sollte Ratchis, der König-Mönch, seinen Zeitgenossen in einigen Jahren noch eines der seltsamsten und schwierigsten seelischen Rätsel aufgeben, das jene an solchen Dingen gewiß nicht arme Zeit bot.

Aistulf, der neue König, Ratchis' Bruder, wurde im Juli 749 in Sant Ambrogio zu Mailand, der alten langobardischen Krönungskirche, mit der eisernen Krone gekrönt[7].

Es beginnt der mächtige zweite und längste Akt der Schlußtragödie.

Nicht bald zum zweitenmal haben die päpstlichen und leider auch die fränkischen Quellen einen langobardischen Herrscher als einen derartigen Inbegriff

aller Gemeinheit, Grausamkeit und jedweder schlechten Eigenschaft dargestellt, wie diesen König Aistulf, der von 749 bis 756 regierte[8]. Gewiß, geschichtlichen Berichten muß man zu allen Zeiten eine gewisse Einseitigkeit und Parteilichkeit zubilligen, denn sie dienten doch jenem, der sie anbefahl, und sie entstanden in oder nahe der Zeit, über welche sie zu berichten hatten, es fehlte ihnen somit der zeitliche Abstand von den Ereignissen und damit überhaupt die Möglichkeit, objektiv zu sein. Aber man findet doch oft sogar dem Feind gegenüber das Bestreben, gerecht zu sein und wenigstens die Beweggründe seiner Handlungen zu verstehen, wie dies unter anderen Einhard, Karls des Großen Kanzler und Geschichtsschreiber, mit Erfolg versuchte. Doch Aistulf gegenüber ist davon keine Spur. Nur Beschimpfungen und solche in einer auch für damals unerhörten Heftigkeit und geradezu sadistischen Wut.

Wie war es nun in Wirklichkeit?

Aistulf griff wieder auf die aktive Eroberungspolitik Liutprands zurück und betrieb diese mit einem unerhörten Eifer. Alle von Ratchis gemachten kirchlichen Schenkungen wurden, weil ungesetzlich, aufgehoben. Dazu war Aistulf durch das langobardische Gesetz vollauf berechtigt. Da der König nun gedachte, die Eroberung Italiens mit aller Kraft weiter — und wenn möglich zu Ende zu führen, so ergaben sich von selbst Kriege mit dem byzantinischen Exarchat in Ravenna und dem Papst. Der erste Kampfstoß zielte gegen Osten, bald war Comacchio, eine wichtige Handelsstadt an der Pomündung, und Ferrara, das eigentliche Bollwerk Ravennas gegen das Festland zu, gefallen, und im Juni 751 wurde Ravenna zum zweitenmal eingenommen. Zu diesem Zwecke war noch vor Beginn der Kämpfe das langobardische Heer neu aufgebaut worden, und jeder mußte dienen, wobei der Grad der Bewaffnung vom Besitz abhängig gemacht wurde. Der Handel wurde peinlich genau geregelt und die Grenzbewachung verstärkt. Allem Römischen wurde offene Fehde angesagt. So wurde jeder schwer gestraft, der gegen den königlichen Befehl und ohne besondere Erlaubnis des Herrschers es wagte, mit einem Römer in irgendeine Verbindung zu treten. Nach dem Fall Ravennas schien die Lage Roms hoffnungslos, da der König alle seine neu gebildeten und verstärkten Kräfte von zwei Seiten her gegen Rom ansetzte. War da die Wut und der Haßgesang der päpstlichen Dekretalien und Geschichtsschreiber zu verwundern, da ihnen Aistulf als der wahre Antichrist erscheinen mußte?

In wenigen Jahren hatte sich das Bild des langobardischen Reichs vollkommen verändert. An Stelle der schwankenden Politik Ratchis die zielbewußte Energie seines Bruders Aistulf, an Stelle der unvölkischen Hinneigung zu Rom betonter Kampf gegen das weltliche Papsttum. Doch auch Aistulf war

dabei kein Begünstiger heidnischer oder arianischer Gebräuche, wie ihm angedichtet wurde, sondern auch er war überzeugter Katholik. Auch er hatte viele Klöster unter seinen persönlichen Schutz genommen und sie im Rahmen der Gesetze begünstigt; besondere Huld erfuhr das oberitalienische Kloster Nonantola, dessen Abt Anselm Aistulfs Schwager war; auch Bobbio und Novalese erfuhren wiederholt des Königs Gnade.

So schien nach einer Zeit schwankender und geradezu unfähiger Politik für den langobardischen Staat ein neuer Aufschwung zur höchsten Machterweiterung gekommen zu sein, als der Papst zu einem Mittel griff, das alle Träume zerstören sollte. Gerade in jenem Jahr, als Aistulf das Herzogtum Spoleto nach dem Tode seines Herzogs Lupo besetzt und persönlich die Verwaltung in die Hand nimmt, in jenem Jahr, in welchem sich die zusammengeballten langobardischen Kräfte wie ein unabwendbares Ungewitter gegen Rom schieben, da gelingt es dem Papst unter vielen Mühen und Aufwendung erstaunlichster Dialektik in Verdrehung der Tatsachen, den fränkischen König zu seinem Bundesgenossen im Vernichtungskampfe gegen die Langobarden zu machen. Hatte Aistulf nach der Niederringung von Ravenna nur mehr auf eine Front gegen Süden gehofft, so mußte er sie nun auch gegen Westen und Norden nehmen. Für ihn waren die großen Möglichkeiten wohl nicht verpaßt, obwohl es ihm nicht möglich war, die römisch-fränkische Vereinigung zu hindern, aber die Erreichung dieser großen Möglichkeiten war erschwert oder ... unmöglich geworden.

Das Wort unmöglich kannte Aistulf nicht. Er war eine zu gewaltige Natur, er schlug mit der Faust auf den Tisch und rannte einem Stier gleich an, denn es mußte gehen. So meinte er.

Die vom Papst erbetene fränkische Intervention im langobardischen Italien war, wie vorne gezeigt, keine geschichtliche Neuheit, ebenso wie die daraus beginnende Feindschaft zwischen Franken und Langobarden auf Vorläufer zurückblicken konnte. Wieder standen Germanen gegen Germanen. Aber man sage nicht, das zeuge von einem fehlenden oder gering entwickelten Gemeinsamkeitsgefühl, jedoch die Germanen des frühen Mittelalters hatten es zu einem solchen noch nicht oder höchstens in Andeutungen gebracht[9]. Germanische Stämme und Völker lebten neben anderen gleicher Herkunft, und nichts verband sie als ein hie und da sich ganz dunkel zeigendes, aus gemeinsamer Not entstandenes Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit. So hatten die Langobarden einst sich auch nicht gescheut, dem byzantinischen Kaiser bei der Vernichtung der verzweifelt kämpfenden Ostgoten brudermörderische Schützenhilfe zu leihen. Und war es denn im hohen Mittelalter anders und zu Beginn

der Neuzeit?[10] Es hieße den Franken zu viel Ehre antun, bei ihnen anzunehmen, sie hätten den Kampf gegen die Langobarden als Bruderkrieg empfunden. Er war für sie ein auf nüchternsten Grundsätzen aufgebauter Machtkrieg, und das Gefühl der Dankbarkeit gegenüber dem Papsttum spielte eine weit geringere Rolle, als die päpstlichen Dekretalien dies hinstellen. Es war eine Art 1866 von damals.

Die Feindschaft mit dem fränkischen Reich reichte bis in die „ungarische" Zeit der Langobarden zurück und wurde nur gelegentlich durch Heiraten überbrückt. Als nun dieses germanische Volk Oberitalien besetzte, da waren sie dem Papst, dem byzantinischen Kaiser und dem Frankenkönig gleich wenig willkommen, weil jedem von diesen der Besitz Oberitaliens in einer Hand mit Recht gefährlich und für ihn bedrohlich erschien. Deshalb verbündeten sie sich und deshalb schrieb Papst Pelagius II. schon um 589: „Die Frankenkönige sind mir von Gott als Nachbarn und Helfer Italiens eingesetzt worden"[11]. Von den vielen Kriegen der ersten langobardischen Könige mit dem Frankenreich wurde in diesen Blättern des öfteren berichtet, ebenso, wie so oft der Kaiser von Ostrom sich mit den Franken gegen seine naturgegebenen Feinde, die Langobarden, verband. Nun wuchs im 7. und frühen 8. Jahrhundert das Langobardenreich zu ungeahnter Größe und Macht, während infolge innerer Wirren jenes der Franken zu stark an Bedeutung zurückging, um noch in der Lage gewesen zu sein, in die italienischen Verhältnisse mit Erfolg einzugreifen. Dabei war auch der Widerstand des byzantinischen Reichs in Oberitalien immer mehr und mehr erlahmt und löste sich schließlich unter König Kuninkpert in einen müden Frieden auf. Der Papst geriet in immer bedenklicher werdende Vereinsamung, da durch die frankenfreundliche Politik der bairischen Dynastie im Langobardenland der Friede mit dem Frankenreich tatsächlich gesichert schien.

Dieser Friede wurde von Grund auf gestört durch die Pläne Liutprands, ganz Italien unter langobardischem Zepter zu einigen. Diese Bestrebungen fielen zusammen mit einem neuerlichen inneren Erstarken des fränkischen Königtums, bis es unter Karl dem Hammer zur westeuropäischen Vormacht des römischen Katholizismus gemacht war. Als in dieser Zeit Liutprand Rom belagerte (739) und der gefährdete Papst Gregor III. ein wehmütiges Hilfegesuch an Karl den Hammer gelangen ließ, da nahm er, der Papst, nur die alte römisch-fränkische Koalitionsidee wieder auf, wenn auch Karl der Hammer auf die römischen Zumutungen nicht sofort einging. Denn er hatte mit Liutprand nach germanischer Sitte einen Freundschaftsbund geschlossen[12] und war ihm überdies für die werktätige Waffenhilfe gegen die Sarazenen im Jahre 738

zu Dank verpflichtet. Aber die Form der Abweisung der päpstlichen Wünsche war doch bereits eine sehr verbindliche und betont katholische.

Die Hinneigung zu Rom wuchs unter Karls des Hammers Söhnen Karlmann und Pipin. Karlmann ging wohl 747, angeblich freiwillig, in das Benediktinerkloster Monte Cassino, wo er bald durch Ratchis königliche Gesellschaft bekam, Pipin hingegen neigte sich immer mehr zu Rom und fand sich in die Rolle des Beschützers der Kirche. Er wurde durch päpstliche Unterstützung der erste mit wirklicher Gewalt ausgestattete König der Franken und ihr erster Herrscher, der nach biblischen Vorbildern gesalbt wurde, welche Sitte damals bei Germanen nur den Westgoten und Angelsachsen bekannt war[13]. Darin zeigt sich der Einfluß der päpstlichen Machtmittel gerade in einer Zeit, in der Aistulf nach der Eroberung Ravennas Sturm gegen Rom zu laufen begann.

Papst Stefan II. versuchte zuerst auf gütlichem Wege sich mit dem langobardischen König auseinanderzusetzen, indem er ein Angebot zum Friedensschluß durch ungewöhnlich reiche Geschenke unterstützte. Doch Aistulf war gerade noch für eine grundsätzliche Geneigtheit zu einer Waffenruhe zu haben, welche ihm als Vertrag angerechnet wurde, weshalb die päpstliche Seite von einem Vertragsbruch durch Aistulf sprach, als dieser bereits nach vier Monaten wieder zu den Waffen griff. Der König begründete diesen Schritt hingegen dadurch, daß der Papst den von ihm, dem König, gestellten Bedingungen nicht nachkommen wolle. Diese Bedingungen aber verlangten vom Papst beinahe die Aufgabe seiner weltlichen Macht, waren somit für ihn unannehmbar. Denn Aistulf verlangte nicht nur einen Geldtribut von jedem Einwohner Roms — was noch zu ertragen gewesen wäre —, sondern auch die Unterstellung des ganzen römischen Gebietes unter seine Gerichtsbarkeit oder, wie der Papst ganz richtig zwischen den Zeilen las, unter die langobardische Oberhoheit. Nun schickte der Bischof von Rom die Äbte zweier langobardischen Klöster zum König, um ihn umzustimmen. Dieser hörte sie gar nicht an und befahl ihnen sofortige Rückkehr in ihr Kloster, ohne römisches Gebiet zu betreten, da sie als langobardische Untertanen hierzu seine Zustimmung haben müßten, die er natürlich nicht geben wollte. Nun versuchte es der Papst in seiner Verzweiflung mit dem Kaiser von Byzanz. Doch dieser, kriegerisch im Osten stark beansprucht, hatte keine Lust mehr, sich um ein für ihn endgültig verlorenes Gebiet und um die Machtansprüche des römischen Bischofs in ein weiteres kriegerisches Abenteuer mit ungewissem Ausgang einzulassen. Der Papst war am Ende seiner Kraft, und ganz Rom hielt in seiner Verzweiflung unzählige Bittprozessionen ab, und in allen Kirchen wurden regelmäßige Bet-

stunden um Hilfe gegen den „Antichrist" angeordnet. Da aber diese den harten Sinn Aistulfs nicht ändern konnten, so blieb also nur mehr König Pipin als letzte Hilfe übrig. Und nun faßte der Papst einen Entschluß, dem man Größe und Heldenhaftigkeit bestimmt nicht absprechen kann; er bat den König Pipin um Entsendung einer Schutzgarde, damit er selbst durch das Langobardenreich ungefährdet nach Frankenland reisen könne. Pipin sagte zu und ließ seine Gesandten nach Rom abreisen. Am 14. Oktober 753 verließ nun der Heilige Vater die Stadt Rom, begleitet von den fränkischen Gesandten und einer Anzahl von Geistlichen und römischen Baronen. Das Volk wehklagte und weinte, da es den Papst nie mehr wieder zu sehen meinte. 14 Tage später kam der geistliche Zug in Pavia an. Aistulf hatte das Betreten langobardischen Gebietes nicht verwehrt. Der König wußte sich in ungewohnter Weise zu beherrschen. Obwohl durch die Reise des Papstes zu Pipin die Verwirklichung seiner Pläne schwer gefährdet erschien, vergriff er sich doch nicht an der Person des Papstes, weil sie ihm geheiligt war und weil er die fränkische Intervention fürchtete. Wäre Aistulf die Gewaltnatur gewesen, als welche er seinen gegnerischen Zeitgenossen erschien, so hätte ihn gar nichts daran hindern dürfen, den Papst so lange zurückzubehalten, bis er sich allen seinen Wünschen widerspruchslos gebeugt hätte. Denn wäre dem König Aistulf die weitere Entwicklung der Ereignisse bekannt gewesen, hätte er in die Zukunft sehen können, wahrlich ein solches Vorgehen hätte vermutlich die spätere Geschichte Italiens auf ganz andere Wege geleitet.

Zwischen Papst und König kam es in Pavia zu sehr erregten Gesprächen, da der Papst, den Wunsch des Königs, von den eroberten Gebieten kein Wort zu sprechen, nicht beachtete und sogar sehr oft davon sprach. Dabei „brüllte der König wie ein wildes Tier und knirschte vor Wut mit den Zähnen". Dennoch versuchte er heimlich durch Vertrauensmänner den Papst von der Weiterreise abzuhalten, da er die für ihn bedenkliche Lage richtig einschätzte. Doch alles dies half nichts, am 15. November 753 reiste der Papst ab, betrat westlich von Aosta, wohl sehr erleichterten Herzens, fränkisches Gebiet, wurde noch vor Neujahr in Saint Maurice im Rhonetal von den fränkischen Abgesandten feierlich empfangen und traf dann am Dreikönigstag 754 in Ponthion mit Pipin zusammen[14]. Das Ergebnis der Besprechungen übertraf alle Erwartungen des Papstes, denn Pipin versprach die Feinde der Kirche als seine anzusehen und sich als wahrhaft katholischer König dem Papst in allem und jedem zur Verfügung zu halten. Der König trat zum Papst in ein fränkischerseits doch in erster Linie nur ideelles Treueverhältnis, welches später von der Kurie auch in praktischen Belangen kräftig ausgenützt wurde. In den von Pipin ge-

machten Zusagen liegt bereits der Keim für die bald erfolgende Bestätigung des Kirchenstaates durch das Frankenreich.

Diese Nachrichten kamen natürlich auch zu Aistulf, und dieser wütete. Alle seine weitschauenden Pläne schienen ihm mit Recht gefährdet. So wies er auch drei fränkische Gesandtschaften schroff ab, als sie den Streit auf friedlichem Wege zu regeln gekommen waren. Als Gegenzug bewog der Langobarde Karlmann, Pipins Bruder, den Mönch zu Monte Cassino, zusammen mit einigen anderen Mönchen zu Pipin zu reisen und ihm ob seines Verhaltens gegen das langobardische Reich Vorstellungen zu machen[15]. Karlmanns Anhang im Frankenreich sollte diese unterstützen. Aistulf sah Karlmann als seinen Gesandten an, der Papst ihn hingegen als einen Mönch, der ohne oberhirtliche Erlaubnis sein Kloster verlassen hatte; er ließ Karlmann festnehmen und steckte ihn in ein Kloster zu Vienne, wo Karlmann 755 starb.

Nun aber tat Pipin noch einen unendlich bedeutungsvolleren Schritt weiter, indem er in einem feierlichen Akt zu Carisiacum dem Papst nicht nur den ihm von den Langobarden in der letzten Zeit angefochtenen reichlich fiktiven Besitz des Patrimonium Petri, das ist das Gebiet um Rom, garantiert, sondern verspricht, dem König Aistulf seine Eroberungen im Ravennatischen und in der Pentapolis (Gebiet von Ancona und Rimini) abzunehmen und sie dem Papst als Kirchenstaat zu schenken. Ursprünglich wollte der Franke nur jenen Gebietszustand wiederherstellen, der nach den Friedensschlüssen unter König Perctarit geherrscht hatte, d. h. er wollte das byzantinische Territorium, die provincia Italia, aus den späteren langobardischen Eroberungen herausschälen und es dem Kaiser zurückstellen. Aber da dieser schwach und an einer solchen restitutio auch wenig interessiert war, drehte der Papst dies derart, daß jene Rückgabe nicht dem Kaiser, sondern dem hl. Petrus und dessen irdischem Stellvertreter, dem Bischof von Rom, gemacht werde. Dieser setzte sich an die Stelle der byzantinischen Beamten, und alle späteren Proteste des Kaisers waren natürlich vergeblich. Zum Dank für diese „Schenkung" salbte der Papst König Pipin und seine Söhne Karlmann und Karl, den späteren Karl den Großen, in S. Denis am 28. Juli 754 und ernannte den König zum Patricius von Rom. Hierauf zog dieser gegen die Langobarden los.

Weder der Papst noch der fränkische König dachten an eine Vernichtung des Langobardenreiches, denn sie hielten es für weit stärker, als es war. Hätten die beiden Feinde die wahre innere Lage des langobardischen Königreichs und seine militärische Zerfahrenheit richtig erkannt, so hätte keine Macht der Erde sie schon damals von der Vernichtung abgehalten. Der sichtlich friedfertige Papst hatte auch noch nach Kriegsbeginn mehrmals seine Hand zum Frieden ausgestreckt,

denn es war ihm nur „um die Wahrung der Rechte der Kirche zu tun". Er bot Aistulf im Namen Pipins für den Verzicht auf seine ostoberitalienischen Eroberungen die große Summe von 12000 Solidi als Entgelt an. Aistulf gab eine schwer beleidigende Antwort, und der Aufmarsch des fränkischen Heeres ging daher weiter.

Aistulf hatte mittlerweile im Raum um Susa starke Abwehrkräfte gesammelt und erwartete hier den Feind. Als er sah, daß sich die Franken im engen Tal nicht entfalten konnten, stieß er voreilig selbst vor; doch wurde er dabei nach einigen ersten Erfolgen bei Maurienne derart geworfen, daß er in einem einzigen Rückzug bis nach Pavia zurückgehen mußte. Seltsamerweise besaßen die Langobarden zwischen den piemontesischen Talsperren und Pavia keine einzige Rückhaltstellung mehr, was, wie schon einmal erwähnt, ihre strategischen Fähigkeiten in keinem guten Licht erscheinen läßt[16]. Da aber trotz dieses gewaltigen Erfolges an eine rasche Bezwingung des festen Pavia nicht zu denken war, kam im Kompromißwege, da auch Aistulf sich auffallend willfährig zeigte, ein Vergleich zustande, in welchem der Langobarde sich verpflichtete, dem Papst Ravenna und Umgebung herauszugeben und — was aber von anderer Seite wieder bestritten wird — die Oberhoheit des fränkischen Königs anzuerkennen. Zur Sicherung des Vertrags stellte der Besiegte 40 Geiseln. Pipin kehrte darauf über die Alpen heim, der Papst zog unter dem Jubel der Bevölkerung als Sieger in Rom ein.

Wer das Vorgehen Aistulfs nicht zu verstehen glaubt, denke sich einmal in seine Lage, wie es denn überhaupt eine ganz ersprießliche Art der Geschichtsbetrachtung ist, sich selbst aktiv handelnd in die Ereignisse zu versetzen. Blieb Aistulf halsstarrig, was er sicher im Innern gerne geblieben wäre, so machte ihm der Franke den Garaus, denn Aistulf wußte nur zu gut um seine eigene Schwäche. Wenn er aber auch diese übersah, so mußte er auf alle Fälle mit einem langwierigen Krieg rechnen, der seinen Plänen: Erreichung der Vorherrschaft in Italien, schroff entgegenstand. Gab er dagegen nach, so brachte er die Feinde aus seinem Land hinaus und mußte nur fürchten, daß sein Anhang ihm diese Nachgiebigkeit übel anrechnen werde. Doch war Aistulf viel zu sehr als harter Widersacher der Kirche bekannt, um an eine solche ernstliche Gegnerschaft denken zu müssen, sie hat sich auch während seiner Regierung nicht gezeigt. Verträge hielt man damals (und auch später) nur so lange, als es paßte. Dann brach man sie. Als nun Aistulf sah, wie die letzten fränkischen Nachhuten in ihre Heimat herabstiegen und der Papst bereits Siegesfeiern beging, da kehrte er sich keinen Deut an den Vertrag, den er als aufgezwungen ansah, und gab den fränkischen Vertretern nicht nur nichts heraus, sondern

Bologna, Pilatushof von Sto. Stefano mit dem Brunnen des Königs Luitprand

Foto: E. Schaffran

Tassilo-Kelch, Kremsmünster, das Mittelfeld aufgerollt

Foto: E. Schaffran

S. Giorgio di Valpolicella
Einzelheiten vom Ciboriumaltar

Foto: E. Schaffran

Como, Museum, langobardische Platten

Foto: E. Schaffran

Spoleto, museo civico, langobardische Platte

ging sogar neuerlich angriffsweise gegen römisches Gebiet vor. Bald weinte man in Rom statt Tränen der Freude solche bitterster Angst.

Streng rechtlich betrachtet, hatte Aistulf einen beschworenen Vertrag gebrochen. Aber abgesehen davon, daß dies im Mittelalter recht oft vorkam und man nie viel Aufsehen davon machte, wenn es bei Nichtgermanen geschah, was hätte Aistulf eigentlich denn anderes machen sollen? Seine Lage war alles andere als rosig. Er setzte nun sein Schicksal und die Zukunft seines Staates auf eine einzige Karte, indem er zuerst außer der Stadt Narni nicht einen einzigen besetzten Gebietsteil herausgab und schließlich auch Rom neuerlich angriff, da er hoffte, die Stadt bald überrennen zu können. Damit erwartete er, die Franken vor eine vollendete Tatsache stellen zu können, und im Besitz einer solchen ergibt sich alles andere Weitere leichter, als wenn man ohne Erfolge an den Vertragstisch herankommt. Außerdem hoffte Aistulf auf innere Schwierigkeiten im Frankenreich und auf eine gewisse Unlust Pipins, einen neuen Krieg zu führen. Mit dieser Annahme hatte er teilweise recht, denn es dauerte viele Monate, bis sich Pipin endlich entschloß, auf Grund der immer flehentlicher werdenden Bitten des ganz verzweifelten Papstes neuerlich mit seinem Heer gegen Aistulf vorzugehen.

Anfangs Jänner 756 hatte der Langobardenkönig Rom von drei Seiten eingeschlossen, die Truppen des Herzogs von Benevent leisteten ihm dabei Hilfe. Aistulfs ganzer Zorn richtete sich nur gegen den Papst: „Öffnet mir eure Tore, und ich will in die Stadt einmarschieren, liefert mir euren Papst aus, und ich will Mitleid mich euch haben, sonst aber will ich eure Mauern zerstören, euch mit meinem Schwert alle umbringen und sehen, wer euch dann meinen Händen entreißen könnte!"[17] In seinen Bittbriefen an Pipin entfaltete der Papst eine recht üppige Greuelpropaganda geschicktester Art[18]. Nur das allzu dicke Auftragen blutiger Farben und eine gewisse Einförmigkeit der Darstellung läßt den Näherzusehenden die Absicht erkennen. Der Papst schrie vor Empörung wegen Schändung der Kirchen; tatsächlich hatten die Langobarden mehrere Kirchen heimgesucht, aber nur, um die Reliquien den langobardischen Kirchen einzuverleiben, also ein Vorgang, der im Mittelalter bis in die Fehden zwischen Städten und Klöstern hinein gang und gäbe war. St. Peter, ungeschützt vor den Stadtmauern liegend, wurde von den Langobarden nicht im geringsten beschädigt, diese Kirche hielten sie heilig.

Mit Briefen versehen, die Meisterstücke geistlicher und diplomatischer Beredsamkeit waren, gelang es endlich dem fränkischen Abt Warnehar, im Februar die schwer bedrängte Stadt auf dem Seeweg zu verlassen und Pipin zu berichten, wie sich Rom nur dank seiner festen Mauern[19] noch einige Zeit halten könne.

Sogar der heilige Petrus, trauernd in seiner apostolischen Armut ob des Ungemachs des weltlichen Papstes, ließ sich herbei, Pipin ein mystisches Schreiben zu senden. Dieser Brief war eine glänzende Spekulation an die kindliche Gläubigkeit der Franken ... und sie wirkte. Nachdem die Belagerung durch drei Monate ohne besonderen Energieaufwand und deshalb auch vergeblich durchgeführt wurde, brach Aistulf, dem die drohende fränkische Einmischung bedenklich schien, Ende März die Umschließung der Stadt ab und war am 5. April bereits in Pavia, um die Abwehr der Franken vorzubereiten.

Am 1. Mai 756 beschloß Pipin den Krieg, und bald darauf übersetzten die fränkischen Heersäulen neuerlich die Alpen. Aistulf war dies alles gut bekannt, und er hatte Zeit für Gegenmaßnahmen gehabt. Und nun erwies sich neuerlich die geringe militärische Begabung der Langobarden, die in dieser Beziehung von Römern und Byzantinern nichts gelernt hatten. An den Verteidigungsmaßnahmen gegen Westen war trotz der düsteren Erfahrungen des letzten Kriegs gar nichts verbessert worden, die Sperren, gering an der Zahl, waren in schlechtem Zustand, und Stellungen im piemontesischen Hügelland waren auch nicht geschaffen worden. So kam es, wie es kommen mußte. Durch Verrat umgangen, fielen die westlichen Sperren rasch, das langobardische Heer in seiner ungelenken Zusammensetzung wurde zersprengt, und wieder wurde Pavia belagert. Und wieder bat Aistulf um Gnade, und wieder gab Pipin solche. Aistulf mußte nun Ravenna mit seiner ganzen Umgebung einschließlich Comacchio herausgeben und auch die Städte der Pentapolis räumen. Diese Übergabe wurde tatsächlich durchgeführt, und damit schrumpfte das langobardische Reich auf seine Grenzen vor der Thronbesteigung Aistulfs zusammen. Denn es blieb ihm noch Bologna, Ferrara, Faenza und Ancona.

Dieser ganze Besitz des Exarchats von Ravenna, vermehrt um Comacchio, dann die ganze Pentapolis wurde nun durch Pipin der römischen Kirche als weltlicher Besitz „für alle Ewigkeit" geschenkt und darüber eine Schenkungsurkunde ausgestellt, die bald „verschwand". Niemand weiß ihren genauen Inhalt, niemand kennt genau, welche Städte und Landstriche dem Papst übergeben wurden und ob er darüber wirkliche Hoheitsrechte oder nur eine Nutznießung besaß, das alles wurde durch das „Verschwinden" der Schenkungsakte verdunkelt[20].

Mit diesen dem Papst übergebenen Ländern und Städten hat es aber noch eine andere Bewandtnis. Sie gehörten nämlich gar nicht dem fränkischen König, sondern dem Kaiser von Byzanz und waren diesem von den Langobarden abgenommen worden. Pipin verschenkte somit Dinge, über die er kein Verfügungsrecht hatte, denn Byzanz hatte jene Länder nicht im geringsten

abgetreten oder seine Absicht dazu geäußert. Es war nur unfähig und militärisch zu schwach, um seine Besitzungen zu verteidigen, und so mußte Ostrom, das einst so furchtbare Ostrom, zusehen, wie ihm ein Stärkerer Ravenna entriß, wie es ihm bereits von den Langobarden entrissen war. Oder war das Gebiet langobardisch? Wenn Pipin und der Papst dieses annehmen sollten, so hätten sie es nach der Übergabe dem rechtmäßigen Besitzer, also dem Kaiser von Ostrom, zurückgeben müssen. Pipin konnte aber Ravenna und die Pentapolis den Langobarden nur dann wegnehmen, wenn er dazu vom byzantinischen Reich beauftragt worden war. Also bleibt diese Übergabe des Gebietes an den Papst, diese Gründung des Kirchenstaates, ein dem Raub nahe verwandter Akt, und Pipin war darin weit unehrlicher als Aistulf, der diese Länder auf kriegerischem Weg ihrem wirklichen Besitzer weggenommen hatte, um sein Land zu vergrößern. Der Papst empfing das byzantinische Land aus der Hand Pipins unter dem Titel des Apostelfürsten, also Petrus erhielt es, somit eine auch für Byzanz höchste Persönlichkeit, und nicht der Papst selbst. Deshalb konnte Byzanz auch dagegen nichts machen, außerdem wäre es zu schwach gewesen. Der Papst erhielt nun einige der schönsten Gebiete von Italien und wurde dadurch Gründer des Kirchenstaates, durch welchen ein Jahrtausend lang die nationale Einigung Italiens verhindert wurde; doch versuchten die Päpste es mehrmals selbst, Italien unter ihrem geistlichen Szepter zu einigen[21]. Im Jahre 756 wurde der Papst das Haupt der lateinischen Nation in Italien, so wie die Langobarden seit Authari beabsichtigt hatten, mit ihren Königen Haupt der germanischen Nation in Italien zu werden.

Der langobardische Großmachttraum war ausgeträumt. Da ohne Machterweiterungen das Königreich sich nicht mehr halten konnte, war das Ende gekommen. Der stolze Aistulf hat seine furchtbare Demütigung nicht lange überlebt. „Der unselige König Aistulf starb von Gottes Hand getroffen auf der Jagd." Oder wie Papst Stefan II. an Pipin schrieb: „Denn der Tyrann Haistulf, das Kind des Teufels, der nach dem Blut der Christen dürstete und die Kirchen zerstörte, ist von Gottes Hand getroffen und in den Schlund der Hölle gestoßen worden[22]." Das war im Dezember 756. Ein Mann großer Pläne war Aistulf, ein Recke alten Zuschnittes, doch fehlte ihm die politische Klugheit, die gerade damals auf das höchste notwendig war. Obwohl schon nahe seinem Ziel, wurde ihm dessen völlige Erreichung durch verschiedene widrige Umstände verwehrt, und dann statt diese zu erkennen und die geänderte Lage zu nützen, blieb der Langobarde halsstarrig und zog die folgenschwersten Ereignisse herbei, die Italien seit langem erfahren hatte, die fränkische Intervention und die dadurch hervorgerufene Gründung des Kirchenstaates. Auch

wurde das langobardische Königreich formell von den Franken abhängig. Der Abstieg hatte nun allen sichtbar begonnen, der zweite Akt ist aus.

Der dritte und letzte Akt beginnt mit einem kurzen und seltsamen Vorspiel, es sieht aus der Ferne fast possenhaft aus.

Aistulf, kinderlos gestorben, hinterläßt das Reich in schwerster Krise. Kein Nachfolger, eine erschütterte Selbständigkeit, ein geschlagenes Heer, zerrüttete Staatsfinanzen. In diesem Wirrwarr erscheint plötzlich der Ex-König und jetzige Mönch Ratchis und begehrt die Nachfolge. Gott weiß, was den Mann dazu bewog! Vom Papst besaß er keine Erlaubnis, sein Kloster zu verlassen, von den Langobarden wurde er nicht gerufen, da ihr größter Teil den Herzog von Tuscien, Desiderius, zum König ausrief. Aber als Ratchis mit einigen wenigen Anhängern auf Schleichwegen nördlich des Apennin auftauchte, da strömten ihm dennoch alle jene Langobarden zu, die romfreundlich und mit der ungestümen Politik seines Bruders Aistulf nicht einverstanden waren. Es entspann sich ein peinlicher Thronstreit, und zu allem Unglück gaben sich die Spoletaner wieder einen eigenen Herzog, und dieser ging bereitwillig in das Lager des Papstes und des Frankenkönigs über. Trotz diesen Schwierigkeiten neigte sich der Erfolg anfänglich dem König-Mönch Ratchis zu, und schon stand er mit seinem Heer in Pisa. Da geschah wieder etwas Unerwartetes. Desiderius, der verhinderte König, wandte sich hilfesuchend an den ... Papst! Dieser versprach ihm Hilfe jeder Art gegen die Verpflichtung, alle noch im Besitz der Langobarden befindlichen byzantinischen Städte herauszugeben und mit Rom und dem Frankenreich in Frieden zu leben. Desiderius verspricht alles, und nun wirkt der päpstliche Gesandte Stefan auf Ratchis ein, er möge auf den Thron verzichten und wieder in seine stille Mönchszelle zurückkehren. Ratchis sieht: Das Spiel ist aus, er dankt ab, geht nach Monte Cassino und verschwindet nun endgültig aus der Geschichte[23].

Desiderius, der erste langobardische König mit einem lateinischen Vornamen, war nun unbestrittener Herrscher, oder glaubte es zu sein. Und nun wandelte er sich über Nacht. Papst Stefan, dem er seine Versprechungen gegeben hatte, war gestorben, und dem Nachfolger glaubte der Langobarde nichts schuldig zu sein. Er wurde plötzlich betont romfeindlich, gab die Städte nicht nur nicht heraus, sondern drang mit ansehnlichen Heeresmassen unerwartet gegen die Pentapolis vor, nahm Spoleto ein, setzte einen ihm gefügen Herzog ein und erschien sogar mit Umgehung des römischen Gebietes vor Benevent, wo er in dem Grafen Arichis, der mit des Königs Tochter Adelperga vermählt war, gleichfalls einen königstreuen Herzog einsetzte. Der neue Papst Paulus schäumte vor Zorn, denn die bösen Zeiten Liutprands schienen ihm wieder

gekommen zu sein. Es kam aber noch ärger, denn Desiderius verhandelte sogar mit dem byzantinischen Kaiser wegen bewaffneten Vorgehens gegen den Papst und gegen das Exarchat von Ravenna. Außerdem schüchterte der kühne Langobarde den Papst persönlich ein und zwang ihn, an Pipin einen, die ganze Sache im langobardischen Sinne darstellenden Brief zu schreiben. Doch war der Papst pfiffiger als der König, denn er übergab seinem Boten heimlich einen zweiten Brief, und in dem stand etwas ganz anderes: Nämlich die dringende Bitte um militärische Hilfe gegen den bösen Desiderius. Für eine solche war aber Pipin schon deshalb nicht zu haben, weil bald darauf die Nachricht bei ihm eintraf, Desiderius sei bereits Teilen seiner alten Verpflichtung nachgekommen und wolle sichtlich die Spannung mit dem Heiligen Stuhl nicht allzusehr anwachsen lassen. So ging es durch Jahre hin und her, ein Spiel schlauer Füchse, von denen keiner sich zu weit vorwagen konnte und wollte und von denen jeder auf die nächste Blöße des andern begierig wartete. Schließlich verzichtete der Papst auf die noch nicht herausgegebenen Städte, wenn Desiderius den räumlichen Umfang des Kirchenstaates anerkennen und Hilfe gegen allfällige griechische Angriffe leisten wolle. Der schlaue Desiderius hatte damit erstaunlich viel erreicht, und die Wolken ob seinem Reiche begannen sich zu zerteilen. Für seinen Mißerfolg gegen Rom hielt sich Desiderius in Ost-Oberitalien schadlos, denn er begann Ravenna scharf zu belagern und brachte die Stadt in größte Not. Da wandte sich deren Erzbischof an den für ihn eigentlich gar nicht zuständigen Papst und bat um Hilfe gegen die Langobarden. Hadrian, denn er war jetzt Papst, machte dem Desiderius heftige Vorwürfe wegen dieser Belagerung und befahl ihm, sofort alle noch ausständigen Städte herauszugeben. Darauf ließ ihm der König seelenruhig sagen, wenn der Heilige Vater etwas von ihm wolle, so möge er in eigener Person zum König kommen. Und er setzte mit Energie und vielem Erfolg seine Angriffe gegen das Exarchat und die Pentapolis fort.

Mittlerweile war Pipin, der Schirmherr der Kirche, am 24. September 768 gestorben und seine beiden jugendlichen Söhne Karl und Karlmann folgten ihm in der Regierung. In derselben Zeit hatte Desiderius auch seine Tochter Liutpirc an Tassilo, Herzog von Baiern vermählt und damit die beiden Staaten eng verknüpft. Es ist dies derselbe Tassilo, der damals in Oberösterreich das Benediktinerstift Kremsmünster gründete und diesem zusammen mit seiner Gemahlin jenen wunderbaren Kelch schenkte, der heute noch des Stiftsschatzes größtes Kleinod ist[24]. Jene eheliche Verbindung erschien nun Bertrada, Pipins Witwe, zu wichtig, um nicht Ähnliches zwischen dem fränkischen Königshause und der Familie des Desiderius zu versuchen. Sie hielt bei

Desiderius um die Hand einer seiner Töchter für ihren ältesten Sohn Karl an. Der Papst erfuhr davon erst auf Umwegen, und dann ging er los. Alle Beschimpfungen der Langobarden, wie sie bisher in den päpstlichen Briefen gebräuchlich waren, wurden nun weit überboten, galt es doch mit allen Mitteln diesen furchtbaren Schlag abzuwehren. Da heißt es in einem Brief des Papstes an die Könige Karl und Karlmann aus dem Jahre 770[25]: „Es ist zu unserer Kenntnis gekommen, daß der Langobardenkönig Desiderius seine Tochter mit einem von Euch zu vermählen sucht, was keine Ehe, sondern eine Verbindung der schlechtesten Art wäre. Was für ein Wahnsinn müßte es sein, wenn das treffliche Volk der Franken, das alle anderen überstrahlt, und Euer königliches Geschlecht durch eine Verbindung mit dem meineidigen und stinkenden Volk der Langobarden verunreinigt werden sollte, das man gar nicht zu den Völkern rechnen kann und von dem die Aussätzigen kommen. Keiner, der bei gesunden Sinnen ist, kann es glauben, daß so berühmte Könige sich in eine so verwerfliche und abscheuliche Berührung einlassen, denn was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis?" Und so weiter. Doch aller Donner und alles Schimpfen nützten nichts, denn bald darauf heiratete Karl eine der Töchter des Königs Desiderius. Sie soll Irmingard geheißen haben, doch nennen andere Urkunden sie auch Desideria, Sibilia oder Bertrada. Doch Karl, der nach dem Tode seines Bruders Karlmann Alleinherrscher im Frankenreich wurde, verstieß schon nach einem Jahre seine Gattin aus langobardischem Blut — nennen wir sie Irmingard — und schickte sie ihrem Vater zurück. Dieser mußte nun Karls bitterster Feind werden, denn ein solches Vorgehen war ärgste Schmach.

In Brescia, der langobardischen Herzogstadt am Alpenrand, steht eine köstliche und uralte Gruppe kirchlicher Gebäude, die Gotteshäuser San Salvatore, Santa Giulia und Santa Maria del solario. Sie sind ineinander und übereinander gebaut[26]. An einer finsteren Wand kündet eine Marmortafel in italienischer Sprache: „Anno 760; Reste des Klosters San Salvatore. Sein Erbauer war König Desiderius, hier starb Irmingard." In welche Zeiten führt diese Tafel zurück! Desiderius und seine fromme Gattin Ansa haben tatsächlich Kirche und Kloster des Erlösers (San Salvatore) erbaut, und Ansilperga, eine ihrer Töchter, wurde des Klosters erste Äbtissin. Hier mag das königliche Paar wohl oft um Frieden und um eine glückliche Zukunft des langobardischen Reiches gebetet haben, diese Räume werden viele Seufzer gehört und viele Tränen gesehen haben. Doch der Himmel war gegen die Langobarden. 772 kam nach Brescia Irmingard, die verstoßene fränkische Königin, und in den Schutz dieser heiligen Mauern flüchtete sich bald nachher

Gerperga, Karlmanns Witwe, mit ihren kleinen Söhnen, als sie durch Karls hartes Zugreifen für sich und die Kinder um die Erbschaft gebracht wurde. Hierher flüchtete ferner alles, was frankenfeindlich war, und verlebte angstvolle Jahre innerhalb des klösterlichen Friedens. Wenig ist baulich und künstlerisch aus den Tagen des Desiderius erhalten geblieben. Nur das Langhaus der Kirche San Salvatore mit einigen Resten herber figuraler Malereien[27] auf einigen Säulen reicht in diese ferne und rauhe Zeit zurück und vor allem die wunderbar stimmungsvolle Ostpartie der Krypta der gleichen Kirche. Ihre Decke ist flach, und gewaltige Steinbalken erinnern in seltsamer Deutlichkeit an die längst vergessene Holz- und Zimmermannsbaukunst der Langobarden. Die Bögen umschlingt rahmend zartgliedriger Stuck, welche Technik, wie schon erwähnt, die langobardischen Künstler sehr liebten und zu hoher Ausbildung brachten[28].

Brescia hat das Glück, noch einen anderen Bau aus langobardischer Zeit sein Eigen zu nennen. Neben dem heutigen prunkvollen Frühbarock-Dom erscheint klein und gedrückt, doch voll gewaltiger Spannungen ein Rundbau, der sogenannte Duomo vecchio, die Rotonda[29]. Wohl ist es kaum anzunehmen, daß die gewaltige und geradezu einzigartige Kuppelwölbung dieses Baues schon in langobardischer Zeit möglich gewesen wäre (obwohl ihren Künstlern mehr zuzutrauen ist, als man für gewöhnlich annimmt), jedenfalls aber enthält die Rotonda in sich Reste eines aus der Zeit der Königin Theudelinde herrührenden, also viel älteren Baues, auf welchen sich eine Inschrifttafel bezieht: D. N. F. Theodilinda consecrare fecit hoc Baptisterium vivente D. N. F. Adoaldo, CCCCCCXVI. Also 616. Dieses Baptisterium dürfte an Stelle der heutigen Rotonda gestanden haben, denn von ihm stammen einige dorthinein verbaute Reste und die schöne figurale Reliefplatte des hl. Apollinaris. Auch die unter dem Dom still dämmernde Krypta San Filastro enthält trotz späterer Veränderung manches im Stil des langobardischen 7. und 8. Jahrhunderts. Dazu kommen in Brescia im Museo christiano die wunderbaren Grabfunde in schönster langobardischer Volkskunst und eine große Zahl wertvollster Steinreliefs, um Brescia zu jener Stadt zu machen, in welcher zum letztenmal noch in einem einigermaßen hellen Licht Erinnerungen an die große Zeit der langobardischen Könige erscheinen.

Denn draußen ging mittlerweile die harte Welt ihren unbarmherzigen und den Langobarden feindseligen Gang weiter. Ein friedliches Übereinkommen zwischen Papst und Langobardenkönig war nicht zu erzielen, denn auf der einen Seite spielte dieser sein zweideutiges Spiel denn doch zu offensichtlich, und auf der anderen Seite war Papst Hadrian ein harter und unnachgiebiger

Herr, der entschlossen war, den Kampf bis zum Ende durchzufechten. Dazu kamen neue Bestrebungen des Desiderius, den alten Machttraum der Einigung Italiens unter langobardischem Szepter zu verwirklichen; auch gedachte der König Rom neuerlich zu belagern. Da, in höchster Not, bannte ihn der Papst und dieses furchtbarste Machtmittel der mittelalterlichen Kirche tat wieder seine Wirkung: Desiderius wich erschreckt zurück, und Karl, der sich auf Grund der päpstlichen Berichte von den „bösen Absichten" des Desiderius überzeugt hatte, trat nunmehr energisch auf den Plan.

Nun rüstete der Langobarde. Doch viele Herzöge waren saumselig und andere kamen ihren Verpflichtungen überhaupt nicht nach. Die Stimmung im Heer war flau, das römische und byzantinische Gold begann seine Wirkung zu tun. Aber auch die von den langobardischen Königen seit jeher so reich unterstützten Klöster waren in diesem letzten Kampf keine sichere Stütze, auch sie zögerten in der Gewährung von Beihilfen oder neigten überhaupt deutlich zum Feinde hin. Der König verschenkte Güter und Werte an seine Anhänger, aber auch damit gewann er nicht unbedingt fest ihre Unterstützung, sie nahmen und . . . verrieten und wendeten sich jenem Herrscher zu, der ihnen noch größere Vorteile versprach, der letzte Rest nationaler Ehre schien bei den Langobarden geschwunden. Wie bald sollten sie es bereuen!

Desiderius verstärkte die alten römischen Befestigungen der Städte und die Talsperren von Susa und Aosta, denn von dort mußte wieder der Hauptangriff der Franken kommen.

Karl war aus politischen Gründen gezwungen, diesen Krieg zu führen, die Kirche verlangte ihn mit allem Nachdruck und die vielen langobardischen Großen im fränkischen Lager werden auch fortwährend gedrängt haben. Die üblichen Versuche, den Krieg zu vermeiden, lehnte Desiderius schroff ab, er scheint sich trotz aller bösen Erfahrungen mit seinen Herzögen doch sicher gefühlt zu haben und wußte vermutlich gar nicht, wie weit schon der Verrat seine Reihen zersetzt hatte.

Das Ende kam mit fürchterlicher Schnelle. Desiderius stand mit seinen Truppen hinter den Befestigungen im Tal der Dora riparia vom Monte Pirchiriano bis zum Monte Caprasio, und heute erkennt man dort noch spärliche Reste der langobardischen Befestigungen[30]. Noch zögerte Karl, denn er hielt die Stellung der Langobarden für sehr stark und wohl bewehrt. Es kam zu kleinen Gefechten, und in diesen zeichnete sich der kühne Adelgis, des Königs Desiderius berühmter Sohn, außerordentlich aus. Später jedoch verriet ein Spielmann[31] oder wie ein anderer Bericht sagt, ein Geistlicher aus Ravenna dem König Karl einen für die Umgehung der feindlichen Stellung

vorzüglich geeigneten Weg — welcher bis heute der Frankenweg heißt —, und die Front der Langobarden wurde sowohl vom Süden her, als auch durch ein zweites, vom St. Bernhard herabsteigendes fränkisches Korps aufgerollt. In der Ebene von Giáveno spielten sich die letzten Kämpfe ab, manche Berichte sagen, sie hätten mit furchtbarer Wut durch drei Tage gedauert[32]. Endlich begann die Flucht, und es ist für den Mut, mit dem die Langobarden ihren letzten Kampf kämpften, ein schönes Zeugnis, daß sie westlich von Pavia noch einmal Front machten und dem Feind das weitere Vorrücken verwehren wollten. Viele Krieger fielen hier auf beiden Seiten, „und darum heißt der Ort bis auf den heutigen Tag Mortaria, das ist das Totenfeld"[33]. Endlich wich Desiderius der fränkischen Übermacht und ging fluchtartig nach Pavia zurück, und nun wurde die Stadt belagert.

Es war Ende September des Jahres 773, als die Belagerung begann. Außerhalb der Stadt gab es keine langobardischen Truppen mehr, sie waren alle geflohen und hatten sich zerstreut, die Scharen des Herzogs von Spoleto waren überhaupt zum Feinde übergegangen. Karl wollte Pavia auf jeden Fall nehmen, damit der Krieg mit der Auflösung des langobardischen Staates einen endgültigen Abschluß fände. Denn Pavia war dieses Reiches letztes Bollwerk.

In der Stadt weilte nicht nur Desiderius mit seiner Gattin, sondern alten Berichten zufolge auch Irmingard, des Belagerers verstoßene Gattin. Sie soll — aber das ist durch nichts erhärtet — versucht haben, sich ihrem ehemaligen Gatten wieder zu nähern und ihm sogar die Stadt zu verraten[34]. Wenn solches wahr sein sollte, so müßte man wohl sagen: Wie unergründlich ist ein Frauenherz und welche seltsame Wege geht es in seiner Liebe. Das eine hat uns die Geschichte aus diesen traurigen Tagen immerhin hinterlassen: Während in Pavia Irmingard mit den zwiespältigsten Gefühlen weilte, gebar im Feldlager vor Pavia ihre Nachfolgerin, die vornehme Schwäbin Hildgard, dem König einen Sohn.

Die Belagerung ging schleppend vor sich, da Pavia gut verproviantiert war und sich erstaunlich wacker hielt. Zu Ostern zog daher, da der Fall der Stadt in Bälde nicht zu erwarten war, Karl nach Rom, und bei seinem Marsch durch das Langobardenland fand er nirgends mehr Widerstand, er war bereits der tatsächliche Herrscher[35]. In Rom gab es große Feierlichkeiten und die üblichen salbungsvollen Reden; es war diese Osterfeier des Jahres 774 in Rom der eigentliche Auftakt zur berühmten Kaiserkrönung Karls zu Weihnachten 800.

Nachdem in Rom die künftige Gestaltung Italiens gründlich besprochen

war, kehrte Karl in sein Lager vor Pavia zurück, und anfangs Juni übergab Desiderius nach tapferstem Widerstand die von Hunger und Seuchen schwer heimgesuchte Stadt; sie hätte sich viel länger halten können, wäre noch ein langobardisches Feldheer vorhanden gewesen. Aber sie waren ja alle geflohen, alle, die ihrem König mit heuchlerischen Lippen Treue geschworen hatten. Adelgis, Sohn des Königs Desiderius, weithin durch seine Tapferkeit und seine Körperkräfte berühmt, versuchte noch eine Zeitlang das feste Verona zu halten. Doch mußte er schließlich auch diese Stadt, die letzte Hoffnung der Langobarden, räumen. Er begab sich dann zum Herzog von Benevent und bewog ihn zu einem Aufstand gegen Karl. Da nun dieser wegen ungenügender militärischer Mittel fehlschlug, verzweifelte schließlich der tapfere Adelgis an seinem Vaterland und begab sich nach Byzanz zum Kaiser Konstantinus. Dort starb er hochbetagt in der ehrenvollen Stellung eines Patrizius, weit von der tiefbeklagten Heimat (siehe Anm. 34).

Kein Bericht erzählt Näheres über die letzten Tage von Pavia und über das Geschick der Stadt unmittelbar nach der Einnahme.

Nach nicht ganz verläßlichen Quellen sollen Langobarden ihren König gefesselt den Franken übergeben haben, und einige sagen, Karl hätte den besiegten Desiderius geblendet[36]. Karl kehrte jedenfalls bald nach seinem Sieg wieder über die Alpen zurück, und in seinem Gefolge zogen der angeblich geblendete König der Langobarden, seine Frau und eine Tochter mit, und die Tragtiere trugen den kostbaren und uralten langobardischen Königsschatz. —

Das Lied ist aus. Der langobardische Staat gehörte der Vergangenheit an. Etwas Großes und trotz aller Flecken Leuchtendes war auf immer zerstört. Ein germanischer Staat hatte einen anderen vernichtet, Rom zu Liebe.

6. Abschnitt

Nachklang

Karl war nunmehr Herr des langobardischen Reiches. Gliederte er es seinem fränkischen Königsstaat ein oder ließ er seiner neuen Erwerbung einige Selbständigkeit?

Karl machte es einfach, er ließ die langobardische innere Organisation bestehen, was zeigt, daß sie trotz allem gut war, nur ersetzte er in vielen Fällen die langobardischen Statthalter und höheren Beamten durch seine Leute. Denn schließlich wollten diese doch für ihre Dienste belohnt werden. Es war der typische Vorgang beim Wechsel einer Dynastie oder eines Systems; nach außen sah es gar nicht so aus, als hätte das langobardische Reich überhaupt zu bestehen aufgehört[1]. Im Jahre 806 sprach man daher auch noch von „Italien, das auch Langobardenland heißt"[1a].

Auch die Frontverhältnisse blieben die gleichen; wichtig war vor allem die Ostgrenze gegen das byzantinische Reich und gegen die damals noch ungeklärten Besitzverhältnisse in Krain, und deshalb behielt Cividale seine alte Bedeutung. Man kann nicht sagen, Karl habe mit harter Hand sein neues Land regiert, denn sonst wäre es doch nicht möglich gewesen, zur Verwaltung des Herzogtums Friaul wieder einen Langobarden namens Hrodgaud einzusetzen, wie denn Karl auch in anderen Städten neben seinen Leuten auch Langobarden in der Verwaltung beließ und solche des öfteren ehrenvolle Tätigkeiten am fränkischen Hof entfalten konnten. Nun, dieser Hrodgaud verriet seinen fränkischen König genau so, wie seine Vorgänger ihren langobardischen Herrn in so vielen Fällen verraten hatten, auch darin hatte sich nichts geändert. Karl weilte damals gerade im Norden und war mit einem Krieg im Sachsenland beschäftigt, als Hrodgaud aufstand und seinen Schwiegervater Stabilinius in Treviso mitriß[2]. Der Aufstand nahm rasch ungeahnten Umfang an, weil sichtlich die Unzufriedenheit mit der fränkischen Regierung ebenso groß war, als die altangestammte Lust an Aufständen. Nun entwickelte Karl seine berühmte Tatkraft. In Eilmärschen zog er mit ausgewählten

Truppen über die Alpen, raffte in Friaul weitere fränkische Garnisonsreste zusammen und schlug sofort nach seinem Eintreffen den aufständischen Herzog und tötete ihn. Weitere Hinrichtungen, Verbannungen und Güterbeschlagnahmen waren ebenso die begreifliche Folge, wie die endgültige Ersetzung des Herzogs von Friaul durch einen Franken. In die Städte wurden nun auch hier wie in Westoberitalien fränkische Garnisonen gelegt. Ende April 776 war der ganze Aufstand beendet.

Doch züngelten noch überall geheime Flammen der Gegnerschaft. Der oppositionelle Adel des langobardischen Volks hielt sich vielfach von einer Beteiligung im öffentlichen Leben zurück, zog sich vielmehr in verschiedenen Klöstern zusammen und schürte von dort. Wohl kam es nicht mehr zu einem offenen Aufstand, doch mußten Karl und seine Nachfolger noch oft genug die Nadelstiche dieser Gegner spüren. Es macht überhaupt den Eindruck, als wären große Teile des langobardischen Volkes erst jetzt, zu spät, zur Einsicht gekommen, wie unklug sie gehandelt hatten in ihrer steten Widersetzlichkeit gegen ihre eigenen Könige. In Ober- und Mittelitalien erhielten sich bis in das 14. Jahrhundert einige keineswegs kleine Volksteile völlig abgesondert ebenso von der lateinischen Bevölkerung wie auch von den stammesverwandten Franken, die nur in einer dünnen Oberschicht vorhanden waren. So nannten sich z. B. in Gemona (Friaul) die Nachkommen der abseits stehenden langobardischen Adeligen noch im 13. Jahrhundert „Edelingi". Diese Volkssplitter nannten sich „Lombardi"[3]. Teile davon scheinen noch heute in den Südtälern der Lessinischen Alpen, im Gebiet der „Sieben Gemeinden" und am Ostfuß des Monte Rosa, in Macugnaga, zu leben, wenigstens ist die Mundart dieser Bevölkerung noch vor kurzem durch viele deutsche Wörter, vielleicht langobardischer Wurzel, bereichert gewesen. Näheres ist darüber nicht bekannt, da die deutsche Wissenschaft es bis heute leider fast ganz versäumt hat, sich um diese germanischen Erinnerungen näher zu kümmern. Langobardische Legenden leben in letzten Resten noch heute in der Lombardei[3a].

Wenn nun auch im Bereich des ehemaligen langobardischen Staates sich nicht allzuviel geändert hatte, außenpolitisch hatte sich eine grundlegende Veränderung ergeben.

Bisher war der fränkische König der Schützer des Papstes gegen die „bösen" Langobarden. Dieser furchtbare Gegner des weltlichen Papsttumes war nun erledigt und sein Reich in den Besitz des fränkischen Freundes gekommen. Nun aber war Karl nicht nur allein Schützer der Kirche, sondern auch weltlicher Herrscher und jetzt auch Nachbar des Kirchenstaates. Und diese weltlichen Interessen haben die Karlinger in Italien dann immer mit Recht energisch

wahrgenommen. Wer hätte nun jetzt, wenn es zu einem Konflikte kam, den Papst gegen seinen Beschützer von früher verteidigen können?[4] Noch dazu, wenn das Papsttum auch weiterhin nie in der Lage war, sich aus eigenen Kräften zu verteidigen und zu schützen? Denn fast alle kriegerischen Verwicklungen in Italien hatten bis zum Hochkommen der nationalen Freiheitsbestrebungen im frühen 19. Jahrhundert doch irgendwie die Erhaltung oder Zerstörung der päpstlichen Herrschaft zum Angelpunkt.

Wenn der Frankenkönig bisher dem Papst eine Gebietsschenkung machte, so tat er dies großzügig auf fremde Kosten; aber jetzt? Kein Mensch konnte von Karl und seinen Nachfolgern eine solche Liebe zur katholischen Kirche verlangen, daß sie eigenes Gebiet herschenken würden. Auch die außenpolitisch immer sehr brauchbare Verbindung der Kurie mit den selbständigen langobardischen Herzögen von Spoleto und Benevent ging nun auch zu Ende, denn Karl sagte ganz eindeutig: Ich bin der Rechtsnachfolger der langobardischen Könige, Spoleto und Benevent gehörten zum langobardischen Reich, infolgedessen müßten sie, diese Herzöge, auch folgen. Ihnen wurde bald jede Eigenwilligkeit ausgetrieben, und Franken ersetzten überall Langobarden. Zuerst in Spoleto, viel später in Benevent.

Bald erkannte der Papst zu seinem größten Schrecken, wie die langobardischen Bestrebungen, ganz Italien unter einem germanischen Szepter zu einigen, auch von den Karlingern aufgenommen wurden. Leider konnten sie diese nicht durchführen. Die klägliche Zersplitterung der späteren Karlinger und nach ihnen die geringen Machtmittel des nun gebildeten Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation haben diese Absicht einen Traum bleiben lassen, bis ihn Österreich aufnahm und ... auch nicht verwirklichen konnte. Dieser italienische Boden hat eine unheimliche stille Kraft, sich seiner Eroberer in irgendeiner Form und Weise zu entledigen.

Einen Blick noch auf die Geschicke der drei langobardischen Herzogtümer Tuscien, Spoleto und Benevent.

Tuscien verschwand zuerst, Karl scheint es aufgelöst und sein Gebiet Spoleto einverleibt zu haben. Auch Tuscien bewahrt bis auf den heutigen Tag viele künstlerische Erinnerungen an die langobardische Zeit. Lucca birgt solche und, sehr verdeckt[5], San Piero a grado bei Pisa[6]; aber das Schönste enthält Toscanella[7], wo die beiden administrativ nach Tuscien, politisch zu Spoleto gehörigen Kirchen San Pietro und Santa Maria maggiore zu einem wunderbaren Bilderbuch spätlangobardischer Kunst und ihres gewaltigen Einflusses auf die nächste künstlerische Zukunft werden sollten.

In Spoleto wurden die langobardischen Herzöge sehr bald durch Franken

ersetzt, dieses Herzogtum mußte unbedingt in verläßliche Hände kommen, und die der Langobarden in Spoleto waren es wegen ihrer Bündnisse mit Rom nicht. Merkwürdig ist nun folgendes: Bereits der zweite fränkische Herzog von Spoleto, Lambert hieß er, gedachte sein Gebiet zu erweitern und tat dies in aller Ruhe auf römische Kosten. Alles was papstfeindlich war, sammelte sich dazu in Spoleto, und 878 konnte der Spoletaner Herzog sogar nach Rom ziehen und den Papst einige Zeit gefangenhalten. Auch die späteren Herzöge bedrängten den Papst auf verschiedene Weise, und Herzog Lambert hatte im Jahre 900 große Teile Mittelitaliens in seiner Hand vereinigt und nannte sich bereits Kaiser von Italien. Später begann Spoleto zwischen Selbständigkeit, Papstfreundschaft und Widersetzlichkeit gegen den deutschen Kaiser zu schwanken, und unter Innozenz III. fiel Spoleto an den Kirchenstaat. Die Stadt wurde für den Papst ein überaus wichtiger Stützpunkt gegen alle Angriffe von Norden her. Ihre Burg, die Rocca, war das Herz der militärischen Verteidigung. Und wieder geschah Seltsames! 1860 wurde diese Burg zum letztenmal verteidigt: 300 Deutsche, Schweizer und Irländer kämpften hier als päpstliche Söldlinge gegen die Truppen der italienischen Freiheit unter Viktor Emanuel.

Künstlerische Erinnerungen an die Langobardenzeit sind in Spoleto bisher wenige bekannt geworden, die Stadt wurde daraufhin vor mir noch gar nicht untersucht. Eine reine langobardische Kirche mit strengem Stützenwechsel ist das außerhalb der Stadt gelegene San Sabino, welches bereits in der langobardischen Frühgeschichte Spoletos eine Rolle spielte. Auch die Krypten von San Ponziano und S. Ansano enthalten eindrucksvoll mehr oder minder umfangreiche langobardische Bauteile und Schmuckgegenstände. Ebenso müssen im vorlangobardischen San Agostino del crocefisso Kirchenmöbel aus Stein mit langobardischen Verzierungen bestanden haben. Von der Burg stehen stark verbaute und nicht datierbare Teile, und ob der großartige Ponte delle torri ein langobardisches Werk ist oder nicht, ist eine besonders heikle Frage. Wertvolle Kunstgegenstände enthält das städtische Museum. Manche der dort aufbewahrten Schmuckplatten zeigen ebensosehr urtümliches Formgut wie ein Anpassen an die umbrische Nachantike[7a]. Am deutlichsten lebt nordischer Geist in dem wunderbar geistig tiefen Schmuck der Außenseite der Kirche San Pietro[8] fort, wo tatsächlich manche Reliefs trotz ihrer Entstehung in schon romanischer Stilzeit als nachlangobardische Kunstdenkmäler angesehen werden können; wundervoll ist diese Kerbschnittechnik in Stein. Doch kann darüber noch nicht das letzte Wort gesagt werden. Auch die Portal*widder* (nicht Löwen!) dieser Kirche sind sicher eine nordische, aber sonst nicht häufig anzutreffende Sache.

Am längsten erhielt sich das Herzogtum Benevent, und es hat den Anschein, als hätte gerade hier das langobardische Brauchtum eine besondere Pflegestätte gefunden. Das Beneventanische Land lag als Keil mitten im byzantinischen Gebiet Südostunteritaliens und mußte darum von den Karlingern vorsichtig behandelt werden.

Benevent war seit spätestens 571 Hauptstadt dieses südlichsten langobardischen Herzogtums, und von hier aus wurden des öfteren die Geschicke des germanischen Italiens richtunggebend beeinflußt. Auch wurde Benevent unter den Langobarden eine blühende Stadt, der wirtschaftliche Mittelpunkt ganz Unteritaliens, wo alle Handelslinien zusammenliefen. Die Hofhaltung der langobardischen Herzoge war hier geradezu königlich zu nennen. Künste und Wissenschaften wurden auf jede Weise gefördert, und besonders die Herzogin Adelperg war darin weithin berühmt. Ihr und ihrem edlen Gatten, dem Herzog Arichis, war Paulus Diaconus, über dessen Leben Näheres im Abschnitt 2 steht, treu ergeben. Schon im Jahre 763 widmete er dem herzoglichen Paar mehrere Gedichte, und als dann das langobardische Reich zerstört und 787 auch Herzog Arichis gestorben war, da zog es Paulus aus der Fremde (er weilte damals im Auftrag Karls in Metz) wieder nach seinem geliebten Benevent, und hier verfaßte er bald nach seiner Ankunft dem verstorbenen Herzog eine Grabinschrift, wie sie als Denkmal rührender Treue nicht schöner geschrieben werden könnte[9]. Hier lebte der Geschichtsschreiber der Langobarden noch einige Zeit, bevor er endgültig die Welt mit der Zelle in Monte Cassino vertauschte, und noch in Benevent begann er seine große römische Geschichte, die er der verwitweten Herzogin widmete.

Von der herzoglichen Hofkanzlei in Benevent ging auch eine eigene Schriftart aus, die eine Zeitlang über ganz Unteritalien verbreitet war. Berühmt war auch die von Monte Cassino und Bobbio angeregte Buchmalerei.

Rasch wechselten die Schicksale des Herzogtums. Noch vor dem Jahre 1000 hatte es sich in drei Grafschaften lockeren Zusammenhanges geteilt; sie hießen Benevent, Salerno und Capua. Unfähig eines ernstlichen militärischen Widerstandes, stellte sich dann 1075 der letzte Herzog Landolf, bedroht durch die Normannen, unter kirchlichen Schutz. Aber der Heilige Stuhl hatte an diesem neuen Besitz nicht viel Freude, denn er mußte wiederholt um ihn kämpfen. Schließlich als die Anjous die Hohenstaufen niederrangen (auch diese besaßen Benevent), ging dieses Land aus kirchlichem Besitz in die Hände der Anjous und dann in jene der Aragonischen Könige über. Die große und schöne Zeit Benevents war längst vorbei.

In Oberitalien wurde im Jahre 788 mittelbar ein letzter Versuch gemacht,

sich der fränkischen Herrschaft zu entledigen. In Baiern regierte Herzog Tassilo, und seine Gattin Liutpirc war eine Tochter des letzten Langobardenkönigs Desiderius. Diese edle Frau war eine leidenschaftliche Langobardin und hatte ihres armen Landes nicht vergessen. Obwohl sich ihr Gatte Tassilo dem Frankenkönig gegenüber gebunden hatte, gelang es ihr dennoch, ihn gegen Karl aufzustacheln und die Awaren zu einem Angriff auf Oberitalien zu gewinnen. Diese großangelegte Verschwörung konnte nicht geheim bleiben. Tassilo und Gemahlin wurden 788 zum Gericht nach Ingelheim berufen und des Hochverrats überführt[10]. Tassilo verfiel der Todesstrafe, doch Karl milderte sie in lebenslängliche Verbannung in das Kloster St. Goar am Rhein. Auch seine Söhne Teodo und Theotbert wurden in ein Kloster geschickt, und endlich nahmen sogar Liutpirc und ihre beiden Töchter den Schleier. Das übliche Frauenschicksal in dieser Zeit. Die Awaren hielten ihr dem Herzog Tassilo gegebenes Wort und griffen mit je einem Heer Friaul und Baiern an. Sie wurden überall geschlagen, und nun erst war die langobardische Opposition ihrer letzten Stützen beraubt. Karl zog Oberitalien mit dem Herzogtum Spoleto zu einem eigenen Königreich zusammen und übergab es seinem Sohn Pipin, der im Rahmen des ganzen karolingischen Reiches in Oberitalien selbständig regieren konnte.

Die vorerwähnten Aufstandversuche waren wohl die letzten in ihrer Art, jedoch war der langobardische Staatsgedanke, also der Gedanke eines unter germanischer Führung geeinigten Italiens, nicht erloschen. Schon die Karlinger hatten ihn nicht ganz aufgegeben, denn sonst hätten sie nicht im Laufe der Zeit ein „Königreich der Lombardei" geschaffen und Pavia nach wie vor als Hauptstadt belassen. Jedoch besaßen sie nie die Kraft, diesen Besitz wirklich in der Hand zu behalten, und am wenigsten waren sie in der Lage, Mittel- und Süditalien dazu zu gewinnen.

Die Geschichte der Karlinger in Italien, der Rechtsnachfolger der Langobarden, ist ein trauriges Kapitel; es ist gehäuft voll von Verrat, Eigennutz, Schamlosigkeit und unsinnigster politischer Maßnahmen. Erst gegen Ende der karlingischen Herrschaft machte Berengar von Friaul, ein naher Verwandter des Kaisers Karl des Dicken, energische Versuche, sich des Königreiches Lombardia zu bemächtigen; wiederholt, aber immer mit unzulänglichen Mitteln unternommen, mußten sie an der politischen Zerfahrenheit des Landes, den geringen Fähigkeiten Berengars und am wütenden Widerstand jener vielen kleinen germanischen Tyrannen in Mittel- und Unteritalien scheitern, die, selbst nicht viel mehr als bessere Straßenräuber, in Berengar eine Schmälerung ihrer Handlungsfreiheit sahen. Aber zweifellos besaß doch dieser Berengar vom

Foto: E. Schaffran

Caorle, Glockenturm, um 1020,
von den langobardischen Türmen abhängig

Foto: E. Schaffran

Spoleto, S. Sabino

Foto: Reiffenstein

Beispiel für die Übertragung des langobardischen Stils nach Dalmatien. Platte aus dem Baptisterium in Split (Spalato)

Foto: E. Schaffran

Pavia, S. Pietro in ciel d'oro
Ornamentreste vom alten Bau, an der Krypta verwendet

Cividale, Rückseite des Pemmo-Altars

Foto: Bianchi-Monza

Deckel des Evangeliars
der Königin Theudelinde. Monza, Domschatz

Foto: E. Schaffran

S. Giorgio di Valpolicella
Inneres gegen die Westapsis

Großmachttraum der Langobarden weit mehr praktische Vorstellung als seine zwischen uferlosem Idealismus und krassem Egoismus schwankenden Vorgänger. Es war unter Berengar I. bereits eine Art Wiederaufleben des langobardischen Königtums zu bemerken. Berengar I., der zum Schluß sogar den Kaisertitel (Titel ohne Mittel) erhielt, fiel dann einer Verschwörung zum Opfer, die sein Schwiegersohn Adalbert von Ivrea und sein Enkel, der spätere Berengar II. angezettelt hatten. Grund? Haß der Großen, weil Berengar in Weiterführung der langobardischen Tradition die kleinen Vasallen zu schützen suchte. Berengar fiel, und Rudolf von Burgund, ein machtloser Landfremder, wurde als König der Lombardei eingesetzt. Man nahm einen solchen, weil man dann leichter seinen eigenen selbstsüchtigen Absichten nachzugehen hoffte. Und der Deutsche Kaiser Arnulf, der letzte Karlinger, sagte dazu Ja und Amen. Italien wurde seinem Schicksal überlassen; es wurde ein blutiges Schicksal.

Dann kam Otto I. Er wurde von den lombardischen Großen deshalb gerufen, weil Berengar II., zur Regierung gekommen, in die Fußtapfen seines Großvaters trat und gleichfalls die allzu üppigen Hochadeligen bekämpfte, er legte zu ihrer Zähmung sogar eine große Zahl neuer Befestigungen an.

Otto nahm diese Befestigungen ein und verhinderte alle Bestrebungen der lombardischen Adeligen und auch des Papstes zugunsten Adalberts, des Sohnes Berengars II. Durch diese Kämpfe erhielt Otto I. von den alten langobardischen Machtplänen praktische Kenntnis, und es reifte in ihm der Entschluß, sie selbst zu verfolgen. Aber er vergaß hierbei, daß er sich nicht mehr auf die geschlossene Macht eines germanischen Reiches und germanischer Volksgenossen stützen konnte, denn um 950 war der Umbildungsprozeß in Oberitalien zugunsten der Schaffung des Italienertums schon voll im Gange, und Ottos Anruf der germanischen Gemeinsamkeit in Oberitalien verhallte im leeren Raum. Mittlerweile begannen auch die lombardischen Städte rasch an Kraft und Macht zu gewinnen, und da ihre Machtmittel nicht nur militärische, sondern vorwiegend auch ganz vorzügliche wirtschaftliche waren, drängten sie die Herzöge, Gaugrafen und sonstigen von Kaisers Gnaden lebenden Dynasten vielfach in den Hintergrund und setzten sich an ihre Stelle. Als streng abgeschlossene Wirtschaftskörper hatten sie begreiflicherweise nun auch keine Lust, den Einigungsbestrebungen Ottos I. nachzugeben, und so scheiterten die letzten Versuche, das langobardische Königtum unter einigermaßen geänderten Vorzeichen wieder aufzurichten, an der Kurzsichtigkeit jener Städte, die politisch, wirtschaftlich und vor allem blutsgemäß ihr Bestes der langobardischen Zeit verdankten.

Was von dieser jetzt übrigblieb, waren, wie schon einmal erwähnt, Volks-

splitter und einige adelige Familien, die sich, trauernd der großen Vergangenheit gedenkend, an deren Zerstörung ihre eigenen Vorfahren mitgewirkt hatten, jetzt in irgendein Kloster zurückzogen und dort in Inzucht verkamen. Wie geschätzt trotzdem der langobardische Adel noch lange war, beweist die Beliebtheit seiner weiblichen Mitglieder, und als der Normanne Robert Guiskard die edle Langobardin Sigilgaita ehelichte, wurde dies besonders hervorgehoben[10a].

Die erwähnten langobardischen Volkssplitter hielten sich noch durch Jahrhunderte und verschwanden erst spät. In einigen Alpenteilen konnten sie sich mit zimbrischen und gotischen Resten vermischen, wozu später auch deutsche Zuzüge kamen, und in solcher Vermengung sind sie heute noch nachweisbar[10b].

Der Hauptteil der langobardischen Bevölkerung unterlag schon unter Otto I. einem langsamen, doch unaufhaltsamen Aufsaugungsprozeß durch das oberitalienische Völkergemisch unter lateinischer Führung. Es entstand das Italienertum. Grundlegendes und viel Gutes verdankt es der germanischen Zeit; wichtige Eigenschaften der Langobarden, die im Ober-Italienertum einen Hauptanteil haben, sind herübergenommen und in das neue Volk eingebaut worden. Die vielen germanisch-langobardischen Orts- und Personennamen besonders in Oberitalien sind nur ein Beleg dafür, andere bringt das Volkstum bei, denn sogar italienische Forscher sprechen von erhaltenen „langobardischen Legenden", und die schönsten, bedeutendsten und einprägsamsten Belege für den germanisch-langobardischen Anteil im neu geschaffenen Italienertum sind in der bildenden Kunst zu sehen und zu finden.

Mit dem Fall von Pavia war wohl das Reich, aber nicht die langobardische Kunst zu Ende. Ihr Ansehen blühte nach wie vor. Besonders berühmt waren die langobardischen Maler, ein Zeichen, daß die Langobarden sich auch dieser für sie besonders schwierigen Kunst mit Erfolg bemächtigt hatten. Ein langobardischer Maler war es, der von Otto III. zur Ausschmückung des Doms von Aachen berufen wurde[11], und in Urkunden des 9. Jahrhunderts werden die langobardischen Maler Auripert aus Lucca und Lambert aus Benevent[12] besonders gepriesen. Auch die Ausmalung des berühmten Benediktinerklosters Monte Cassino scheint durch einen langobardischen Meister erfolgt zu sein, da diese Malereien eine Huldigung an St. Michael, dem Lieblingsheiligen der Langobarden, darstellen[13].

Im westlichen Oberitalien, welches bald den Namen Lombardei, d. i. Langobardei, zu führen begann, fand die langobardische Baukunst eine ganz besonders prächtige Spät- und Nachblüte. Namentlich die Erzbischöfe von

Mailand, die beiden Angilpert und der berühmte Anspert an der Spitze, ließen im ganzen lombardischen Land ihrer Diözese eine große Zahl von Kirchen erstehen, bei denen Grundrißlösung, Schmuck der Innen- und Außenseiten und die köstliche Einrichtung trotz der späten Zeit noch als rein langobardisch bezeichnet werden müssen[14]. Bald nach dem Fall Pavias begann diese langobardische Kunst sich auch rasch auf die Schweiz, die deutschen Ostalpen und auf die Länder der adriatischen Ostküste auszudehnen, und überall dort kann man noch unglaublich lange die schönen und charakteristischen Spuren einer von der alten langobardischen Kunst befruchteten und mit ihr eng verbundenen jüngeren Kunst antreffen.

Das Langobardische — oder von einer höheren Warte aus gesehen —, das Nordische bildete schließlich auch einen außerordentlich wichtigen Bestandteil der nach dem Jahre 1000 sich rasch entwickelnden lombardischen Romanik[15]. Nicht so, als wäre diese einzig nur der langobardischen Kunst verpflichtet, wo doch die spätantiken und byzantinischen Anregungen eine deutliche Sprache ihrer Mitwirkung sprechen, nein, aber das Schönste und Persönlichste der lombardischen Romanik ist und bleibt nordischer Herkunft. Man denke an den großartigen Fassadenschmuck von San Michele zu Pavia, der ohne nordischen Geist nie geschaffen worden wäre, man denke an die Türen von San Zeno maggiore in Verona, und des wackeren Antélami wunderbare Reliefs in Borgo San Donnino und am Baptisterium in Parma, wenn auch erst spät entstanden, um 1200. Alle diese Denkmäler ruhen gesichert im mütterlichen Schoß nordischen Volkstums. Man denke ferner an die nordisch durchblutete Gebäudegruppe von Santo Stefano in Bologna, an den Dom in Ivrea, an die Baulichkeiten des Dombezirks in Verona, an die Rotonda in Brescia, an vieles in Asti, ach, wer könnte sie alle aufzählen, diese Erinnerungen an den langobardischen Kunstsamen, denn kein anderes Germanenvolk hat in Italien so starke und so andauernde Spuren hinterlassen wie diese Langobarden. Sogar des sich einigenden Italiens Nationalheld führt noch einen rein germanischen Namen: Garibaldi. Denn so hießen viele bairische Könige und Edle und einfache Männer aus dem Volk. Wie viele germanische Vornamen sind heute noch in Italien gebräuchlich und wie viele solcher zeigt die Frühgeschichte des berühmten Hauses der Medici. Und Dante hieß Alighieri, d. i. Aligern, der Speergewaltige.

Wenn auch die Langobarden sich besonders als Baumeister zuerst mit der römisch-byzantinischen Kunst auseinandersetzen mußten, sie schufen trotzdem und bald eine eigene langobardisch-germanische Kunst. Über diese wurde bereits berichtet. Diese kann man aber aus der Kultur Italiens nicht mehr weg-

Verzeichnis der langobardischen Könige in Italien

1. Albwin (568—572).
2. Klef (572—573).
3. Herzogliches Direktorium (573—583).
4. Authari (583—590) } zusammen mit ihrer Gattin Theudelinde.
5. Agilulf (590—615) } zusammen mit ihrer Gattin Theudelinde.
6. Adalwald (616—626).
7. Ariwald (626—636).
8. Rothari (636—652) (sein Sohn Rodwald regierte nur ein halbes Jahr).
9. Aripert (Neffe der Theudelinde, 652—661).
10. Grimwald (662—671) (Garibald, sein jüngerer Sohn, regierte nur drei Monate).
11. Perctarit (672—688).
12. Kuninkpert (688—700) (Alahis kurze Zeit Gegenkönig).
13. Zwischenregierung: Liutpert, Raginpert und Rothari.
14. Aripert (701?—712).
15. Ansprand (712).
16. Liutprand (712—743).
17. Ratchis I. (743—749).
18. Aistulf (749—756).
19. Ratchis (zum zweitenmal, 756—758).
20. Desiderius (758—774).

Anmerkungen

Zum Vorwort und 1. Abschnitt

1. Tacitus, Germania, an mehreren Stellen, besonders II, 45, 46, Velleius Paterc. II, 106, Strabo VII, 1 und 3. Ferner Mommsen, Römische Geschichte V, S. 33. Zur Vorgeschichte ferner ausgezeichnet: Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme, Band I. Die Ostgermanen. München 1934. Dagegen ist das Buch von Alois Schneider, Herkunft und Geschichte der pannenischen Langobarden (1926) wegen seiner ungenügenden Beweisführung abzulehnen. Weiteres wichtiges Schrifttum: Könner, Die südelbischen Langobarden zur Völkerwanderungszeit, — Kuchenbuch, Die altmärkisch-, osthannoverschen Schalenurnen der spätröm. Kaiserzeit, — Wegewitz, Die langob. Kultur im Gau Moswidi.
2. Am besten belehren darüber A. Haupt, Die Baukunst der Germanen, Stückelberg, langobardische Plastik, H. Picton, Die langobardische Kunst in Italien, ferner meine an viele Orte verstreuten Aufsätze, besonders im „Bild", Karlsruhe 1936 und 1937. Eine große wissenschaftliche Zusammenfassung meiner Forschungen zur Kunstgeschichte der Langobarden erscheint 1939 im Verlag Diederichs (Jena).
3. Dante Bianchi, Leggende longobarde in Italia in Memorie storiche forogiuliesi 1924, S. 41 ff. Bei diesem Anlaß sei überhaupt auf eine Reihe tüchtiger italienischer Gelehrter (Cecchelli, Leicht, Chiapelli, Ermini, Gerola u. a.) hingewiesen, die weit mehr als die deutschen Verfasser der langobardischen Art und Kunst Gerechtigkeit widerfahren ließen. Besonders Cecchelli hat in einer umfangreichen Arbeit „L'arte barbarica in Cividale" (Memorie stor. forogiul seit 1920) in vorbildlicher Weise unsere Kenntnis der langobardischen Kunst und ihrer volkhaften Bedeutung erweitert.
4. Paulus Diaconus' Historia langobardorum, in mehreren, abweichenden Handschriften des Mittelalters bekannt. Kritische Ausgabe im Originaltext in Monum. germ. script. rer. langob. Band IV. Über die Quellen dieser Langobardengeschichte: Bethmann, Archiv f. ältere Geschichte, X., und Jacobi, Die Quellen der Langobardengeschichte des P. D. (Halle 1877).
5. In Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 1849, 8. Jahrhundert.
6. Die Erzählung folgt nun in den Hauptteilen dem Paulus Diaconus, zieht aber dort, wo er sich im Sagenhaften ergeht und auch überall sonst zur Ergänzung und Richtigstellung andere, ältere Geschichtsschreiber und ihre modernen Bearbeiter heran. Es soll sowohl der Reiz des Sagenhaften gewahrt bleiben, als auch eine den wirklichen Verhältnissen so weit

als möglich angepaßte Darstellung geboten werden. Nach manchen Forschern sollen die Langobarden von Skadinavien unmittelbar zur Niederelbe übersetzt haben.

7. Tacitus, Velleius Paterculus, u. a., a. a. O. Dazu ferner L. Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter, II. Bd., 1. Hälfte. Dieses moderne, 1900 erschienene Werk verarbeitet wissenschaftlich geschickt eine Fülle von Quellen, ist jedoch in der Bewertung der Langobarden und ihrer Kultur liberalistisch tendenziös, lehnt also jede volkhafte Eigenkultur der L. ab, was bei der nichtarischen Herkunft Hartmann's nicht zu verwundern ist. Als Gesamtdarstellung ist es bis heute von Wert.
8. Über die L. in Niederösterreich vgl. E. Beninger, Germanenzeit in Niederösterreich (Wien 1934).
9. P. D. schmückt I/20 den Kampf poetisch aus, ohne der vorhergegangenen Streitigkeiten zu gedenken; sie dürften ihm unbekannt gewesen sein, da er in seiner schönen Objektivität sonst wiederholt Niederlagen seines Volkes erwähnt.
10. L. Hartmann, a. a O., S. 8.
11. Beninger, a.a.O., ferner Hempel, J., Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn.
12. Nils Åberg, Goten und Longobarden in Italien. Ob die L. das in der älteren germanischen Kunst vorkommende Flechtband, welches sie in Italien in großartigster Weise ausbildeten, bereits vor ihrem ungarischen Aufenthalt kannten, ist mangels genügend vieler vorungarischer Bodenfunde, besonders solcher von der unteren Elbe, nicht bekannt, es muß jedoch angenommen werden. Die wichtigsten Motive der niederösterreichischen und ungarischen Grabfunde, besonders an den schönen Fibeln (Gewandspangen) sind: kerbschnittartige gekurvte und geradlinige geometrische, meist recht strenge Formen, Punktierung als Rahmung und Belebung des Grundes, Sonnenrad, Ansätze zur Svastika (Hakenkreuz) und eine Fülle von ornamental umgebildeten Tierkopf- und Tierleibmotiven, die Nils Åberg, a. a. O.) als den altgermanischen Tierstil I. bezeichnet. Er verwandelt sich nunmehr unter den ostgotischen Einflüssen und der Verwendung awarischer Bronzetechnik in Stil II.
13. Über die Vorgeschichte der Avaren, Theophilus Sim. VII, cap. 7, und 8. Ferner M. Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs (Gotha 1905). I. Bd., S. 105, der auch sonst über die Zeit der L. in Niederösterreich wertvolle Materialien beibringt.
14. Abbildungen bei Beninger und Hempel a. a. O.
15. Über die Zeitangabe L. Hartmann, a. a. O. Anmerkung 15 auf S. 32.
16. Eine schöne Schilderung der Abwanderung der Romanen in der Vita Sancti Severini des Eugippius. Der hl. Severin, der Apostel des östlichen Noricums, weilte bis zu seinem Tode im Jahre 482 in Favianis (Mautern bei Krems) und half die Schrecken der Auflösung des Reiches mildern. Den Untergang des Rugierreiches hat er nicht mehr erlebt. Ferner Vancsa, a. a. O., I. Bd., 4. Kapitel. E. Schaffran, Das Land um Krems, S. 90 (1928).
17. Vancsa, a. a. O., dort auch weiteres Schrifttum angegeben.
18. Beninger, a. a. O., S. 102 f.
19. L. Chiappelli, Il senso d'arte in Paolo diacono e nel suo popolo (Memor. stor. forogiul. 1929, S. 119 ff.).

Anmerkungen zum 2. Abschnitt

1. Die militärische Hilfe, von den in Ungarn ansässigen Langobarden an das byzantinische Reich gegen die Ostgoten gewährt, begann bereits im Winter 538/39 auf Grund

eines Hilfsgesuches des byzantinischen Statthalters Witiges in Ravenna.

Weit stärker war die militärische Beteiligung der Langobarden unter König Audwin an der Vernichtung des ostgotischen Reiches; er schickte an Narses ungefähr 5000 Bewaffnete ab und diese sollen sich in der Schlacht am Mons lactarius (in der Nähe des Vesuvs) im Jahre 552 besonders hervorgetan haben. Trotz dieser feindseligen Haltung der Langobarden gegen die germanischen Ostgoten unterhielt Audwin Verbindungen zu anderen, westlichen germanischen Reichen, gleichsam um sich den Rücken zu decken. Darüber außer Paulus Diaconus Historia langobardorum Schluß des 1. und Beginn des 2. Buches, ausführlicher und mit reicher Benutzung anderer Quellen: Ludo M. Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter, II. Band I. Hälfte, I. Kapitel. Leider ist dieses modernste, 1910 geschriebene Buch über die Geschichte der Langobarden von einem ganz materialistischen und vor allem völlig undeutschen Geist getragen, weshalb es nur wegen der fleißigen Sammlung der Quellen und der zeitgenössischen Literatur zu verwenden ist.

2. Hartmann, a. a. O., II. Bd., I. Hälfte, S. 34. Dazu, wie für die ganze erste Zeit sehr gut: L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme I. Ostgermanen.

3. Hier schon deutet sich das geringe Verständnis der langobardischen Großen für die staatlichen Belange an. Diese Indolenz, gepaart mit wachsendem Eigennutz, war schließlich am Zusammenbruch des Reiches stark mitbeteiligt. Hartmann, a. a. O., S. 35, bezweifelt die Planmäßigkeit, die sich in der Einsetzung Gisulfs als Herzog in Friaul zeigt. Aber eine solche Planmäßigkeit bei der Besetzung einer solchen Vertrauensstelle entspricht germanischer Gepflogenheit. Schließlich wird ein Gisulf sehr bald als ein Militärkommandant von Friaul genannt.

4. Über diesen wackeren Mann besteht eine umfangreiche Literatur. Von den älteren Autoren besonders L. Bethmann, Paulus Diaconus' Leben und Schriften, im Archiv der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde, X, 1851, und sehr warm Otto Abel in der schönen Einleitung seiner Übersetzung der Histor. langob. in „Die Geschichtsschreiber aus Deutscher Vorzeit", Band VIII. Jahrhundert. Von neuen Autoren wären zu nennen: Der Band 25 (1929) der ausgezeichneten Memorie storiche forogiuliesi mit den Aufsätzen von Monteverdi, Paschini, Ermini, Leicht und Chiapelli, dann M. Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters im Abendland (München 1911, II. Bd.) und über die Histor. langob. als kunstgeschichtliche Quelle: E. Schaffran in „Die Welt als Geschichte" (Jahrgang 1936, Heft 6, mit Abbildungen einiger langobard. Kunstdenkmäler).

5. Diese Flucht des Patriarchen geschah schon einmal vor 100 Jahren anläßlich des Einfalls der Hunnen unter Attila.

6. Die Goten fühlten sich als Teil des römischen Reiches, die Langobarden hingegen als dessen Besieger. Da ferner die katholische Kirche für sie ein Stück des römischen Reiches war – übrigens eine durchaus richtige Ansicht – und sie als Arianer auch weltanschaulich dem Katholizismus feindselig gegenüberstanden, erklärt sich daraus der Haß, der zu seiner Befriedigung oft die grausamsten Mittel ergriff. Doch beabsichtigten weder König Albwin noch sein Nachfolger Klef eine Ausrottung der katholischen Geistlichkeit, sie wollten diese nur in die Absichten des langobardischen Staates einpassen, was aber durch die Volkszugehörigkeit dieser Geistlichen – sie waren noch durchaus Lateiner – und deren morali-

sche und amtliche Abhängigkeit von Rom auf bedeutende Schwierigkeiten stieß. Deshalb trachteten die Könige nach 600, als der Katholizismus offiziell angenommen war, rasch eine langobardische Geistlichkeit heranzubilden.

7. Diese Fluchtorte waren besonders Càorle, Jesolo, Altinum und Torcello. Erhalten haben sich bis heute in bescheidenster Form nur Càorle und Torcello; die letzten Ruinen von Jesolo wurden im Weltkrieg zerstört. Über diese Orte sehr hübsch: J. v. Schlosser, „Präludien", S. 82ff.

8. Padua, Monselice und Mantua bezogen tatsächlich ihren ganzen militärischen Nachschub aus dem starken Ravenna. In diese Stadt verlegte Byzanz nach Überwindung des ersten Schreckens über den langobardischen Einbruch seine ganzen Abwehrmaßregeln. Sie wären leicht zu stören gewesen, hätten die Langobarden je daran gedacht, sich eine Flotte zu bauen. So konnten sie ohne einer solchen nie die wichtigen Küstenorte in die Hand bekommen und die byzantinische See-Etappe blieb dauernd ungestört. Welch Gegensatz zu den militärischen Maßnahmen der Wandalenkönige, die Byzanz mit gleicher Energie zu Land und zu Wasser angingen. Der Grund dieses Fehlers in der langobardischen Kriegsführung ist unbekannt. Offenbar hatten sich die Langobarden nie ernstlich mit Seefahrt beschäftigt, was einen Schluß auf die Lage ihrer Urheimat zulassen könnte.

9. Eine grundsätzliche Feindschaft zwischen den Germanenreichen nördlich der Alpen und dem langobardischen Staat bestand nicht, im Gegenteil die Beziehungen mit Baiern waren seit jeher herzlich, jene mit dem Frankenreich etwas kühler, doch freundschaftlich. Eine bis zum Krieg sich erweiternde Spannung wurde zwischen diese Staaten erst durch den byzantinischen Kaiser und durch die päpstliche Kurie hineingetragen, die in den Langobarden immer mehr ihre Todfeinde sahen, und dann auch durch die geringen moralischen Qualitäten der merovingisch-fränkischen Herrscher. Immerhin muß zugegeben werden, daß das Worthalten in politischen Dingen damals genau so wenig hoch im Kurs stand, wie später und heute.

10. Von diesen Kastellen am Gardasee haben sich schwer deutbare Reste in Sirmione, auf der Punta Manerba, in Fasor und vielleicht in Salò erhalten. Durchforscht sind diese Reste noch nicht. Die beiden Orte Biasa und Fasor am Westgehänge des Monte Baldo scheinen im Namen noch langobardisches Sprachgut bewahrt zu haben, was übrigens im Veronesischen, im Trentino, in Friaul und in der Lombardei häufiger, als man annimmt, vorkommt.

11. Deshalb trachteten die Langobarden auf der einen Seite mit den Franken in Frieden zu bleiben, auf der anderen Seite den byzantinischen Erbfeind entscheidend zu schädigen. Als nach dem Tode des Königs Klef eine königlose Zeit anbrach, versuchten einige Herzöge auf eigene Faust Ravenna in die Hand zu bekommen. Tatsächlich gelang es nach schweren Kämpfen sowohl Forum Cornelii (heute Imola) südlich und Classis östlich von Ravenna zu besetzen und dazu die Apenninpässe zwischen Bologna und Rimini in die Gewalt zu bekommen; doch blieb allen diesen Erfolgen mangels einer zentral geleiteten Stoßkraft eine dauernde Wirkung versagt. Siehe Hartmann, a. a. O., S. 47f.

12. Diese Einnahme erzählt Paulus Diaconus in seinem köstlich naiven Stil in Buch II, Absatz 27 seiner Histor. langob.

13. Die Deutsche Kunstgeschichte hat leider, abgesehen von meinen kleinen Arbeiten, von den Kunstdenkmälern aus langobardischer Zeit in Pavia noch keine Kenntnis genommen. Am besten berichtet darüber Sòriga in Band „Pavia" der

Reihe Italia artistica (Istituto d'arte grafiche, Bergamo). Siehe meinen Aufsatz „Die Krypta der Langobarden" in der Zeitschrift „Das Bild" (Karlsruhe 1936, Heft 8) und meinen Aufsatz über die Kunst und Kultur der Langobarden in „Germanien", Heft 11, 1936.

Eine zusammenfassende Darstellung der langobardischen Kunst in Italien ist durch mich geplant.

14. Siehe dazu Kapitel I, S. 19 und die dazugehörige Anmerkung.
15. Siehe Kapitel I, S. 18 und die Theorie Beningers. Dagegen viel richtiger L. Schmidt, a. a. O., S. 583 ff. zur Theorie der Schädelbecher, ferner Karl Krenn in der Zeitschrift Sudeta, 1929. Die Schädelbechersache wird manchmal auch, aber zu unrecht, als sagenhaft bezeichnet, so durch Ludwig Wolff, Die Helden der Völkerwanderungszeit, das übrigens die langob. Sagen sehr hübsch darstellt. Felix Genzmer hat in seinem Büchlein: Zwei altdeutsche Heldenlieder, ein den Rosamundenstoff behandelndes altes Lied sehr gut wiederhergestellt.
16. Paulus Diaconus, Histor. Langob., II. Buch, Absätze 28–30. Über den Tod Albwins ferner Crivellucci in Studii storici, II., S. 203 und die Kritik der ganzen Quellen bei Hartmann, a. a. O., S. 36 f., dann L. Schmidt, a. a. O., S. 594.
17. Der Aufbau und Ausbau des jungen langobardischen Staates geschah entgegen der bei Hartmann (a. a. O., II, S. 38 f.) geäußerten skeptischen Meinung doch recht planvoll und überlegt. Immerhin muß auf die Darstellung dieser Organisation durch Hartmann hingewiesen werden, weil die ziemlich zahlreichen Quellen zwar sehr gründlich, aber noch nicht in volkhafter Weise verwendet wurden. In jüngster Zeit erst durch L. Schmidt a. a. O. (1934). Das Wort „fara" (Sippe) ist in der oberitalienischen Topographie heute noch sehr oft nachweisbar. Hartmann bringt in Anmerkung 6 zum 2. Kapitel des II. Bandes, II. Teil, eine Reihe solcher mit „fara" zusammengesetzter Ortsnamen; doch kann diese Liste besonders durch Ortsnamen im Friulanischen noch erweitert werden. Mittel- und Unteritalien sind daraufhin noch nicht durchforscht worden.
18. Darüber Hartmann, a. a. O., S. 48, Paulus Diaconus erwähnt diesen wichtigen Vorstoß nach Mittelitalien nicht.
19. In dieser Zeit werden durch König Authari an den Schulen zu Pavia und Mailand auch humanistische Studien begünstigt. Es trat eine geistige Umstellung ein, durch welche die langobardischen Absichten sich im gewissen Maße dem ostgotischen Staatsaufbau näherten. Mit dem Zunamen „Flavius" will Authari die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche Byzanz und Rom gegenüber ausdrücken. Damit wachsen aber auch die Wünsche nach erweiterter Macht und die Konfliktmöglichkeiten, besonders an der fränkischen Grenze. Den Zunamen Flavius hatten sich bereits die letzten weströmischen und dann die byzantinischen Kaiser beigelegt, nachdem er zuerst bei den Kaisern Vespasianus und Titus als schmückender Beisatz zum Familiennamen erscheint. Seit 591 führten den Titel Flavius auch die westgotischen Könige in Spanien. (Zuerst König Reccared.)
20. Paulus Diac., Buch III, Abs. 32. Der italienische Historiker Luigi Chiappelli zieht in seinem ausgezeichneten Aufsatz „Il senso d'arte in Paolo Diacono e nel suo popolo" (Memor. stor. forogiul., Bd. 25, 1929) folgenden beachtenswerten Schluß: „Es ist unzweifelhaft, daß sich das langobardische Königreich sehr rasch einem nationalen italienischen Königreich näherte, dessen Grenzen von den Alpen gegen Baiern bis zur Grenzsäule am Jonischen Meer reichen sollten." Auf

diese durchaus begreifliche Weise sieht die moderne italienische Geschichtsschreibung den Langobarden Authari als einen Vorläufer Viktor Emanuels an.

21. Der Platz des Sardisfeldes ist nicht bekannt. Manche, wie ich, vermuten ihn am Fuß des Hügels von S. Giorgio di Valpolicella, andere verlegen ihn weiter etschaufwärts. So sucht ihn K. Atz (Kunstgeschichte von Tirol und Vorarlberg, 1909, S. 70) in S. Peter bei Ala, wo Theudelinde zur Erinnerung an ihre Hochzeit eine Kirche erbaut haben soll.

22. Das Motiv entstammt nicht dem germanischen Vorstellungskreis, sondern der Antike und kommt bereits bei Herodot und Aischylos vor. Überhaupt zeigen viele kausale Zusammenhänge, Begründungen von Ereignissen und zusätzliche Bemerkungen, wie sehr Paulus Diaconus sich antike Vorstellungen zu eigen gemacht hat, was er seiner humanistischen Schulung in Pavia, wo er bei dem Lateiner Flavius auch die griechische Sprache erlernte, verdankte.

23. Die wichtige Grenzfeste Anagni in Judicarien ist spurlos verschwunden, ihr Platz ist nicht sicher nachweisbar; in den riesigen Resten von Castelfeder bei Salurn im Etschtal könnten Reste der langobardischen Grenzburg vorhanden sein (Weingartner, Kunstdenkmäler Südtirols, III, S. 367); auch in der Burg Mais bei Meran (Castellmaiense) werden langobardische Baureste vermutet, was möglich ist, da in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts die Nordgrenze bis in das Meraner Becken vorgeschoben wurde (Lebensbeschreibung des Hl. Corbinian in Script. rer. germ. in usum scholarum 1920, S. 104 f., ferner R. Egger in Jahresheften des österr. archäolog. Institutes, XXV, 1029, S. 216). Siehe dazu auch meine über Auftrag des Deutschen Alpenvereins im Sommer 1938 unternommenen Forschungen zur Geschichte der Langobarden in Südtirol.

Was die Grenzburgen gegen Nordosten und Osten, also in Kärnten und Krain anbelangt, so sind die Verhältnisse in Krain noch völlig vom archäologischen und geschichtlichen Standpunkt aus ungeklärt, denn in diesem Land ergab nur das große Gräberfeld von Krainburg (aus der Wanderungszeit) Spuren der Langobarden. Weitaus mehr wissen wir aus Kärnten. Hier wurden von R. Egger sowohl in Duel bei Paternion im Drautal, als auch auf dem Hoischhügel bei Arnoldstein im östlichen Gailtal ansehnliche Spuren vermutlich langobardischer Grenzbefestigungen festgestellt, in Hoisch auch eine kleine Kirche in reinen frühchristlichen Formen. (R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Noricum, 1016, der gleiche Verfasser in Jahreshefte des österr. archäol. Institutes, 1929, Jahrg. XXV, S. 210 ff.

24. Papst Gregor d. Gr., einer der klügsten Päpste dieser Zeit und ein Meister in Kompromissen, versuchte in seinen Briefen an die Königin Theudelinde wiederholt eine Milderung des Ehe- und Taufverbotes zu erreichen. Theudelinde hat auch bei ihrem Gatten Vorstellungen erhoben, doch ohne Erfolg; übrigens war die Königin damals noch keineswegs vollständig auf der Seite Roms, sondern neigte sich nach wie vor auf die Seite der schismatischen Bischöfe Oberitaliens, die dem Bischof von Rom jede Oberherrschaft absprachen. In dieser Zeit erkannte Agilulf sehr deutlich, „wie jeder Weltpriester, jeder Bischof und jeder Benediktiner in letzter Linie für die Romanisierung arbeitete" (Hartmann, a. a. O., II/I, S. 271), und wie nötig Priester waren, die dem Blut nach Langobarden sind. Doch erwiesen sich alle darauf bezüglichen Maßregeln im praktischen Erfolg verfehlt, da die römische Kirche, besser der Papst als

solcher, diese germanischen Priester vollkommen zu sich herüberzog und ihnen ein volkhaftes Wirken und eine Treue zu ihren Königen unmöglich machte. So mußte um 700 jeder langobardische Bischof vor der päpstlichen Bestätigung einen zusätzlichen Eid schwören, daß „in Ewigkeit der Friede, den Gott liebt, zwischen der respublica und uns, d. i. dem Volke der Langobarden, erhalten bleibe". Wie viele langobardische Geistliche mögen damals in die schwersten Gewissenskonflikte gekommen sein!

25. Der Ort liegt heute in vollkommen waldloser Umgebung. Von den langobardischen Schloß- und Kirchenbauten hat sich deutlich sichtbar nichts erhalten; doch scheint die heute in Ruinen liegende Kirche Santa Maria maggiore im 11. Jahrhundert mit Benützung langobardischer Teile und Fortführung langobardischer Kunstformen entstanden zu sein.

26. Diese Fläschchen, sogenannte Ampullen, befinden sich heute als Teile des „Schatzes der Theudelinde" im Dom zu Monza. Sie sind byzantino-römische Kunst in recht verderbter Art; mit langobardischer Kunstauffassung haben diese Ampullen nichts zu tun. Eine Abbildung bei Cabrol, Dictionaire d'archêologique chrétien, Schlagwort Ampullen.

Über die politisch-militärischen Vorgänge, die zum Waffenstillstand führten, siehe Hartmann, a. a. O., II/I, S. 112 ff.

27. Es wird in Abschnitt IV noch Näheres über die Art der langobardischen bildenden Kunst gesagt werden. Hier nur die wichtigste moderne und sich positiv einstellende Literatur: A. Haupt, Die älteste Baukunst der Germanen (3. Aufl. 1935), Stückelberg, Langobardische Plastik, Harald Picton, Die langobardische Kunst in Italien (1931), dann die umfangreiche und sehr ausgezeichnete Arbeit von C. Cecchelli, „L'arte barbarica" in Memorie storiche forogiuliesi, Bde. 1920 bis 1923, dann meine eigenen, in Anm. 13 genannten Studien, zu denen noch eine größere Arbeit, „Langobardische und nachlangobardische Kunst in den Deutschen Ostalpen" (Zeitschrift „Mannus", 1938) gehört. Ferner auch Anm. 2 zu Abschnitt 1.

Heute sehen wir die langobardische Kunst mit Recht als vollwertigen und künstlerisch besonders reich entwickelten Teil der ganzen germanischen Kunst der Frühzeit an und erkennen, wie sehr diese hoch volkhafte langobardische Kunst nicht nur am Aufbau der lombardischen Romanik beteiligt war, deren wesenhafte Grundlage sie bildet, sondern daß diese langobardische Kunst auch die deutsche Romanik in der Weise beeinflußte, daß wichtige, völkisch verbundene Teile, also gemeinsam Germanisches, schon im ausgehenden 10. Jahrhundert über die Alpen wanderte und von der sich formenden Deutschen Romanik gerne übernommen wurde. Aus diesem Grund erklärt sich auch das auffallend lange Weiterwirken langobardischer Kunstformen außerhalb des Gebietes ihres Königreiches, besonders in den Ostalpen bis ins Wiener Becken (siehe meine Studie im Jahrb. 1938 des Deutsch. u. österr. Alpenvereins).

28. Die genaue Beschreibung der Wandgemälde bei Paulus Diaconus, Buch IV, Kap. 22, und meine Stellungnahme zur künstlerischen Herkunft in „Die Welt als Geschichte", 1936, 6. Heft, S. 568.

29. Dieser ganze „Schatz der Theudelinde" ist noch nicht kritisch veröffentlicht, am wenigsten auf seine langobardisch-germanischen Bestandteile untersucht worden. Die Votivkronen hängen in ihrer Widmung eng mit den künstlerisch noch reicheren westgotischen Weihekronen zusammen.

30. Zur Geschichte Bobbio's: Cipolla, codice

diplomatico del monastero di S. Columban in Bobbio (Roma 1918). Da baugeschichtliche Untersuchungen in Bobbio noch nicht eingesetzt haben, gilt dort als ältestes langobardisches Kunstdenkmal das Epitaph (Grabplatte) für den Hl. Cumianus, um 750. Eine Abbildung dieser Platte bei Toesca, Storia dell'arte italiana, I/355 und bei Haseloff, Vorromanische Plastik in Italien, S. 48. Der Künstler dieser schönen Platte stand dem byzantinischen Kulturkreis nicht fremd gegenüber. Auch der sicher vorhandene Einfluß der berühmten Buchmalerschule in Bobbio auf die langobardische Kunst ist noch nicht geklärt. Der Tassilokelch im Stift Kremsmünster (Oberösterreich) in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts m. A. nach in einer langobardischen Werkstätte Oberitaliens entstanden, zeigt sehr deutlich den Weg zu den „irischen" Ornamenten der Buchmalerschule Bobbios. (Mein Aufsatz darüber in „Das Bild", Sonderheft Sommer 1937.)

Anmerkungen zum 3. Abschnitt

1. Schuld daran ist wohl die bis zu Ende des Reiches bestehende Einteilung nach Sippen, die begreiflicherweise zu Eigenbrötelei führen mußte. Mauricius strateg., ein griechischer Autor des späten 7. Jahrhunderts, rühmt wohl in Buch 11, Kap. 4, die große Tapferkeit des langobardischen Heeres, aber stellt ebenso deutlich die Disziplinlosigkeit und die Gliederung nach verwandtschaftlichen Verbänden fest.
2. Ein früher Versuch germanischer Einigkeit war der große germanische Völkerbund unter Führung des Markomannenkönigs Marbod, um 10 n. d. Ztw. Dieser Bund zerfiel jedoch bald. Dazu L. Schmidt, a. a. O., S. 571, und Tacitus, Annalen II, 45.
3. Alois Schneider meint in seiner reichlich fantastischen Schrift: Herkunft und Geschichte der pannonischen (?) Langobarden, Teplitz-Schönau 1926, in Anm. 19b: Die Langobarden wären in Pannonien Katholiken gewesen und seien darum mit den arianischen Gepiden in Kampf geraten, arianisch wären sie erst später unter Albwin geworden. L. Schmidt, a. a. O., S. 576, ist wieder der Ansicht, die Langobarden hätten noch in einem Gebiet nördlich von Rugiland, also um ungefähr 470 das arianische Christentum angenommen. Gegen Schneider spricht die Überlegung, daß in der Zeit der langobardischen Landnahme in Pannonien dort keine katholischen Bistümer mehr nachweisbar sind und der Übertritt vom Katholizismus zum Arianismus schon deshalb nicht erklärbar ist, da alle Ostgermanen durchwegs Arianer waren und was sie gar nicht hinderte, untereinander in Kampf zu kommen. Gegen Schmidt wäre wieder zu bedenken, daß nördlich des Rugilands kein dem Namen nach feststellbares Volk, am wenigsten ein bereits christianisiertes, bekannt wurde. Die Langobarden werden wohl das arianische Bekenntnis in Rugiland selbst angenommen haben und mit diesem nach Italien gezogen sein. Die Verehrung des heldischen Heiligen St. Michael spricht nicht im geringsten dagegen.
4. Diese Absicht der Kirche geht aus allen ihren schriftlichen Äußerungen gegen die Langobarden klar hervor. Diese Stellungnahme ist uns heute unbegreiflich, da wir die Unterschiede zwischen Katholizismus und Arianismus in der Frage der Hl. Dreifaltigkeit als ausgesprochene dogmatische Spitzfindigkeiten ansehen müssen.
5. Der bedeutendste Papst dieser Zeit ist zweifellos Gregor d. Gr. (590–604). Er verfügte über eine umfassende, auf anti-

ker Grundlage ruhender Bildung und war den Langobarden gegenüber von erstaunlichem Entgegenkommen, obwohl gerade zu seiner Zeit die schärfsten Maßregeln gegen den katholischen Klerus von den Königen ergriffen wurden. Gregor d. Gr. ist ferner der einzige Papst, der die Duldsamkeit der arianischen Geistlichkeit nachdrücklich anerkennt, sie waren also nicht solche Rauhbeine, wie sie später regelmäßig hingestellt wurden. L. Hartmann, a. a. O., II/I, S. 168, mit Quellenangabe.

6. Die Menge der geistlichen Stiftungen ist dafür der schönste Beleg. Dazu noch Paulus Diaconus an vielen Stellen, der ausdrücklich die Frömmigkeit der Könige hervorhebt.
7. Über die bereits unter den Karlingern beginnende Spannung wird im Schlußkapitel einiges gesagt werden. Aus der späteren Zeit darüber zu erwähnen: Die Einnahme Roms unter Otto I., weil der Papst sich der kaiserlichen Schutzherrschaft entziehen will, Heinrichs IV. Bußgang nach Canossa und besonders das von den Päpsten mit sadistischer Grausamkeit herbeigeführte Ende der Hohenstaufen und die Ausrottung ihrer letzten Mitglieder.
8. Im schneidigen Feldzug der Österreicher unter Radetzky im Jahre 1848/49 kämpften auf Seite der Piemontesen auch päpstliche (!) Freischärler.
9. Die Baiern als Westgermanen fanden an der Donau das katholische Christentum in gefestigter Form vor und haben mit dem Arianismus nie etwas zu tun gehabt. Dieser Unterschied im Bekenntnis hinderte im 6. Jahrhundert weder die Langobarden noch die Baiern, sich weitgehend politisch zu nähern.

   Die Eingliederung von Mitgliedern der bairischen Dynastie in die langobardische Thronfolge war dagegen der Beginn schwerer innerer konfessioneller Streitigkeiten mit dem betont nationalen Teil der Langobarden, die Arianer, vielleicht sogar noch hie und da „Heiden" waren. Sonst waren die Mitglieder des bairischen Königshauses in Italien klar denkende Köpfe, die ihr Ziel ohne Fanatismus zu erreichen bestrebt waren. Nur bei der alternden Theudelinde macht sich ein Zug religiöser Unduldsamkeit bemerkbar.
10. Dieses Gesetz König Rotharis und die späteren Ergänzungen durch Grimwald und Liutprand, abgedruckt in Monum. germ. histor. leges, Tom. I. und IV, ferner ebenda in Script. langobar., S. 176 ff. Außerdem J. v. Schlosser: Quellenbuch zur Kunstgeschichte des abendländischen Mittelalters und Venturi, Storia del'arte italiana, II, S. 117 ff. Dann C. Cecchelli in Memorie stor. forogiuliesi, 1923, S. 164 und Archivio storio lombardo, XLVII, 1920.

    Im Gesetz kommen als eine Art genossenschaftliche Baumeister die Magistri commacinorum vor. Obwohl diese Bezeichnung noch immer nicht eindeutig geklärt ist, nimmt man diese M. Com. als Baumeister aus der Gegend des Comersees an (in welchem eine Insel Comàcina liegt). Im hohen Mittelalter führten sie dann den Sammelnamen Comasken und waren in der oberitalienischen Baukunst und Bildhauerei der Gotik führend. Comasken waren schließlich auch noch jene ungezählten Baumeister, Stukkateure, Maler und Bildhauer aus der Gegend des Comersees, die im 17. Jahrhundert das ganze deutsche Sprachgebiet überschwemmten, ihre berühmteste Familie waren die Carlone's.

    Die Organisation der Magistri Commacinorum dürfte bereits vor den Langobarden bestanden haben, diese haben sie in der großartigsten Weise ausgebaut und sie auch den langobardischen Künstlern zugänglich gemacht, wie das Auftreten germanischer Baumeister — und Bildhauer-

namen in den Reihen der Mag. Comm. beweist. Eine rein lateinische Künstlerorganisation waren sie auf keinem Fall, das entspräche auch langobardischer Denkart nicht. In den Reihen der einheimischen Mag. Comm. wurden die langobardischen Meister geschult.

Es wäre dringend nötig, wenn diese langobardischen Gesetze einmal vom Standpunkt der Geschichte, der Rechtshistorie, des Volkstums und der bildenden Kunst gründlich und volkhaft ausgewertet würden, eine schönere Quelle für germanisches Brauchtum gibt es kaum ein zweites Mal.

11. Diese Origo gentis langobardorum wurde von Otto Abel unter der Bezeichnung „Das Vorwort zum Gesetzbuch König Rotharis" gut übersetzt. (Die Geschichtsschreiber Deutscher Vorzeit, 7. u. 8. Jahrhundert.) Die Origo wurde um 670 verfaßt, verwendete die leider verlorengegangene Langobardengeschichte des Secundus, Abtes von Nano (Anagni) im Tridentinischen, gestorben 612, und in erster Linie die damals noch sehr lebendige mündliche Überlieferung.

12. So Beninger, a. a. O., S. 121 und Bruckner, die Sprache der Langobarden an mehreren Stellen. Über die Stammessagen auch: Koegel, Geschichte der älteren deutschen Literatur.

13. Eine Gewandspange (Fible) aus einem Grab in Bezenye (Westungarn, heute im Museum zu Magyarovar, Abbildung bei Hampel, Ungarische Altertümer, II. Tafel, 58/1 und 63), trägt in Runen folgende Weiheinschrift: Godahid wiju (und) Arsiboda segun, d. h. (Ich) Godahild weihte (diese Spange) und Arsiboda Segen. (L. Schmidt, a. a. O., S. 624.) Wimmer in Archeologiai értesitö 1894, S. 21, vermutete wohl irrig die Spende zweier Salzburger Nonnen an ihre christlichen Schwestern in Awarien. Wenn Schmidts Ansicht richtig ist, so enthielte diese Spange das älteste erhaltene Denkmal langobardischer Sprache. Auch in der italienischen Sprache haben sich zahlreiche langobardische Worte und Wortreste erhalten, so die Zusatzbezeichnung fara (d. i. Sippe), oft in Oberitalien und im Spoletanischen vorkommend, und die in der Umgebung von Verona und in der Lombardei häufige Engo-Endung, wie Pastrengo, Bussolengo, Marengo u. a. Der Ort Soave südlich von Verona enthält im Namen eine Erinnerung an die mit den Langobarden einst eingewanderten Sweben.

14. Übersetzung durch Abel, a. a. O. Neben dem Werk des Paulus besteht noch die wenig ausgenützte Historia langobardorum codex gothani (d. i. in Gotha aufbewahrt), die eine sehr alte Erweiterung der Origo darstellt, wobei wertvollste alte Überlieferungen verwendet wurden.

14a. Die beiden erhaltenen Krypten in Pavia (siehe meinen Aufsatz in „Das Bild", Karlsruhe 1937, Heft 6), San Giovanni domnarum und S. Eusebio scheinen, soweit sich dies heute überhaupt noch sagen läßt, in der Mitte des 7. Jahrhunderts entstanden zu sein.

15. Man hat sie vielfach ohne Beweis als Sagen ohne geschichtlichen Hintergrund bezeichnet, was nicht richtig ist. Wohl wurde vieles verwischt und besonders christianisiert, doch bleibt noch eine Menge brauchbarer Nachrichten übrig. (L. Schmidt, a. a. O., an vielen Stellen, auch O. Abel, a. a. O). Es liegt hier eine Andeutung der Alberichssage vor.

16. Paulus, V/19, erzählt Einzelheiten. Zu bemerken ist die wiederholte militärische Verbindung der Langobarden mit den Awaren.

17. Grimwald verwendete die alte Täuschung, eine kleine Truppe in verschiedener Ausrüstung und Bekleidung dem Gegner zu

zeigen, damit er einen weit größeren Feind annehme. Das gleiche taten die Österreicher im Juni 1915 im Gailtal, als sie, um den Gegner über den katastrophalen Truppenmangel zu täuschen, durch über eine Woche ein und dasselbe Landsturmbataillon auswaggonierten, in der Nacht zurückmarschieren und dann wieder auswaggonieren ließen. Die List hatte vollen Erfolg.

18. Paulus, V/34.
19. Einige hübsche Bemerkungen darüber: Beninger, a. a. O., S. 114, Zum Kult der Schädelbecher; K. Krenn in der Zeitschrift Sudeta, 1929, S. 73 ff.
20. K. Adrian, Von Salzburger Sitt' und Brauch, Wien 1924, S. 136 f.
21. Darüber bei K. Spieß, Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn, Wien 1925, S. 42.
22. In der Lebensbeschreibung des hl. Corbinian in Script. rer. German in usum scholarum 1920, S. 104 wird das Castell maiense als langobardisch bezeichnet. Ferner R. Egger in Jahreshefte d. österr. archäol. Instit. 1929, S. 216.
23. Die Langobarden liebten zwei heldische Heilige: Georg und ganz besonders Michael, dem die meisten Kirchen geweiht wurden.
24. In einer dieser geradezu humanistisch aussehenden Schulen wurde durch den Griechen (?) Flavianus auch Paulus Diaconus herangebildet. (E. Schaffran, die histor. langobar. des Paulus Diaconus als kunstgeschichtliche Quelle in „Die Welt als Geschichte", 1936.)
25. Über das Herzogtum Benevent im letzten Kapitel noch Einiges. Ferner L. Hartmann, a. a. O. II/II, Kap. 7.
26. Die katholische Partei stand unter bayrischer Führung. Die Herzoge stellten sich „je nach Bedarf" auf ihre Seite oder bekämpften sie.
27. Trotzdem wurde seit Authari der Nachwuchs an langobardischen katholischen Priestern gefördert, doch blieben nur wenige ihrem Volk treu, ein schönes Beispiel bietet der spätere Mönch Paulus Diaconus, ein wackerer deutscher Mann.
28. In Trient: Die Geweihtiere am Fürstensarg zu Civezzano (Museum Innsbruck), in Benevent, die noch im 7. Jahrhundert nachweisbare Verehrung der heiligen Schlange. Stefano Borgia in Memorie istoriche die Benevento, (Roma 1764) bildet in Vol. I, 2. Teil, auf Tafel 1 eine solche Schlange ab. Troya, Codice diplom. langob. IV/II/514 zum Jahre 667, erwähnt eine Hymne anläßlich des Aufhörens des Vipernkults in Benevent.

    In die Gruppe „heidnischer" Idole gehört auch die berühmte Bronzeschlange im Innern von S. Ambrogio zu Mailand, obwohl dieses hervorragende Werk stark von antiker naturnaher Kunst beeinflußt ist. Auf Steinplatten und Grabfunden kommt die Schlange wiederholt vor.
29. Es handelte sich um Gebiete in den kottischen Alpen.
30. Näheres bei L. Schmidt a. a. O. und L. Hartmann a. a. O. an vielen Stellen.
31. Siehe Anmerkung 22. Weingartner: Die Kunstdenkmäler Südtirols, III. S. 367 erwähnt die Meinung anderer, daß die große Ruine Kastelfeder bei Salurn das langobardische Grenzkastell sei. Der Bau ist noch nicht untersucht.
32. Funde wurden dort bisher noch keine gemacht.

32a. Über die Verhältnisse im Drau- und Gailtal und die dortigen Spuren: R. Egger, frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Noricum, Wien 1916, S. 98, und R. Egger in Jahreshefte d. österr. archäolog. Instit. 1929, S. 210, dort auch eine Kritik der Textstelle des Paulus IV/39.

    Über die Grenze im Birnbaumerwald; L. Schmidt a. a. O., S. 586. Die dort bei Heidenschaft bereits durch Diokletian angelegten römischen Befestigungen wur-

den zuerst von den Ostgoten und dann von den Langobarden übernommen.

33. J. Strzygowski bezeichnet in seinem grundlegenden Werk: Altslavische Kunst diese Denkmäler in Dalmatien und dem Hinterland als altkroatisch und will eine langobardische Beeinflussung nur ungern zugeben. Dabei ist eine Zeitlang bei jenen kroatischen Denkmälern, hauptsächlich Kirchenmöbeln in Stein, der langobardische Stil so schön und rein zu sehen, daß diese Beeinflussung offensichtlich wird. Näheres in meinem Aufsatz: Langobardische und nachlangobardische Kunst in den deutschen Ostalpen, „Mannus", 1938.

34. Stückelberg, Langobardische Plastik, führt einige Beispiele an. Sie ähneln der Reliefplatte aus Romainmôtier in der französischen Schweiz.

35. L. Schmidt nimmt mit überzeugenden Gründen die Urheimat der Langobarden in Südschweden, Gotland, an. Ihren nächsten Wohnsitz zwischen Königsberg und Litauen können sie nur mit Schiff erreicht haben. Trotzdem scheinen die L. keine nähere Berührung mit Seefahrt gehabt zu haben. Man vergleiche dazu die starken Seefahrereigenschaften bei den West- und Ostgoten und besonders bei den Wandalen. Einmal schickt König Agilulf dem Awarenkönig Handwerker zur Erbauung von Schiffen (Paulus IV/20). Waren dies Langobarden oder Römer bzw. Byzantiner?

36. Eine Zusammenstellung bei L. Schmidt, a. a. O., S. 586ff.

37. Siehe Anmerkung 32a. Es handelt sich hierbei um eine kleine Kirche mit Befestigung bei Maglern, nahe der Reichsgrenze bei Tarvis, und um eine größere Befestigung in Duel bei Feistritz a. d. Drau, oberhalb von Villach.

38. Eine gut bebilderte Monographie Pavia's von Sòriga in der Reihe: Italia artistica (Istituto d'arte grafiche, Bergamo 1927). Sehr gut der Führer: Pavia e la sua Certosa von G. Natali, Pavia 1925, wo die ganze ältere Literatur gewissenhaft angegeben ist.

40. Eine überschwengliche Beschreibung der baulichen Schönheit Pavias erfolgte im 10. Jahrhundert durch Luitprand, Bischof von Cremona in seinem Werk Antapodosis (Mon. germ. hist. script. III. lib. III, cap. 2, 3).

Über Pavia zur Gotenzeit: Agnellus liber pontif. eccles. Ravenn. (Mon. germ. histor. SS. RR. 265).

41. Die Krypta San Giovanni domnarun. Siehe Anm. 14, Reste an den dem Dom benachbarten Kirchenteilen und an Santa Maria delle caccie.

San Michele besitzt Bruchstücke des alten Baues (Ornamente und vielleicht auch Figurales), an seiner Westfront verwendet, San Pietro in ciel d'oro schöne Flechtbandbögen am Abgang zur Krypta. Der Mauerzustand ist nicht untersucht.

42. Darüber L. Hartmann, a. a. O. II/II, Kap. 1, und bei L. Schmidt, a. a. O., S. 613.

43. Die Bezeichnung Arimanni ist nicht vollkommen aufgeklärt. In Italien führten vielfach die Truppen der Grenzmarken diese Benennung. Sie entsprachen den milites limitanei der byzantinischen Militärorganisation und beweisen, daß die Langobarden manche Äußerlichkeit im Heerwesen von Byzanz übernommen hatten. Aber auch jeder vollfreie Langobarde wird Arimannus genannt, weil er automatisch Angehöriger des Kriegerstandes ist.

44. L. Hartmann, a. a. O., S. 6. Im Bedarfsfalle haben die Langobarden Leute der unterworfenen Völker und Knechte des eigenen Volkes zu Aldionen gemacht, um derart das Heer zu verstärken.

45. Paulus spricht sich darüber in Buch II und III an mehreren Stellen ganz offen

aus. Die päpstlichen Berichte hingegen übertreiben wie immer.

46. Ähnlich den bairischen und sächsischen Gesetzessammlungen. Über die Gesetze selbst und ihre genaue Textierung: Monum. germ. histor. Leges, Tom. I u. IV.
47. L. Schmidt, a. a. O., S. 615, und L. Hartmann, a. a. O. II/II, Kap. 1.
48. L. Hartmann, a. a. O. II/II, Kap. 3.
49. Es kam wohl zu keinem Kampf, doch hatte schon der Einmarsch der Langobarden in Südfrankreich die Franken entlastet.
50. Ihm setzten seine Söhne zur Erinnerung den schönen Altar in der Kirche S. Martin in Cividale, er gehört zu den wichtigsten Werken langobardischer Figurenkunst. Siehe C. Cecchelli, a. a. O.
51. L. Schmidt, S. 618, a. a. O.
52. Siehe meinen Aufsatz darüber in „Christliche Kunstblätter", Linz a. d. D. 1937, mit einer Kritik des Textes. Darüber besteht eine umfangreiche Literatur.
53. Brief des Papstes an Karl vom Jahre 740, abgedruckt bei O. Abel, a. a. O., S. 151, in der Ausgabe von 1849.
54. Paulus berichtet über diesen päpstlichen Besuch nichts, seine Beschreibung der Regierung Liutprands ist überhaupt sichtlich unvollständig. Näheres bei Hartmann, a. a. O. II/II, S. 144.
55. Der genaue Text in Monum. germ. hist. Leges IV. Auch bei Schlosser, Quellenbuch zur abendländischen Kunstgeschichte, S. 49ff.
56. Über die Auffindung der Gebeine Liutprands: Majocchi in Archivio storico lombardo, Ser. III, Vol. VI. Die Auffindung erfolgte im Jahre 1895.
57. Diese Werke sind alle verschwunden.
58. Paulus Diaconus, a. a. O. VI/57.

Anmerkungen zum 4. Abschnitt

1. Die wichtigste Literatur: G. T. Rivoira; Le Origini della architettura lombarda (1901), fleißig, doch wenig kritisch. R. Cattaneo: L'architettura in Italia dal secolo VI. al mille circa (1887), ausgezeichnete Materialiensammlung, richtige Datierungen, doch sonst vollkommen chauvinistisch. L. Venturi: Storia dell'arte italiana, Bd. II. Moderne, kritische und vorurteilslose Arbeit. A. Haupt: Die älteste Baukunst, 3. Auflage, 1935, grundlegendes Werk von großer Bedeutung. Stückelberg, Langobardische Plastik (1909), eine ausgezeichnete Sammlung der langobardischen Einzelformen in der Ornamentik. Nils Åberg: Goten und Langobarden in Italien (die beste Arbeit über die Entwicklungsgeschichte des Tierornamentes). H. Picton: Die langobardische Kunst in Italien (1931), eine temperamentvolle und gelungene Ehrenrettung der langobardischen Kunst. Für die Plastik: Haseloff, Vorromanische Plastik in Italien (1930); steht den Langobarden mindestens gleichgiltig gegenüber, geht nicht auf die nordischen Belange ein.

   Grundlegend die Arbeiten von C. Cecchelli, besonders seine umfangreiche Arbeit Arte barbarica in Cividale, in mehreren Jahrgängen (ab 1920) der Zeitschrift Memorie storiche forogiuliesi, die auch sonst wegen der anderen Mitarbeiter heranzuziehen wäre. Ferner: J. Strzygowski: Altslavische Kunst (1929). Ferner verweise ich auf meine bei Diederichs (Jena) 1939 erscheinende umfangreiche und wissenschaftliche Bucharbeit: Kunst der Langobarden in Italien.

   Bei diesem Anlaß verweise ich auch auf meine vielen verstreuten Aufsätze, von denen manche in „Das Bild" (Karlsruhe 1936 und 1937) und in den „Christlichen Kunstblättern" (Linz a. d. D. 1936

und 1937 u. f.) erschienen sind. Über die nachlangobardische Kunst in den Ostalpen: Mein Aufsatz im Jahrbuch 1938 des deutsch. u. österr. Alpenvereins, und über die Funde in Tirol und Kärnten jener im „Schlern“ (Bozen, Januar 1938).

2. An dieser Erforschung ist besonders Cecchielli, a. a. O., und der rührige Direktor des Museums in Trient Dr. Gerola beteiligt.

2a. Siehe meine Bucharbeit „Kunst der Langobarden in Italien“, a. a. O. (Diederichs, 1939).

3. Darüber E. Beninger: Germanenzeit in Niederösterreich (1934) eine ausgezeichnete Arbeit) und Hampel: Ungarische Altertümer, 4 Bände, vielfach veraltet, doch als Materialiensammlung sehr brauchbar. Über den Grabfund aus Krainburg: Kunstgeschichtl. Jahrb. d. k. k. Zentralkommission 1903.

4. Siehe die bei Hampel, a. a. O., angeführten Funde aus den umfangreichen Gräberfeldern von Keszthely.

5. Ein besonders großartiges Beispiel dieser langobardisch-awarischen Mischkunst bei Verwendung süddeutscher Einzelheiten ist der im späten 8. Jahrhundert entstandene Tassilokelch in Kremsmünster (siehe meine Studie in „Das Bild“, Karlsruhe, Sonderheft, Sommer 1937).

6. Aber man darf darin nicht so weit und unvölkisch gehen, wie Frankel, Haseloff und leider auch Wölfflin. Trotz dieser begreiflichen Beeinflussung bleibt sehr viel Eigenes und Weitwirkendes übrig, das kein gerechter Beurteiler übersehen darf.

7. Siehe meine Aufsätze in „Das Bild“ (1937) und „Christliche Kunstblätter“ (1937).

Ferner meine Studie: Die Historia langobardorum des Paulus Diaconus als kunstgeschichtliche Quelle, in „Die Welt als Geschichte“ (1936).

8. So ließ Kaiser Otto III. einen langobardischen Maler zur Ausschmückung des Doms zu Aachen kommen (Monum. germ. hist. SS. lang. IV, 729).

8a. Über die Buchmalerei in Bobbio: D’Ancona, La miniatura italiana und Hieber, die frühmittelalterlichen Miniaturen (1912).

9. Von hier aus wurde auch manche Einzelheit des Tassilokelches beeinflußt (siehe Anm. 5).

10. Siehe dazu Stückelberg, a. a. O., und Picton, a. a. O.

11. Reste solcher langobardischer Stuckdekorationen befinden sich in den Krypten S. Eusebio (Pavia) und S. Salvatore (Brescia), dagegen ist der großartige Stuck im „Tempietto longobardo in Cividale“ (siehe Anm. 34) im Grunde nicht langobardisch. Weiterführungen solcher Stuckdekorationen noch im frühen 9. Jahrhundert im Mals (St. Benedikt) und bald darauf in St. Germigny des près. Diese Stuckdekorationen erhalten sich in Westdeutschland bis in das 12. Jahrhundert.

12. Sie werden von mir veröffentlicht werden. Die schönsten finden sich in Sta Maria in Cosmedin, Sta Maria in Trastevere, Sta Sabina, S. Saba, SS. Apostoli, S. Agata dei Goti, S. Giovanni in Laterano und S. Giovanni in porta latina. Eine 1. Veröffentlichung durch mich in „Germanien“ Heft 8, 1938.

13. Diese Teilung wird meines Wissens hier zum erstenmal vorgenommen und kann nicht streng genug durchgeführt werden. Sie ist für das Verständnis der Verbreitung nachlangobardischer Kunstformen besonders in den Ostalpen von großer Wichtigkeit. Natürlich ist diese Scheidung nicht so schroff wie zwischen der karlingischen Hof- und Volkskunst, denn die langobardische Kunst bleibt immer volkhaft eingestellt.

14. Siehe meine Studie über S. Giorgio in „Das Bild" (Karlsruhe) und „Christliche Kunstblätter" (Linz a. d. D.), beide im Jahre 1937 erschienen.
15. Trotz der nur kurzen Besetzung haben sich in Ravenna viele langobardische Einzelheiten erhalten. Sie sind, ähnlich wie Rom, erst nach dem Fall von Pavia in einem gewissen modischen Wollen übernommen worden.
16. Eine Abbildung bei Haseloff, a. a. O., Tfl. 54, und ferner Römische Quartalschrift, 1906, Aufsatz von E. Herzig.
17. Goldschmidt, A.: Die Elfenbeinskulpturen aus der Zeit der karolingischen und sächsischen Kaiser (1918), mit reicher weiterer Literatur.
18. Am besten darüber Cecchelli, a. a. O., am Beginn seiner Aufsatzreihe L'arte barbarica in Cividale.
19. Darüber: F. Wieser, das langobardische Fürstengrab aus Civezzano, Innsbruck 1885. Eine moderne Bearbeitung mit guten Photos wäre gerade bei diesem wichtigen Stück äußerst notwendig.
20. Dazu Åberg, Beninger und J. Strzygowski: Christliches und Heidnisches um das Jahr 1000 (der Aufsatz von Dr. Brehm).
21. Die erste Veröffentlichung dieser Kerker (samt Grundriß) erfolgte durch mich im „Archiv für Kulturgeschichte" (1938, Oktoberheft).
22. Siehe meinen Aufsatz im Jb. d. deutsch. u. österr. Alpenverein 1938.
23. Hübsche Beispiele der Zimmermannsarbeit im Steinbau stellt A. Haupt, a. a. O., an mehreren Stellen zusammen. Frankel (Romanische Baukunst, im Handbuch für Kunstwissenschaft) ist vollkommen abgeneigt, den Langobarden eine eigene Baukunst zuzubilligen.
24. Eine Abbildung auf S. 40 im Band Spoleto von C. Bandini (Serie Italia artistica des Istituto d'arte grafiche, Bergamo).
25. Darüber ausführlicher meine Studie über den kunstgeschichtlichen Wert der Hist. lang. in „Die Welt als Geschichte" (Dezember 1936).
26. Cipolla, codice diplom. del monastero di S. Columban di Bobbio. Roma, 1918. Von deutscher Seite aus wurde Bobbio noch nicht durchforscht.
27. Dazu meine Studie in „Christliche Kunstblätter" (Linz a. d. D. 1937).
28. Über die langobardische Krypta mein volkstümlicher Aufsatz in „Das Bild" (1936).
29. Vielfach treten an solchen Kapitellen auch Kombinationen mit irgendeiner Form des Flechtbandes auf. Starker Einfluß auf die Ostalpen!
30. Am besten beurteilt dies wieder A. Haupt, a. a. O.
31. Ein Verzeichnis solcher Baptisterien in dem alten Werk von Lopez, Il battistero di Parma (um 1850). Ferner Venturi, a. a. O., Bd. II.
33. Siehe meine Aufsätze in „Das Bild" und „Christliche Kunstblätter" (1937).
34. Eine große Studie von mir über den „Tempietto" in „Christliche Kunstblätter" (Linz a. d. D. 1938). Eine noch größere kritische Darstellung des Baues mit einer Rekonstruktion der Einrichtung ist durch mich geplant.
35. L. Chiappelli: Il senso d'arte in Paolo diacono (Memor. stor. forogiuliesi, 1929), eine ausgezeichnete Arbeit.

Anmerkungen zum 5. Abschnitt

1. Aus dem Leben des Papstes Zacharias, Kap. 21: „Und die göttliche Gnade... nahm den König von dieser Welt und nun hatten alle Verfolgungen ein Ende.

Und es war große Freude nicht allein bei Römern und Ravennaten, sondern auch bei dem Volk der Langobarden."

2. Paulus Diaconus, in IV/38, wo er die Geschichte seiner Familie erzählt und in Kapitel 39 des gleichen Buchs. Ferner an vielen anderen Stellen, besonders bei den Berichten über die Grenzkämpfe gegen Awaren und Slaven. Die Herzöge von Friaul wußten nur allzugenau, welchen wichtigen Posten sie in diesem Grenzdukat innehatten.

3. Leben des Papstes Zacharias, Kap. 21, Ende: „Papst Zacharias schickte alsbald eine Gesandtschaft an ihn (König Ratchis) ab und schloß mit ihm Frieden auf 20 Jahre, und nun hatte ganz Italien Ruhe."

   Dieses „ganz Italien", unter päpstlicher Perspektive gesehen, war aber nur das römische Gebiet. Denn in Wirklichkeit war eine der ersten Handlungen des Königs Ratchis die Entfernung des romfreundlichen Herzogs Transamund von Spoleto, eine Handlung, die sich unmittelbar vor der römischen Nordgrenze abspielte. Auch ging die Ersetzung Transamunds durch den neuen Herzog Lupo keineswegs friedlich vor sich, und die sich dabei abspielenden Kämpfe waren nicht nur solche innerer Art, sondern im Grunde auch solche zwischen nationalen Langobarden und der römischen Partei.

4. Die Quelle darüber heißt: Chronik des Mönches Benedikt vom Berg Sorakte und wurde von einem einfachen, doch mit guten Nachrichten versehenen Mönch gegen Ende des 10. Jahrhunderts im Kloster San Andrea auf dem Berg Sorakte (nördlich von Rom) geschrieben. Über den Berg und seine Bauten hat R. Kohlrausch in „Deutsche Denkstätten in Italien", neue Folge, sehr anziehend berichtet.

   Nach den langobardischen Gesetzen durfte der Mann seiner jungen Frau als Morgengabe nur höchstens ein Viertel seines Vermögens geben, weitere Schenkungen an die Frau waren untersagt. (Siehe Liutprands Gesetze VI,49 in Monum. Germ. hist. Leges IV.)

5. Die Chronik des Mönchs vom Berg Sorakte (siehe Anm. 4) bietet darüber die einzige verläßliche Nachricht.

6. Dazu der ganz eindeutige Bericht bei Einhard, dem berühmten Kanzler Karls des Großen in seinen Annalen (Jahrbüchern) zum Jahr 746: „In diesem Jahre eröffnete Karlmann seinem Bruder Pipin, was er schon lange im Sinne hatte, daß er das weltliche Leben verlassen und im Mönchskleide Gott dienen wolle." ... Jahr 747: „Karlmann reiste nach Rom, entsagte den Ehren dieser Welt, vertauschte sein Kleid und erbaute auf dem Berg Sorakte ein Kloster zu Ehren des hl. Silvester, da wo dieser einst während der Verfolgung... gewohnt haben soll. Nachdem er hier einige Zeit gelebt hatte, besann er sich eines Besseren, verließ diesen Ort und zog sich nach dem Kloster des hl. Benedikt, das bei der Burg Casinum in der Provinz Samnium liegt, zurück, um Gott zu dienen und nahm dort das Mönchskleid."

   Wahrscheinlich hatte Karlmann auf dem Berg Sorakte keine Ruhe von den Besuchen seiner vielen Anhänger und suchte deshalb die größere Einsamkeit von Monte Cassino auf.

7. Von dieser wichtigen langobardischen Krönungskirche haben sich nur wenige Teile erhalten. Mit Flechtband geschmückte Steinbalken in den drei schönen, schon der Romanik angehörenden Portalen, dann einige Werkstücke, eingesetzt an die Wände des Atriums und dort, wie auch im Inneren, wurden Kapitelle des 8. Jahrhunderts in Überarbeitung weiter verwendet. Ob in den Mauern langobardische Reste vorhanden

sind, kann ohne Grabungen nicht festgestellt werden. Über den heutigen gewölbten Bau geht die Stilkritik weit auseinander.

8. „Treulos, grausam, brüllender Löwe, gottlos, unselig, in den Händen des Teufels, gleich dem bösen Feind, verruchter König, Tyrann und ein Kind des Teufels, in den Schlund der Hölle gefahren" usw.

9. Ein solcher Versuch ist der durch den Markomannenkönig Marbod zusammengebrachte Swebenbund des 1. Jahrh. n. d. Ztw. gewesen.

10. Gute Belege dafür erbringt Graf Brandis in seiner ausgezeichneten Studie „Die Habsburger und die Stephanskrone" (Wien 1937) ab S. 67 und begründet dort auch diese mit Recht als typisch deutsch bezeichnete Eigenschaft, die es bis zum 19. Jahrhundert verhinderte, daß gleich Frankreich und England, auch Deutschland ein Nationalstaat wurde. Dieser unselige Hang zur räumlichen Zerbröckelung und Isolierung dürfte seinen tiefsten Grund wohl schon in der Siedlungsart der Germanen haben, die, wie schon Tacitus in seiner Germania erwähnt, nicht Städte und Ortschaften bildeten, sondern in einzelnen, verstreuten Gehöften wohnten, von wo sie nur im Kriegsfalle sich in Form der Sippe zur fallweisen Einheit zusammenschlossen. Diese Zersplitterung und dieser Partikularismus konnte erst durch des Dritten Reichs kraftvolle neue Gaueinteilung überwunden werden, sie beseitigte einen Grundfehler der Deutschen.

11. Hartmann, a. a. O. II/I, Kap. 4.

12. Darüber berichtet Paulus VI/52: „Um diese Zeit schickte Karl der Frankenkönig seinen Sohn Pipin an Liutprand ab, damit dieser der Sitte gemäß sein Haar nehme. Indem er ihm nun sein Haupthaar abschnitt, trat er in ein väterliches Verhältnis zu ihm."

13. Hartmann, a. a. O. II/II, S. 175. Zu vergleichen: L. Schmidt, a. a. O., S. 510, und 526, die Westgoten haben nach ihrer Katholisierung orthodoxe Sitten betont.

14. Genau beschrieben bei Hartmann, a. a. O. II/II, S. 179ff. Einhards Bericht in seinen Annalen zum Jahr 753 ist auffallend kurz. Das dort erwähnte Hofgut Carisiacus, wo die Zusammenkunft zwischen König und Papst stattfand, ist der Ort Quierzy bei Soissons. Weit ausführlicher und mit einer gewissen novellistischen Breite ausgeführt im „Leben des Papstes Stephanus II". Die bei Hartmann II/II, S. 181 erwähnte königliche Pfalz zu Ponthion ist nicht genau lokalisierbar, sie dürfte in der Nähe von Chalons sur Marne gelegen gewesen sein.

15. Über dieses interessante Vorgehen Karlmanns, der aus seiner selbstgewählten mönchischen Ruhe hinaustrat, Einhard, Annalen, zum 753: „Auch Karlmann, der Bruder des Königs, damals bereits Mönch, kam auf Befehl seines Abts, um beim Bruder den Wünschen des römischen Papstes entgegenzuwirken. Wie man glaubt, tat er dies jedoch nur ungern, indem er weder die Gebote seines Abtes hinanzusetzen, noch dieser den Befehlen des Langobardenkönigs, der ihm solches aufgetragen hatte, zu widerstehen wagte." Von einer disziplinaren Behandlung dieser Einmischung, wie sie bei Hartmann II/II, S. 182 aufscheint, erwähnt Einhard, a. a. O., zum Jahr 755 nichts. Er sagt nur „Der Mönch Karlmann aber, des Königs Bruder, der mit der Königin Berthrada in der Stadt Vienne zurückgeblieben war, starb noch vor der Heimkehr des Königs aus Italien an einem Fieber. Sein Leichnam wurde auf Befehl des Königs nach dem Kloster des Hl. Benedikt (Monte Cassino) gebracht, wo er sich hatte als Mönch einkleiden lassen". Jedenfalls scheint diese Intervention Karlmanns nicht ohne Be-

deutung gewesen zu sein, und sie wirft ein knappes Licht auf die Familienverhältnisse am Hofe Pipins.

16. Von der römischen Kunst der strategischen Befestigung hatten die Langobarden nichts gelernt. Obwohl sie viele römische Kastelle übernahmen, ließen sie auch manche, trotzdem sie an wichtigen Punkten lagen, verfallen. Die Ostgrenze gegen Ravenna war durch Flußläufe (Etsch, Brenta u. a.) einigermaßen gut geschützt, die Westgrenze hingegen, deren Gefährdung die Langobarden doch schon früh erkennen mußten, war nur durch die Talsperren gedeckt und besaß im piemontesischen Hügelland keinen weiteren Rückhalt mehr. Merkwürdigerweise scheint Turin nie angegriffen worden zu sein.

17. So im Brief Papst Stephanus II. an König Pipin und seine Brüder aus dem Jahre 756, Februar.

18. Siehe Anm. 17. Der Brief zeigt in der Beschreibung der „Greueltaten" ein deutliches Klischee, es könnte bei jeder damaligen Belagerung verwendet werden. Dann heißt es „Selbst heidnische Völker haben niemals so viel Unheil angerichtet, und selbst die Steine weinen mit uns beim Anblick unseres Unglücks". An einer anderen Stelle: „Höret uns Geliebteste und helfet uns. Noch ist es Zeit uns zu retten. Und wenn wir... sollten umkommen müssen, bedenket, auf wessen Seele diese Sünde fällt... so werdet Ihr für alles Rechenschaft geben müssen vor dem Richterstuhl Gottes."

19. Dieser Warnehar überbrachte den in Anm. 18 erwähnten Brief; er wird am Schluß dem König empfohlen „Der genannte Warnehar aber hat aus Liebe zum heiligen Petrus selbst den Panzer angelegt und auf den Mauern der Stadt Tag und Nacht Wache getan...".

20. Darüber hat Gregorovius in seiner großen „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" ausführlich gehandelt. Ein volkstümlicher Abriß davon in des gleichen Verfassers köstlichen „Wanderjahre in Italien", 4. Band im Aufsatz: Das Reich, Rom und Deutschland.

21. Der Gedanke einer Einigung Italiens, aber unter dem Szepter des Kaisers, ist bei Dante (De monarchia, in der Göttlichen Komödie u. a.) schon oder noch klar vorhanden. Von geistlicher Seite aus trugen sich mit dieser Absicht Cesare Borgia und besonders Papst Julius II. Darüber außer Gregorius noch Schnürer, Kirche und Kultur im Mittelalter, Bd. 3 und 4, und Pastor, Geschichte der Päpste. Der päpstliche Einigungsgedanke war so lange stark, als der Statthalter Christi sich in erster Linie als weltlicher Herrscher fühlte. Mit dem Aufleben reformatorischer Bestrebungen, die dann zum Konzil von Trient führten, ist den Päpsten der Einigungsgedanke abhanden gekommen und wurde bereits im frühen 18. Jahrhundert Eigentum einiger Patrioten.

22. Brief an König Pipin vom Jahre 756.

23. Die zeitgenössischen Quellen schweigen über diesen Vorgang fast völlig. Eine deutliche Erwähnung nur im „Leben des Papstes Zacharias". Noch im 12. Jahrhundert wurde in der Nähe von Monte Cassino ein Weinberg als jener des Ratchis bezeichnet (Abel, a. a. O., Anm. auf S. 163, Ausgabe 1849, ohne Quellenangabe).

24. Über diese hervorragenden Kunstwerke siehe meinen Aufsatz im Sonderheft von „Das Bild" (Karlsruhe, Sommer 1937). Eine wissenschaftliche Bearbeitung der beiden Stücke durch mich ist geplant.

25. Papst Stephanus an die Könige Karl und Karlmann vom Jahre 770. (Abel, a. a. O., Ausgabe 1849, S. 224.)

26. Eine schöne, poetische Beschreibung der überaus stimmungsvollen Baugruppe durch R. Kohlrausch, Deutsches Heldentum in Italien, 1935, S. 105 ff.

Aus der Zeit des Desiderius stammen dort: Die erhaltenen Reste des Langhauses von S. Salvatore mit sehr interessanten Spuren von Malereien, die nicht dem byzantinischen Schema angehören, und in erster Linie der herrliche Ostteil der Krypta dieser Kirche (siehe Anm. 70 zu Kap. 3). Außerordentlich bedeutend sind ferner die langobardischen Grabfunde und Reste von Bauplastiken, die im Museo christiano, in den Innenräumen von S. Salvatore und der benachbarten Kirche Santa Giulia schön aufgestellt sind.

27. Eine Beschreibung bei Toesca: La pittura e la miniatura lombarda, S. 32.

28. Eine Abbildung davon in „Das Bild", 1936, Heft. 6. Solche Stuckausschmükkungen waren bis gegen das Jahr 1000 sehr beliebt. Nur hat sich wenig davon erhalten. Die prachtvollen Stuckausschmückungen im „Tempietto longobardo" in Cividale und in der Kirche San Pietro di Civate bei Bergamo sind später, wenn auch zum Teil unter dem Einfluß des langobardischen Stucks entstanden.

29. Die Datierung des Duomo vecchio in Brescia ist eine der größten Streitfragen der modernen Kunstgeschichte. Ein Versuch der Lösung ist wohl durch mich geplant, doch kann hier diesen Vorschlägen nicht vorgegriffen werden. Auf jeden Fall ist sowohl das Äußere, als besonders das Innere des Duomo vecchio eine der großartigsten Erinnerungen an mittelalterliche Baukunst in ganz Oberitalien.

30. Hartmann, a. a. O. II/II, S. 266. Die Reste der Befestigungen sind mir bisher nicht bekannt geworden.

31. Chronik von Novalese (geschrieben um 1020 im piemontesischen Kloster Novalese unter geschickter Benützung der damals noch sehr lebendigen mündlichen Tradition).

32. Chronik von Novalese und das „Leben der hl. Amelius und Amicus" (Entstehungsjahr und -ort unbekannt, älteste Handschrift aus dem 12. Jahrhundert).

33. Aus dem Leben der Hl. Amelius und Amicus (siehe Anm. 32). Beim gleichen, später Mortara genannten Ort erlitten am 21. März 1849 die Piemontesen durch Radetzky eine schwere Schlappe.

34. Chronik von Novalese. In dieser und in anderen Quellen wird ferner oft der Name des Adelchis, des Sohnes des Königs Desiderius erwähnt. Dieser Adelchis muß wohl ein kühner Mann gewesen sein, in der Sage wird er überhaupt zur Verkörperung der Tapferkeit an und für sich, und es macht den Eindruck, als hätten diese um 800 entstandenen Sagen in der Person des Adelchis eine Art Zusammenfassung aller langobardischer Tapferkeit im Sinne einer Erinnerung an eine vergangene große Zeit schaffen wollen. Adelchis war bereits im Jahre 759 Mitregent; vor der Einschließung von Pavia konnte er noch nach Verona entfliehen und versuchte von dort einen letzten Widerstand einzuleiten. Was hingegen die Chronik von Novalese von des Adelchis kühnen Taten im belagerten Pavia erzählt, ist Sage und übernimmt hierzu damals bekannte Erzählungen von der wunderbaren Stärke des Königssohnes.

Sein Schicksal hat Manzoni dichterisch frei in einer gleichnamigen Tragödie behandelt. Nach Einhard (Annalen, Jahr 774) starb Adelchis in Byzanz in der ehrenvollen Stellung eines Patricius.

35. Einhard, Annalen zum Jahr 774. Nur einige Städte scheinen sich gehalten zu haben, was aus Einhards Bemerkung hervorgeht: „Ihr (Pavia) folgten die anderen Städte nach und unterwarfen sich dem König..."

36. Das Ende des Desiderius wird verschieden erzählt. Einhard, Annalen 774: „Der König kehrte mit dem gefangenen

König Desiderius ins Frankenland zurück." 786: „Karl hatte in Desiderius das Haupt des unterworfenen Reichs in seiner Gefangenschaft." Einhard in „Leben Kaiser Karls": „Desiderius wurde zeitlebens verbannt." Leben des Papstes Hadrian: „Den König Desiderius aber führte er mit sich nach dem Frankenland ab." Chronik des Mönchs von Salerno: „Als König Karl nach Italien gekommen war, wurde König Desiderius von seinen Mannen hinterlistig verraten und von Karl gebunden seinen Leuten übergeben, und es sagen einige, daß er ihn habe des Augenlichts berauben lassen."

Auf jeden Fall hat sich die Sage auch bald der Gestalt des unglücklichen letzten langobardischen Königs bemächtigt und wob um sein Haupt den Strahlenkranz des Märtyrertums, Desiderius wird, ähnlich seinem Sohne Adelchis, zum Vertreter einer glorreichen, doch vergangenen Zeit.

Eine der schönsten dieser Sagen, wie der König noch als Herzog durch eine Schlange (also durch das heilige Tier der Langobarden!) im Traum zur Königswürde berufen wurde, erzählt die Legende von der Heiligen Julia (Bruchstück einer älteren [?] und vollständigen [?] Fassung in der Handschrift des Bischofs Sichard von Cremona, um 1230).

Anmerkungen zum 6. Abschnitt

1. Hartmann, a. a. O. II/II, beschreibt im 7. Kapitel sehr ausführlich die Umwandlung in den fränkischen Staat. Vielleicht mag das gemeinsam Germanische Karl gefühlsmäßig vor großen und tiefreichenden Änderungen abgehalten haben. Aus den zeitgenössischen Quellen geht überhaupt hervor, als hätte Karl seinen Sieg über Desiderius keine allzugroße Bedeutung beigelegt.

1a. Einhard, Annalen zum Jahr 805, ebenso auch die „Fränkischen Annalen" im gleichen Jahr.

2. Hartmann, a. a. O. II/II, S. 283 f. Einhards Annalen zum Jahre 776 zeigen deutlich, welche Bedeutung Karl dem Aufstand in dem wichtigen Friaul beigemessen hatte. Karl hatte den zwischen Hrodgaud, dem Königssohn Adelchis und Arichis, dem Herzog von Benevent geschmiedeten Plan durch einen Brief des Papstes Hadrian aus dem Jahr 776 erfahren, schritt jedoch erst dann ein, als es in Friaul zum bewaffneten Aufstand kam. Über die Weiterführung des Plans durch den Herzog von Benevent und die daraus entstehenden langen Kämpfe zwischen diesem und Karl siehe einen sehr erregten Brief Hadrians an Karl (780?) und die Darstellung bei Hartmann, a. a. O. II/II, S. 274 ff.

3. L. Chiappelli: La formazione storica del Comune cittadino in Italia (Archivio stor. ital. Ser. VII, Vol. X, 1928, S. 72) und Schneider, Die Entstehung von Burg- und Landgemeinde in Italien (1924) an vielen Stellen.

3a. Dante Bianchi: Leggende longobarde, in Memor. stor. forag., 1924, S. 40 ff. Dr. Schweizer wird demnächst seine Untersuchungen über die Zimbern in den Sieben Gemeinden veröffentlichen.

4. Hartmann, a. a. O. II/II, S. 277. In der nunmehr entstehenden Lage sind alle kommenden Kriege in Italien bis zur französischen Intervention bei Mentana keimartig enthalten.

5. Die Beispiele dafür bei Venturi: Storia dell'arte italiana, Bd. II, und bei Cattaneo: L'architettura in Italia dal secolo VI. al mille circa.

6. Venturi, a. a. O. II. Umbau um 805, also noch unter langobardischem Kunst-

einfluß. Der Bau wurde noch nicht genau studiert.

7. Venturi, a. a. O. II. Einige gute Abbildungen bei Steinitzer: Aus dem unbekannten Italien, Bd. III, eine solche einer der Altarplatten aus S. Pietro in der ausgezeichneten Schrift von H. Picton: Die langobardische Kunst in Italien (1931, Abb. 2).

7a. Über Spoleto und seine Kunstschätze ausführlich in meiner Studie „Über einige langobardische Herzogstädte in Italien" (Archiv für Kulturgeschichte, Leipzig 1938), ferner meine „Kunst der Langobarden in Italien" (Diederichs, 1939).

8. Eine Abbildung bei J. Strzygowski: Ursprung der christlichen Kirchenkunst (1920, Abb. 36).

9. Enthalten in des Paulus poetischen Werken, Monum. germ. histor. SS. lang. Paulus erhielt dann selbst von einem seiner Schüler eine schöne Grabschrift in Monte Cassino; sie war im 13. Jahrhundert noch vorhanden. (Abel, a. a. O., Ausgabe 1849, S. XVII). Über das Leben und das Schaffen des Paulus Diaconus siehe Abschnitt 2.

Soweit bekannt, haben sich in Benevent und im Landgebiet des gleichnamigen Herzogtums keine Denkmäler aus langobardischer Zeit erhalten. Doch bleibt es einer gründlichen Durchforschung dieses Gebietes vorbehalten, solche festzustellen, was wahrscheinlich auch gelingen wird. Denn wenn auch Unteritalien besonders schwer unter kriegerischen und sonstigen Zerstörungen seines Kunstbesitzes litt, ist es nicht recht abzusehen, worum aus der kunstfreudigen Zeit der Langobarden weniger Denkmäler vorhanden sein sollten, wie aus der Antike. Stefano Borgia zeigt in seinem Werk: Memorie istoriche di Benevento (Roma 1764) einen deutlich langobardisch runden Turm neben der Ostapsis der Kirche S. Vittorino monache, und bei der Klosterkirche Santa Sofia einen vieleckigen Westturm und einen runden Glockenturm.

In Capua (Museo Campano) haben sich einige ausgezeichnete figurale Reliefs erhalten; einige davon zeigen den langobardischen figuralen Stil der volkstümlichen Gruppe in schärfster Entfaltung, andere davon versuchen eine Art Synthese mit der byzantinischen Kunst. Sie wurden vor ungefähr drei Jahren im Burlington magazine veröffentlicht. (Näheres unbekannt.)

Hingewiesen sei hier kurz auf eine große Zahl von ornamentalen und figuralen Reliefplatten in vielen Kirchen Roms aus dem 9. Jahrhundert. Es handelt sich hier um beste und vom Standpunkt der Forschung aus gesehen, höchst wichtige reine langobardische Arbeiten, die, als das Reich zerstört war, in Rom „große Mode" wurden. Siehe Anm. 12 zu Abschnitt 4.

10. Einhards Jahrbücher zum Jahr 788 und ebenso die Lorscher Annalen. Bei diesen wird die Patriotin Liutpirc ein „böses, gottverlassenes Weib" genannt. Diese Auflehnung des Tassilo stand in Verbindung mit der feindseligen Haltung Benevents; ob Adelchis auch dabei noch beteiligt war, ist aus den Quellen nicht sicher zu entnehmen.

10a. Vgl. O. Plaßmann: Wikingerfahrten und Normannenreich.

10b. Über die Erhaltung langobardischer Volkssplitter berichtet in gewohnt gründlicher Weise C. Cecchelli in Memor. stor. forogiuliesi, 1923 und ebenda 1924 Dante Bianchi in seinem überhaupt sehr wichtigen Aufsatz: Leggende longobarde (siehe auch Anmerkung 3a).

11. Monum. germ. histor. SS. IV/729.

12. Über den Maler Auripert aus Lucca: Troya, codic. diplom. longobardo, Nr.

793 und 498, über den Maler Lambert aus Benevent ebenda Nr. 498.

13. Chronikon monasterii Casinen. Lib. I, cap. 10. Die Malereien wurden um 770 geschaffen. Daß das berühmte Kloster in der Hand der Langobarden war, ersieht man aus der bekannten Stellungnahme seines Abtes zugunsten Königs Aistulf, als er den abgedankten Frankenkönig Karlmann zur langobardischen Unterstützung nach Frankreich sandte (Anm. 15 zu Kap. 4). Dieser Abt scheint einer der wenigen hohen Geistlichen gewesen zu sein, die sich offen zu den Langobarden bekannten.

14. Ein schönes Beispiel dafür sind das Atrium von S. Ambrogio zu Mailand und die überaus wertvolle Kirche in Alliate nördlich von Mailand.

15. Diese langobardischen Bestandteile in der langobardischen Früh- und Hochromanik herauszusuchen, ist eine der vornehmsten und nächsten Aufgaben der Deutschen Kunstgeschichte. Schon deshalb, weil die lombardische Romanik die ganze süddeutsche Romanik (Ostalpen und Alpenvorland, Ostschweiz) nachhaltig beeinflußte. Man wird dann auf diese analysierende Weise auch die aus der langobardischen Beeinflussung herrührenden Bestandteile in der süddeutschen Romanik überhaupt kennen lernen (siehe meinen Aufsatz „Langobardische und nachlangobardische Kunst in den Deutschen Ostalpen", Mannus 1938 und die verschiedenen ausgezeichneten Aufsätze von verschiedenen Fachgelehrten in „Die bildende Kunst in Österreich", Bd. II, Vorromanische und romanische Zeit (Wien 1937). Langsam, aber sichtlich mit Erfolg schärft sich unser Blick für die ungeheure Bedeutung der langobardischen Kunst sowohl für Oberitaliens Mittelalter, als auch besonders für die deutsche Romanik.

Natürlich darf dies alles nicht – wenn auch in bester Absicht – übertrieben werden, denn schließlich ist besonders die langobardische Baukunst wohl in ihrer weltanschaulichen Grundlage nordisch-langobardisch, aber so manche Einzelheit verweist auf den antiken, den byzantinischen und darüber hinaus auf den west- und kleinasiatischen Kulturkreis. Da es aber der langobardischen Baukunst gelang, diese ungewöhnlich traditionssicheren Bestandteile volkhaft zu verarbeiten, so erwuchs ihr auch daraus genug des Ruhms.

Einen kunstgeschichtlichen Versuch der Nachwirkung der langobardischen Kunst in Oberitalien –, in den Ostalpen und an der adriatischen Ostküste eingehend zu schildern und zu begründen, unternahm ich in meinem wissenschaftlichen Werk „Kunst der Langobarden in Italien" (Diederichs, 1939).

Anzeigen
des Verlages